This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

# Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen

# Tagebuchblätter

## eines Sonntagsphiloſophen

Geſammelte Grenzbotenaufſätze

von

Rudolf Hildebrand

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1896

838
H6414ta

G.L.
German
Feldman
2.2.55
91167

3-3-55 N.K.P.

# Vorwort

Im Sommer 1884 führte mich ein glücklicher Zufall in einem kleinen thüringischen Badeorte (Lobenstein) mit Rudolf Hildebrand zusammen. Den Wochen, die ich dort mit ihm verlebt habe, verdanke ich eine Fülle von Anregungen. Eines Abends, wo von der „Goethephilologie“ und ihren Auswüchsen die Rede war, sprach er mit köstlicher Laune davon, wie man einen Rock- oder Hosenknopf Goethes zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Erörterung machen könnte. Ich bat ihn darum, mir das aufzuschreiben, für die Grenzboten; er war aber lange nicht dazu zu bewegen, und als er mirs endlich schickte, war etwas andres draus geworden als in jener Unterhaltung: aller Spott, alle Schärfe war geschwunden, und damit auch die Spitze; er fürchtete anzustoßen, zu verletzen, und das lag ihm so fern.

Aber der kleine Aufsatz hatte eine höchst erfreuliche Folge. Hildebrand hatte mir auch erzählt, daß er in seiner Jugend große Lust gehabt hätte, „Journalist“ zu werden, ja daß eigentlich an ihm ein Journalist verloren sei. Nach dem Abdruck jenes Aufsatzes nun schien ihn plötzlich die Jugendneigung

(er stand im 61. Jahre!) mit Gewalt zu ergreifen, sodaß sich die Hauptarbeit seines Lebens, die Arbeit am Grimmschen Wörterbuche, gefallen lassen mußte, zeitweilig beiseite gesetzt zu werden, und es entstanden nach und nach die Aufsätze, die er dann unter der Überschrift „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen" in den Grenzboten veröffentlichte, und in denen er sich bisweilen, z. B. in den Aufsätzen nach dem Tode Kaiser Wilhelms und nach der Rede des Prinzen Ludwig von Baiern, wirklich und im eigentlichsten Sinne des Wortes als Journalisten zeigte.

Mit dem Jahre 1889 brach die Aufsatzreihe ab. Es war inzwischen 1887 unter Hildebrands Mitwirkung die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" gegründet worden, und ihr widmete er fortan die lebhafteste Teilnahme. Da sie auf jedem Umschlag seinen Namen trug, so brachte ers nicht übers Herz, ein Heft hinausgehen zu lassen, das nicht einen Beitrag von ihm enthalten hätte. Vieles von dem, was er dort veröffentlicht hat, hätte, nur wenig anders behandelt, recht gut auch unter den „Tagebuchblättern" seinen Platz finden können. Aber seine ganze Liebe und Fürsorge gehörte nun der neuen, seiner eignen Zeitschrift. Selbst als ich ihm eines Tags den wirklichen Dichter des „nicht anerkannten Verses von Goethe" brachte (Johann Christian August Heinroth) und dann auf seinen Wunsch in den Grenzboten davon Mitteilung machte (1893, I, S. 596), kam er nicht

in den Grenzboten, sondern in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (1893, S. 291) auf die Sache zurück.

Nach seinem Tode wurde von vielen seiner Freunde und Verehrer der Wunsch geäußert, die „Tagebuchblätter" zu einem Bändchen vereinigt zu sehen. Dieser Wunsch wird hiermit erfüllt, und deutlicher noch als bei der ersten Veröffentlichung wird der Leser nun, wo sie vereinigt sind, erkennen, daß diese wissens- und gedankenreichen Aufsätze bei aller scheinbaren Buntheit, bei allem Wechsel von Ernst und Scherz, graubärtigem Grübeln und Jünglingsbegeisterung doch in innigem Zusammenhang unter einander stehen, daß oft ein Thema, das in dem einen als Seitenthema leise vorklingt, im nächsten in reichen, vollen Akkorden austönt. Ein kleiner Aufsatz ist neu hinzugekommen, der seiner Zeit, wohl aus äußern Rücksichten, nicht gedruckt worden war: Das Leibnizdenkmal in Leipzig und der Realismus.

Alle Aufsätze sind, wie sich von selbst versteht, hier getreulich wieder so abgedruckt worden, wie sie in den Grenzboten gestanden haben.*) Rudolf Hildebrand

*) Selbst kleine Ungleichheiten, wie S. 142 wir Deutsche und S. 151. 200. 210 wir Deutschen, sind nicht verwischt worden. Auch die Orthographie ist beibehalten worden. Wie oft war in den Grenzboten, wenn der Setzer ein lateinisches Wort, wie Cultur, mit K gesetzt hatte, bei der Korrektur an den Rand geschrieben: Ich muß dringend um C bitten! Nur ein paarmal sind offenbare

ist einer der wenigen Mitarbeiter der Grenzboten in den letzten zwanzig Jahren gewesen, deren Beiträge fast genau so gedruckt worden sind, wie sie geschrieben waren. Es war auch schwer, ihm etwas abzuhandeln. Konnten ihn doch schon bescheidne Änderungsvorschläge, z. B. für sein Lieblingswort nun einmal jetzt zu schreiben, das er haßte, und das ihm nur ganz selten aus der Feder lief, ungeduldig, ja zornig machen. Damit man ihn aber nicht etwa für gewisse Erscheinungen unsers neuesten Deutsch als klassischen Zeugen anrufe, will ich doch nicht unerwähnt lassen, daß man manches bei ihm mit Anführungszeichen lesen muß, wenn auch keine dastehen, z. B. S. 10 die Constatirung, die Jetztzeit und den Goetheknopf.

Mögen diese „Tagebuchblätter" seinen zahlreichen alten und hoffentlich auch manchen neuen Freunden von ihm den Genuß und die Erhebung gewähren, die ich selbst bei ihrem Wiederlesen gehabt habe; sie sind ein Buch, das man immer wieder einmal zur Hand nehmen wird.

Ostern 1896 G. W.

---

Schreibfehler, die früher übersehen worden waren, verbessert worden wie S. 12 in Reime gebracht (in den Grenzboten: Reime gemacht).

# 1. Das Leibnizdenkmal in Leipzig und der Realismus

6. November 1883

Endlich steht unser Leibniz, nun 1883, nachdem er 1846 beschlossen war, steht vor meiner alten lieben Thomasschule auf dem Thomaskirchhof, der mit der stattlichen Kirche einen wahrhaft erwünschten Rahmen für das Standbild bietet. Der ganze Platz ist durch das stattliche Bild in seinem goldigen Bronzeglanz wie in einen Festraum verwandelt; auch wenn an Markttagen die Obstweiber mit ihren Haufen von Äpfeln bis dicht davor sitzen, wird dies Alltagstreiben von der leuchtenden Gestalt festlich beleuchtet, nicht die Gestalt mit Alltagslicht erniedrigt.

Was hab ich mich auf den Tag gefreut, ich

konnte ihn seit Jahren kaum erwarten: mein Leibniz, den ich mir schon als Student erobert habe oder er mich in innersten Linien und Punkten meines Eigenlebens, nun steht er da und — will mir nicht recht gefallen, ja er ist mir ein wahres Leidwesen. Ich habe wochenlang gezögert, mein Empfinden davor mir selber klar zu gestehen, um nicht einzubüßen, aber es ist ein Fehlgriff.

Hähnel, der treffliche Künstler, hat in Realismus gemacht. Nun gut, den blanken, bloßen Idealismus, von dem manche ein so groß Geschrei machen, hab ich auch schon lange abgelehnt, und Realismus wurde damals das Wort, bei dem mein Herz hoffend aufzuckte. Jetzt aber schmecken mir schon lange beide Ismen nicht, das Wahre, Rechte, das Schöne liegt oder schwebt zwischen und über dem leidigen Zwiespalt, in den man sich da das Lebendige zerschnitten hat, in der Kunst, wie in Wissenschaft und Leben.

An Hähnels Leibniz wird der Blick zunächst gefesselt durch das sogenannte Costüm, das mit einer Treue und Genauigkeit im Erz wiedergegeben ist, daß man an der großen Allongeperücke hängen bleibt und sich in ihren Locken verliert, dann ebenso am Bratenrock mit seinen überladnen Ärmeln, Aufschlägen, Spitzen usw.; auch an den Strümpfen bemerkt man unfehlbar die Falten, an denen der Diener wohl mit der Hand streifen mußte, um sie noch zu glätten; es ist zuviel „Costüm“ und so, als hätte der Künstler daran zuerst gedacht oder doch

zumeist, um ja der Richtung der Zeit nach sogenannter Wahrheit genug zu thun.

Ja was ist Wahrheit? Freilich soll der Künstler zum höchsten Ziel die Wahrheit haben, die Schönheit soll vor allem Wahrheit sein. Die Kunst soll das Leben wiedergeben, wie es ist, ein Bild soll lebendig sein mit aller Fülle des Lebens — das ist es doch, was der sogenannte Realismus will, oder was sonst?

Nun gut, also unsern Leibniz lebendig gedacht: wer vor ihn selber treten könnte und sein Wesen lebendig erfahren und empfinden wollte, der würde mit ihm etwas Hohes verhandeln, etwas, das aus ihm seinen hohen Geist herauslockte, möglichst heraus aus der Tiefe an den Tag, daß es fühlbar, hörbar, sichtbar würde (womit es ja allein der Kunst faßbar wird), sichtbar in den Gesichtszügen, hörbar in der Stimme, die von der „Harmonie" der großen Seele etwas gleichsam aufspielte, fühlbar in der ganzen Art, wie sich der Mann gäbe in Haltung, Miene, Stimme, Gedankengang und Stimmung, ein wunderbares, schwer faßbares Ganzes, das der Glückliche doch empfindet, der einem solchen Geiste so nahen darf, das ihn eine Zeit lang ganz umgiebt und durchdringt, umspinnt und durchzieht wie mit Geistesfäden aus der höhern Welt, in der die Kunst zu Hause sein, ihren Standpunkt haben, uns darin zu Hause machen soll und muß, sonst ist sie nicht Kunst, sonst bleibt sie zufällige Stoffmasse ohne Geist und Leben.

Schwer faßbar — aber die Kunst kann es fassen, die Kunst der Rede, der Dichtung, auch die Kunst, die die Gestalten bildet, ja sie am festesten, sichersten, weil im festesten Stoff selber arbeitend. Aber wie denn? In der Haltung, in den Gesichtszügen, den Augen, da müßte bei einem Leibniz sein hoher Geist leuchten, das bringt auch die Plastik fertig, obschon sie im starrsten Stoff arbeitet.

Wenn aber ein Beobachter von so einer Unterredung käme, auch von einer zweiten, dritten, öftern: welche Stelle würden die Schuhe, die Strümpfe, die Hosen, der Rock usw. in dem Bilde des großen Mannes einnehmen, das er in sich mit fortnähme? Doch nicht wie bei einem Schneider die erste? Und wäre es noch so auffällig, glänzend oder wie, es würde in seinem Bilde überleuchtet sein vom Antlitz und was das sagte, in einen bescheidnen Hintergrund gedrängt durch die Haltung und Geberde des Mannes, in der sich der eigentliche Geist eines Menschen, was er eigentlich will und also was er eigentlich ist, ebenso deutlich ausspricht als in den Gesichtszügen, die selbst nur ein Stück jener Gesamthaltung darstellen, und diese fällt recht eigentlich in das Arbeitsfeld des bildenden Künstlers.

Hähnels Leibniz hat edle Züge, auch schön sind sie bei aller Sorgfalt, das Individuelle festzuhalten; aber sie leuchten nicht aus dem Costüm heraus, das, besonders die Allongeperücke, sich dazu verhält wie zu einem Bilde mit einfachem, tiefem Gehalt ein zu

großer und überreich ausgeschmückter Rahmen, von einem. Überleuchten dieses überreichen Außenwerks vollends sind sie weit entfernt. Hähnels gesuchte Wahrheit ist zu sehr im Außen hängen geblieben, zu wenig ins Innen vorgedrungen, sie geht zu sehr auf Schneider- und Friseurwahrheit aus, zu wenig auf die allgemeine, eigentliche.

Und welcher Geist spricht aus Hähnels Leibnizantlitz? Ein philosophischer? Nach meinen Begriffen nicht. Er sieht aus wie einer, der grübelt, genauer, der eine schwere Rechnung macht, mit gerunzelter Stirn und hat dabei ein aufgeschlagnes Buch in der Hand, in dem er durch den eingeschobnen Finger sich eine andre Stelle gesichert hat. Er denkt also eines Andern Gedanken nach, und das soll doch offenbar Leibniz in seiner vollendetsten Erscheinung sein, nach Hähnels Meinung. Aber Leibniz, so früh und viel er Andrer Gedanken nachlas und nachdachte, strebte darüber hinaus zu eignen, eigensten, neuen Gedanken, wie jeder wirklich große Denker; hier aber scheint er wie hingegeben an fremde Gedanken — oder soll es ein Buch von Leibniz selber sein? Das wird er doch nicht so suchend, grübelnd ansehen? Das kennt er ja genau, weiß mehr von der Sache, seitdem er darüber geschrieben. Auch das Buch in seiner Hand ist nicht reiflich überlegt vom Künstler.

Nun war ja Leibniz ein gewaltiger Rechner, einer der größten, die es wohl geben kann — aber nicht mehr? Soll ihm alles Denken oder sein

höchstes Denken ein Rechnen gewesen sein? Solchen Geistern ist das als nötig unterlaufende Rechnen nur Vorarbeit, und wenn die gethan ist und das Facit leuchtet auf, da blickt auch das geistige Auge leuchtend auf, blickt über ein neu gewonnenes Ganzes hin, bei einem Manne wie Leibniz zugleich über das eine Ganze, das der größte Menschengeist umspannen kann. Hat sich da Hähnel den jetzt freilich herrschenden Modebegriffen von Philosophie ergeben, wonach das höchste Denken in einem Schneiden, Zerschneiden und dann wieder rechnend Zusammenleimen besteht? Das ist nicht philosophisch, nicht Leibnizisch. Die große Harmonie des Alls nach außen und innen, unter die Leibniz alles brachte als unter seinen einzigen Gesichtspunkt, die müßte aus seinen Zügen leuchten auch über das Costüm hinweg; dort aber verkriecht sich sein Geist grübelnd nach innen und ist nach außen dabei — angeputzt wie eine Modepuppe für den kurfürstlichen Salon. Soll denn Leibniz je zum Grübeln dieses Hofcostüm angelegt haben? Wenn er darin einmal zu philosophischen Gesprächen kam, mit seinen fürstlichen Freundinnen z. B., da wird er eben schon Fertiges siegreich überzeugt vorgetragen haben, nicht erst noch so in sich verloren suchend, und gewiß nicht mit einem Buch in der Hand, da mußte sein Antlitz ganz anders aussehen.

Oder sollte Hähnel gemeint haben, daß man in seiner Leibnizgestalt den Gelehrten und Forscher (im

Buche), den Selbstdenker und Philosophen (in der grübelnden Miene) und den Hofmann und Fürstenberater (im Hofkleide) alle zugleich sehen sollte, alle diese verschiednen Leibnize gleichsam in einen zusammengeschoben? Das wäre ja nach Art älterer Kunstarbeit gedacht, aber nicht — Realismus, der vor allem auf einen einzigen bestimmten Punkt in Zeit, Raum und Verhältnissen aussein muß, um in dem seine Schöpfung zusammenzudrängen, wie es in der Wirklichkeit ist.

Ich möchte wissen, was Hähnel bei seinem Schaffen wirklich gedacht und gewollt hat! Es wäre ja lehrreich und anregend, das zu wissen. So aber, wie ich ihn sehe, scheint mir Leibniz zu sehr mit dem realistischen Costümauge gedacht, das tritt mir besonders deutlich in der übergroßen Perücke entgegen. Und wenn er sie bei Hofe so groß trug (beim Studiren zu Hause gewiß nicht), mit wem er in diesem häßlichen Lockenturme seiner Würdiges verhandelt hätte, wem er also als echter Leibniz erschienen wäre, der hätte diesen künstlichen Lockenwust sicher halb vergessen und auch nachher, wenn er sich den Denker wieder vorstellte, ihn in sich nicht so groß und deutlich gesehen, wie ihn der Künstler hier den Geist überschüttend mit übergroßer Mühe ausgeführt hat. Da wäre es zweckentsprechender, leibnizischer, wahrer gewesen, wenn er mit der Behandlung des Kopfes ein wenig, nur ein wenig zu der Art der antiken Kunst zurückgegangen wäre, die

die Kopfhaare mehr andeutend, obenhin behandelte, daß sie als das erscheinen, was sie allein sein können, dienende Nebensachen, nicht als beherrschende Hauptsache, wie hier. Und auch die mühsame Costümarbeit der ganzen Gestalt durfte nach meiner Meinung, ich will lieber sagen Ahnung, mehr auf dem Fuße dieser das Nebensächliche mehr andeutenden Kunst behandelt werden, damit unser Leibniz mehr der wahre, wirkliche Leibniz wurde.

Unser heutiger sogenannter Realismus hat einen falschen Begriff von Wahrheit, Wirklichkeit, Leben, er ist in eine Art falscher Gelehrsamkeit hineingeraten, wie vielfach die Wissenschaft selber auch wieder einmal, und hat darüber verloren, was dem Genie und dem Leben gemeinsam eigen ist als schönster Zauber: das Naive, den geheimnisvollen Punkt, in dem Wahrheit und Schönheit sich begegnend in eins verschmelzen, sodaß auch die Frage nach ideal oder real gleichsam von selbst versinkt und gar nicht aufkommen kann.

## 2. Ein Knopf von Goethe

August 1885

Wenn ich einen Knopf von Goethe einmal zufällig bekäme, ich glaube, ich würde ihn aufheben — wer von Gebildeten würde das nicht thun? — und vielleicht sorgfältig, vielleicht heilig aufheben, würde ihn mit Vergnügen, vielleicht mit Wichtigkeit zeigen, würde mir wohl auch gegen Spott, der zu erwarten wäre, Waffen zurechtlegen — das wäre eine schöne Aufgabe, sie könnte mich zur Ausführung reizen auch ohne den wirklichen Knopf. Ich weiß das ja nicht sicher, da ich eben keinen habe, aber ich kann mirs so lebhaft denken, daß es mir so ergehen würde, und wahrlich, der besessene Knopf von Goethe ist mir unter der Hand schon wie ein wirklicher geworden!

Aber — ist er, wäre er wirklich von ihm? Nicht von irgend einem Alltagsmenschenkinde? Allenfalls von einem Schreiber von ihm? Dann hätte ihn Goethe wohl aber wenigstens gesehen, wenigstens einmal mit den Augen gestreift — aber wer beweist oder bewiese dies oder jenes? Er müßte von einem Manne oder einer Frau herrühren, die ihn etwa von einem abgelegten Rocke oder einer Weste (warum nicht im Notfall auch von Beinkleidern?) an sich genommen hätte als Andenken. Hat man doch von Schiller eine ganze Weste im Schillerhause in Gohlis mit einer ganzen Garnitur von Knöpfen, warum nicht von Goethe einen Knopf?

Und Goethe hat doch sicherlich auch Knöpfe an sich getragen, viel mehr als Schiller — wie viel? Die Frage ist wohl noch nicht aufgeworfen, nicht einmal von Düntzer — sie wäre aber nicht ganz gleichgiltig, denn in dem Maße, wie die ermittelte Zahl der von ihm getragnen Knöpfe wüchse, wüchse auch die Möglichkeit, daß der betreffende Knopf ein Goetheknopf wäre; ist das nicht statistisch logisch sicher? Statistik und Logik aber sind die allersichersten, wo nicht die einzig sichern Werkzeuge zur Constatirung eines Satzes, den einer angezweifelt; das ist ja eine der glücklichsten Errungenschaften der Jetztzeit, die alle Vorzeit an Tiefe und Weite des Gesichtskreises so unendlich weit hinter sich läßt.

Aber — wenn nun der Knopf so als Goetheknopf glücklich wahrscheinlich gemacht wäre — denn

weiter würde man es schwerlich bringen — es müßte denn der erste Besitzer oder Erwerber den klugen Einfall gehabt haben, etwa von der Universität in Jena herüber angeweht von dem hohen Begriffe wissenschaftlicher Gewißheit, der sich seit Kant ausgebildet hat in den Geistern, die von Wahrheit den strengsten Begriff haben (und kann der je zu streng sein?) — es ist ja eine Freude, zu sehen, wie die schöpferische Phantasie auch in der Arbeit der strengen Wissenschaft nun geschult wird und sich dichtergleich immer weiter selbst schult in Auffindung aller Möglichkeiten, die einen zu bestimmenden fraglichen Punkt umlagern: wir machen dadurch die wunderbare Erfahrung, daß die Kritik, sonst die Feindin der Kunst als Welt des schönen Scheins, selbst zur Dichterin wird ohne, ja wider ihren Willen, eine der erfreulichsten und hoffnungsschwangersten Erscheinungen in der Gegenwart — also wenn der glückliche erste Erwerber jenes Knopfes, um für die Zukunft die Fülle negativer Möglichkeiten abzuschneiden, so weise gewesen wäre, sich über seine Echtheit eine wohlbeglaubigte Urkunde ausstellen zu lassen — ja von wem denn? von einem Notar? da würde er sich wohl zu sehr vor Auslachen gefürchtet haben — am liebsten von Goethe selbst, der hätte ihn vielleicht nicht ausgelacht, hätte wohl in dem Begehren einen tiefen, schönen Sinn empfunden, hätte die ihm damit angeregten Gedanken wohl gar eines schönen Morgens (wo er ja so gern etwas Großes oder Kleines in

Reimen tiefen Sinnes sich zusammenfaßte, krystallgleich) in Reime gebracht — viel wunderbarer wäre das nicht, als daß er z. B. Stricknadeln so sinnig mit Reimen verewigte (daß diese Stricknadeln nicht aufgehoben worden sind!) — aber freilich, die Reime wären dann auch erhalten, und mein Goetheknopf fällt damit ins Nichts — also lieber etwa vom Kammerdiener, um den koboldgleich andringenden Möglichkeiten kurz den Pfad abzuschneiden —

Also wenn eine solche Beurkundung vorläge (mag mein Satz, wie ich ihn so langgeschlängelt in meinem langen Leben doch noch nicht gelesen habe, selbst ein kleines Abbild sein von jener Unendlichkeit der vom Wirbelwind der Phantasie aufgetriebnen Möglichkeiten) — aus welcher Zeit wäre er? Der gewissenhafte Mann käme um die Frage nicht herum zu ganzer Freude an dem Goethekleinod. Und bei jedem Gebildeten, der in der Luft des Geistes der Wissenschaft lebte und dem er es zeigte, müßte er auf die Frage gefaßt sein, wie bei einem neugefundnen Goethebriefe ohne Datum, er fände keine Ruhe vor der Frage, wenn sie ohne Antwort bliebe.

Nun, das Retten des merkwürdigen Knopfes wäre etwa in die zwanziger Jahre zu setzen, kaum früher — aber auch der Knopf selber? Von einem neuen Goethekleide wäre er doch sicherlich nicht! Das braucht sich die Phantasie nicht weiter auszumalen, sie wird so noch genug zu thun finden. Also älter, von einem ältern Rocke des Ministerdichters, um

fortan beim Rocke zu bleiben und der geplagten Phantasie, die da die Wege der strengen Wissenschaft zu wandeln hat, auch darin die Arbeit zu erleichtern.

Die Entscheidung läge eigentlich in der Geschichte der Knopffabrikation oder des Geschmackes und der Mode, wie sie sich an den Knöpfen nach Form und Stoff entwickelt haben, doch wohl auch nach Pariser Vorbild, wie die ganze Geschichte des Kleidergeschmacks im achtzehnten Jahrhundert und länger. Giebt es schon so etwas wie eine Geschichte der Knöpfe? Oder hat schon ein gelehrter Liebhaber an ein vorläufiges Sammeln dafür gedacht? Für Haartracht und Fußtracht ist schon fleißig gesammelt, auch für die Kleidung, ob aber für die Knöpfe? Ich zweifle daran. Es wäre eine Aufgabe des Germanischen Nationalmuseums, das da dieser Goethefrage helfend beispringen könnte. Es bedürfte wohl nur einer Anregung. Sammelt man doch dort so eifrig z. B. für die verschiednen Sporenformen der ältern Zeiten, warum nicht auch für die verschiedne Knopfform unsrer Väter, Großväter, Urgroßväter usw.? Mein Goetheknopf könnte vielleicht dazu den Anstoß geben, ja er könnte dadurch in der deutschen Wissenschaft der Zukunft berühmt werden als Ausgangspunkt eines neuen und lehrreichen Zweiges der vaterländischen oder europäischen Wissenschaft, der doch früher oder später einmal eingereiht werden muß in die Gesamtforschung über das Menschliche in seinem Werden und Wandeln, wenn diese Forschung zu

einem ihrer letzten Ziele, zu Vollständigkeit und abschließender Erledigung kommen soll, nach der jede gelehrte Seele lechzt. Man würde daran auch sehen, in welch weitem Sinne, viel weiter als man noch ahnt, Goethe nunmehr für alle Menschenforschung unwillkürlich der gebietende und lebenausstrahlende Mittelpunkt wird, um den sich alles Menschliche für die Zukunft der Menschheit wohlgeordnet herumlagert oder vielmehr herumbewegt, wie die Gestirne um die noch zu findende Ursonne, wozu ja schon in dem bewußten oder halbbewußten Gedankenkreise der Lebenden der Ansatz oder Keim gegeben und ausgesprochen ist. Auffallend ist mir dabei, daß er, der plastische Realist, der alles Erscheinende, besonders am Menschen, so klar und scharf vor sich sah, auf seine oder andrer Knöpfe nie geachtet hat, soviel ich mich erinnere.

Aber wir, die Nachgebornen, können oder müssen das wohl nachholen nach Möglichkeit, nicht bloß meines Goetheknopfes wegen. Und wenn jetzt Abiturienten, die sich ausweisen sollen, daß sie reif sind für Mitarbeit in der höhern Geisteswelt, auch nach den Trinkgefäßen gefragt werden, aus denen Horaz seinen Wein getrunken hat, so sind wir vielleicht in zwei-, dreihundert Jahren so weit, daß sie auch nach den verschiednen Röcken, Knöpfen, Perücken usw. gefragt werden können, in denen man Goethen in verschiednen Perioden in den siebziger, achtziger, neunziger Jahren usw. gesehen hat, vielleicht auch nach den tiefern Beziehungen, in denen diese seine

verschiedne äußere Erscheinung zu seiner verschiednen Weltstimmung, zu seiner innern Erscheinung gestanden haben muß; denn wenn die Goetheforschung, außer etwa bei seinem Auftreten in Weimar in Wertherkleidung, auf diesen Punkt noch nicht weiter eingegangen ist, so wird sie doch wohl noch darauf kommen müssen, die erhaltnen Bildnisse geben Anhalt genug dazu, und da können denn auch die Knöpfe nicht außer Acht bleiben. Ists einem doch in Augenblicken einer gewissen so recht goethischen Stimmung, als könnte auch jeder Knopf an seinem Kleide nicht anders als irgend etwas Goethisches an sich gehabt haben.

Aber ich kann mit meinem Goetheknopf nicht so lange warten, ich lebe ja dann nicht mehr. So muß denn die Phantasie einstweilen die versteckten Pfade suchen, die einst die strenge Wissenschaft finden wird. Ist es doch ohnehin einer von den Zeitirrtümern, denen man sich entziehen muß, daß die strenge Forschung die Phantasie ganz entbehren könne oder ängstlich meiden müsse, während sie in Wahrheit schon vielfach die Wege der Phantasie wandelt, wie oben erwähnt ist.

Die Phantasie steht da zuerst vor der Frage: Wie lange trug Goethe seine Röcke? Gewiß nicht, wie sich das nun in der guten Gesellschaft entwickelt hat, nur etwa ein Jahr lang; denn das Gesellschaftsgesetz, eigentlich Schneidergesetz, bestand noch in meiner Jugend nicht, daß man jedes Jahr oder wohl auch für jede Sommer- und Wintersaison einen

neuen Rock brauche, um im Einklange zu bleiben mit dem gebietenden Geisteshauch dort vom Pariser Schneiderolymp her, der für jede Saison etwas ungeahnt Neues, Schönes aufstellt, als äußersten, also sichersten Maßstab der Bildung. Sicherheit für Goethen wäre wohl nur zu gewinnen, wenn es einem gelänge, eine Überlieferung in einer weimarischen Schneiderfamilie aufzutreiben, was ich nicht für unmöglich halten kann, da ich z. B. selbst einmal vom Schwiegersohne des Sohnes eines Dieners Goethes Züge von seinem Verhalten bei dem plündernden Auftreten der Franzosen in Weimar nach der Jenaer Schlacht erzählt bekommen habe, und das war im Jahre 1878 oder so, also um siebzig Jahre oder mehr zurückgehend.

Goethe trug seine Röcke, das darf man sich einstweilen mit der Phantasie vorstellen, gewiß länger als wir, und auch dann, wenn er sie öffentlich ablegte, trug er sie wohl noch im Hause weiter, wie man das ja jetzt noch macht. Auch das kann mich in der Vorstellung nicht irre machen, daß wir ihn bei Heinrich Voß im Anfang unsers Jahrhunderts abends in einer wollnen Jacke am Ofen lehnend und Weises nnd Hohes sagend sehen, also ganz wie ich in den vierziger Jahren meinen Onkel, der Tischlermeister war, gesehen habe, d. h. was die wollne Jacke betrifft. Leider giebt Voß die Farbe der Jacke nicht an, was doch für die Vorstellung eine leidige Lücke bleibt, man denkt sie sich nun un-

willkürlich oder vielmehr willkürlich von ungefärbter Wolle, also in häßlicher Farbe (die meines Onkels war blau).

Aber, meine liebe Phantasie als Pionier der Wissenschaft, suche mir endlich die Zeit, in welcher der abgelegte Goetherock jung war' oder jung wurde! Greif lieber gleich weit, um sicher zu gehen, daß keine kleinste Möglichkeit ausfalle. Du weißt doch wie es deine ernste Schwester, die Wissenschaft, bei solchem Suchen im Finstern mit dem terminus ad quem und dem terminus a quo macht. Den erstern hättest du wohl schon in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, nun greif mutig nach dem letztern. Ob etwa gar noch die Wertherzeit? d. h. für uns die Wertherkleidung, in der er in Weimar auftrat? Das wäre wohl der wachsenden Goethegemeinde das liebste. Aber nein, die Hoffnung ist nicht haltbar. Er wandte sich in Weimar von der Wertherstimmung bald so entschieden ab und lernte ihr den Rücken kehren bis zu Widerwillen dagegen, daß er ja den Werther selbst über ein Jahrzehnt nicht wieder ansah, daß er, wenn das Buch nicht schon gedruckt gewesen wäre, ihn vielleicht auch aus Sinn und Händen verloren hätte, wie den Prometheus, diesen trotzig gewordnen Werther, wie man ihn wohl nennen könnte. Also mit einem Werther-Goetheknopf ist es auf alle Fälle nichts, liebe Phantasie, so schön es wäre. Das Wertherkleid ist sicher bald beiseite gelegt und weiter verbraucht worden.

Anders steht es mit Italien. Dort ist ja seine Seele so hängen geblieben, daß er noch spät Äußerungen fallen läßt, die einem weh thun, wie die, daß er keinen glücklichen Tag wieder gehabt habe, seit er über den Ponte Molle heimwärts fuhr. Was er von dort mitbrachte, hatte sicher für ihn den Schein um sich, den Italien, Rom selbst für ihn hatte, und wurde sicher, je nach seinem Werte, getreulich und heilig im Hausweſen aufgehoben, gewiß auch die Kleidung, die er in den glücklichen Tagen getragen hatte, deren Glanz sich erhöhte mit der wachsenden Ferne von Zeit und Raum, und da möchte ich denn der lieben Phantasie für unsern Knopf den Rat geben, auf ihrer Suche Halt zu machen und in dem Meere von Möglichkeiten hier Anker zu werfen. Gewißheit ist damit freilich nicht gegeben, aber eine gewisse gemütliche Wahrscheinlichkeit — und, gestehe man sichs nur — weiter bringt mans auch sonst nicht in allen eigentlichen Menschenfragen, ja: je wichtiger an innerm Wert eine solche Frage ist, je mehr muß man sich endlich bei einer gemütlichen Wahrscheinlichkeit der Antwort beruhigen, bis in die höchste Philoſophie hinein.

Bliebe zuletzt nur noch eine Frage: War das betreffende Kleid mit von Weimar nach Rom genommen? oder dort gefertigt und mit nach Weimar gekommen? Besser und wahrscheinlicher ist doch das zweite — also ein römischer Knopf und damit wohl noch goethischer, als wenns nur ein deutscher wäre.

Ja aber — was rede ich da drauf los von dem Knopfe Goethes mit ist, ist! wo ist er denn? Ach, auch nur noch in der Phantasie! Mir wars aber wirklich immer mehr geworden, als hätte ich ihn zu Hause im Kasten liegen.

Nun, dabei bleibts doch: wenn ich ihn hätte, ich würde ihn als wert und wichtig aufheben, wie der Schillerverein in Leipzig Schillers Weste, würde mir daran Goethen wie lebend näher fühlen, als es durch Papier und Druckerschwärze möglich ist. Hätte ich ihn nur erst!

## 3. Die Tonleiter im Musikunterricht

1

Mai 1887

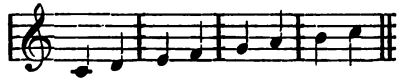
Mir ist es, als läge in der Tonleiter, mit der man den ersten Musikunterricht beginnt als mit der Grundlage alles Tonwesens, eine große, große Verkehrtheit vor. Man hatte dabei offenbar ursprünglich das ABC als Vorbild im Sinne als Grundlage alles Schriftwesens und Sprachwesens, also der ganzen ins Leben tretenden Geisteswelt, wie ja auch die Töne vom ABC her ihren Namen haben.

Ich habe bei der Tonleiter, wie sie vom Schüler hergeleiert werden muß, von jeher das Gefühl eines entschiednen Mißbehagens gehabt. So schon in meinen Knabenjahren, wo ich jenem Leiern bei Be-

kannten, die damit gequält wurden, oft zugehört habe (ich selbst habe nie eine Stunde Klavierunterricht gehabt), es auch für mich selbst nachmachte.

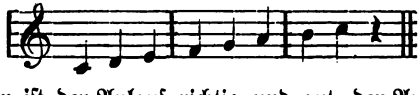
Später, als ich über das Wesen des Rhythmus viel nachdachte, ging mir der tiefe Grund jenes Mißbehagens auf, und daß es berechtigt wäre, die Tonleiter in jener Form abzulehnen, als ein musikalisches Unding, eigentlich das größte, das im Tonwesen vorkommen kann. Die acht Töne von c bis wieder zu c klingen daher — nein, klingen verdient es gar nicht zu heißen —, tönen oder klappern daher in ihrer Leiter aufwärts hinkend ohne alles rhythmische Verhältnis in sich, ja mit Verneinung oder Zerstörung alles Rhythmus, ohne den ein Klingen gar nicht möglich ist, es bleiben vereinzelte Stückchen oder Klangbrocken, die sich innerlich gar nichts angehen. Ich habe oft unwillkürlich versucht, auch lange vorher, ehe ich darüber nachdachte, eine rhythmische Gliederung, eine Taktbewegung, also ein wirkliches Klingen, hineinzubringen — unmöglich! Jeder Versuch führte mich immer tiefer in musikalischen Widersinn hinein.

Man kann es auf eine doppelte Art versuchen, mit schreitendem oder hüpfendem Takt, um einmal diese Ausdrücke von der Rhythmik auf die Musik zu übertragen, da ja, wie man nun weiß, aller rhythmische Takt von der Bewegung der Füße beim Tanz ausgegangen ist. Beide Versuche aber scheitern aufs kläglichste. Also entweder:



Der Ausgang ist unmöglich und gehört zu dem musikalisch-rhythmisch Unmöglichsten, und so möglich oder richtig der Anfang eines Tonganges ist: der schließende Hauptton in sogenannter schlechter oder vielmehr der schlechtesten Taktstelle und der letzte Ton (Takt) oder Träger der Wellenbewegung auf dem halben Ton, der immer nur dienende Stellung haben kann als überleitende Brücke, als Vorbereitung oder gleichsam Ansatz zu einem Schwung in der Klanglinie — unmöglich, häßlich, oder vielmehr nicht einmal häßlich (denn das ist die sogenannte Dissonanz an sich auch), sondern eben nichts!

Noch unmöglicher aber, noch mehr nichts ist der Tongang der hüpfenden Takte:



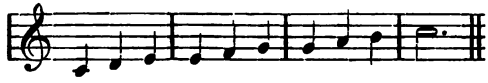
Wieder ist der Anlauf richtig und gut, der Ausgang aber so hinkend, in sich zusammenbrechend als nur möglich. Wenn dort der schließende Grundton auf die schlechte Taktstelle fällt, so gerät er hier auf eine noch schlechtere, wenn man das sagen kann, denn im hüpfenden Takte ist der dritte Ton neben dem ersten noch der bessere, hat etwas mehr Tonkraft als der zweite, der sich ganz untergeordnet zugleich an den ersten und zweiten anlehnt, und soll hier dem Tongange den Abschluß geben, und das soll der Grundton

sein, der zumal hier im ganzen Gebilde noch gewichtiger sein muß als das erste c — soll doch von einem Tongange oder einer Melodie der letzte Ton (nebst seiner nächsten Umgebung) die Stelle vertreten, in der sich der Geist oder die Seele des Tonganges sammelt zur letzten Schlußwirkung im Gemüte; dies h c mit hüpfender, also der lebhaftesten Bewegung ist das Dürftigste, Erbärmlichste, vom Leben Entfernteste, das man sich musikalisch denken kann, und damit der ganze Tongang, den die armen Schüler daherleiern müssen, also als allerersten Vorgeschmack der hehren, schönen Musikwelt genießen sollen.

Denn mit diesem musikalischen Unding beginnt man allen musikalischen Unterricht in der ganzen weiten Bildungswelt! Ist das zu verantworten? Das natürliche, jedem angeborne Gefühl (ich möchte sagen Gefühlsbewußtsein) für die einfachen Grundgesetze des Tonlebens, das aus seinem schlummernden Zustande wachzurufen die Aufgabe des Unterrichts ist, die Hauptaufgabe, meine ich, der alles überlieferte Gelehrte im Musikwesen sich unterzuordnen hätte, wird damit gleich zuerst schwer beschädigt, erhält durch den Lehrer einen Bruch, einen Knick gleichsam, wie eine Pflanze, die eben aus dem Boden aufbrechen will und vom Gärtner selbst geknickt wird. Ist das zu verantworten?

Es giebt aber eine naheliegende Abhilfe, womit die Tonleiter in ihrem Aufsteigen klar herausgestellt

und zugleich zu einem wirklichen rhythmisch-melodischen Tongange gestaltet werden kann, ein Tongang, in dem ich mir sie selbst schon lange unwillkürlich gleichsam still in mir vorsage, wenn die müßigen Gedanken einmal darauf verfallen, besonders beim Gehen, das dadurch, wenn man sonst nichts zu denken hat, zu einem rhythmischen Genuß wird. Nämlich so:



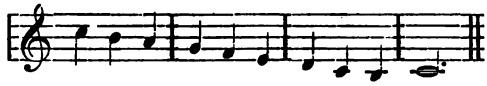
Damit erhält der Tonraum und Tongehalt der Oktave seine von Natur ihm innewohnende Gliederung in seinen drei Abstufungen übereinander; die drei Stufen oder Knotenstellen der Glieder (wenn man sichs als Pflanze denkt) werden zugleich für Ohr und Sinn hervorgehoben und genau bezeichnet, indem die da sitzenden Töne doppelt auftreten, einmal als Schluß des vorigen, einmal als Ansatz des neuen Gliedes, so wie ja auch der Grundton doppelt auftritt, als Ansatz und Abschluß, der Abschluß aber, wenn man weiter steigt, zugleich zu wiederholen als Ansatz einer neuen, der höher steigenden Oktave. Kurz, das Ganze giebt so dem Schüler zugleich die einfachsten Grundzüge, den Urrahmen gleichsam aller melodischen Tonbewegung an die Hand oder ins Ohr, die Tonleiter wird aus einem rhythmisch-melodisch erbärmlichen Nichts zu einer Melodie, ich möchte sagen zur einfachsten Urmelodie.

Auch das zweite c, das dort in nichts fällt, erhält hier seine über das erste c erhöhte Geltung zur Genüge, denn es tritt in den Eingang eines ganzen Taktes und kann auf dem Klavier oder im innern Ohr ausklingen nach Belieben oder melodischem Bedarf.

So könnte oder kann gleich der erste Schritt des Schülers in das Wunderreich der Töne zu einem Schritt auch in das Reich der da geltenden Grund- oder Urgesetze werden, statt diese gleich zuerst dem Schüler erbärmlich über den Haufen geworfen zu zeigen, wie die gewöhnliche Tonleiter thut. Gleich die erste Unterrichtsstunde gönnte dann dem Schüler einen staunend ahnenden Blick von fern in die Welt der Harmonielehre, am leichtesten eigentlich, wenn dabei die alte Tonleiter und diese melodisch gegliederte neben einander benutzt würden in vergleichender Behandlung; an dieser Vergleichung gerade müßte beim Schüler der eingeborne Sinn für das musikalisch Richtige und Schöne unfehlbar aus seiner Schlummertiefe heraufgeholt werden zu eigner froher Arbeit. Oder — fällt mir eben ein — macht mans nicht etwa schon so? Ich möchte mich fast wundern, wenns nicht schon so gemacht würde, wovon doch nie etwas an mich gekommen ist.

Halt! Da fehlt doch noch die Tonleiter in absteigender Bewegung, die man ja der aufsteigenden im Unterricht folgen läßt. Nun, die alte Tonleiter ist da eben so lahm und ein rhythmisches Nichts wie

in ihrem Aufsteigen, für die andre aber bietet sich mir von jeher folgende Form dar:



d. h. der schließende Grundton wird zur Herstellung seiner höhern Kraft mit Übergriff in die untere Oktave und Wiederholung verstärkt, wodurch ihm zugleich die richtige Schlußstelle zufällt, wie bei der aufsteigenden Bewegung. Ich nenne das für mich gern eine Schleife, um die Bewegung in ihrer Verschlingung zu bezeichnen. Möglich wäre übrigens auch eine der vorgeschlagenen aufsteigenden Tonleiter nachgebildete Bewegung der Töne (wie man umgekehrt auch die aufsteigende der vorgeschlagnen absteigenden ähnlich gestalten kann), aber die angegebne Gestalt sagt meinem Ohr mehr zu.

Was aber zu solchem Laienvorschlag die Herren Musiker zu sagen haben? Ich möchte es schon wissen. Ich denke dabei nicht bloß an die armen Schüler, denen ihr rhythmisches Naturgefühl, diese eine Grundlage alles Tonwesens, gleich im ersten freudigen Anlauf zertreten wird, statt gepflanzt und gepflegt zu werden, sondern auch an die Lehrer. Wie sie die musikalische Quälung nur aushalten, die sie sich da im Schlendrian der Überlieferung getreulich fort und fort selbst auferlegen? sie, deren ganze Seele doch in ihrem musikalischen Grunde aus rhythmischem Leben und Bedürfnis bestehen muß?

2

August 1887

Meine Laiengedanken sind zweier Erwiderungen von Fachmusikern gewürdigt worden.*) Ich fühle mich als Laie damit geehrt und habe daran gelernt. Eine dritte Erwiderung ist leider ihres gar nicht musikalischen Tones halber nicht zum Druck gekommen, ich weiß davon auch nur, daß da von „Sonntagstonleiter" die Rede gewesen, also dabei das Spottregister gezogen worden ist, und möchte schon wissen, wie die musikalisch-harmonischen Dinge in der Spottregion geklungen haben mögen.

Was ich an den beiden gedruckten Erwiderungen für mich gelernt habe, hat vielleicht auch allgemeinen Wert, sodaß ich es wohl kurz vorbringen darf, zugleich als Ausdruck meines Dankes. Einmal bin ich erstaunt zu sehen, wie die Kleinigkeit, als die ich sie bei mir immer behandelt habe, bei allem beiläufigen Ärger darüber, doch eine weiter tragende Bedeutung hat, als ich wußte, und wie sie noch andre musikalische Grundfragen anregt, als ich Laie gesehen hatte. Ich hatte alles Gewicht auf den Rhythmus gelegt und daraus die musikalische Unmöglichkeit der gewöhnlichen überlieferten einfachen Tonleiter abgeleitet, nein, bewiesen, glaub ich, und muß leider dabei bleiben. Aber die harmonische Seite der Frage, die in der ersten Erwiderung so gründlich und geistvoll

*) Vgl. die Grenzboten 1887 II, S. 636—640, auch III, S. 103 und 444.

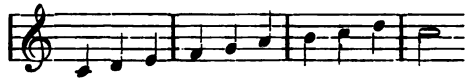
in den Vordergrund gezogen wird, ist mir als Ergänzung meiner privaten Gedanken hochwillkommen, zumal das längst in mir arbeitenden Ahnungen zur Klarheit verhilft, wofür ich herzlich dankbar bin.

Ich habe daran nun klar gelernt, daß zu dem Tonraume, der für das natürliche Tongebilde, die einfache Melodie, gegeben ist als Geburts- und Wohnstätte, das obere c (um bei C-dur zu bleiben) gar nicht mit gehört, und auch sein dienstbarer Anhang, das h nicht, daß beide vielmehr der grundlegende Ansatz zu dem höhern Tonraume und seiner Tonbewegung sind, die über dem ersten liegen, daß dagegen zu dem naturgegebnen ersten Tonraume zwischen c und g mit seinen beiden Stufen auch darüber hinaus das a und das untere h noch mit gehören als notwendige Anhänge für die melodische Bewegung auf und ab, um dieser oben und unten gleichsam die Tritt- oder Antrittstelle zu geben zu neuem Anlauf auf und ab. Das war mir längst still aufgefallen an den Tongängen des echten Volksliedes mit seiner wunderbaren einfach tiefen Wirkung, an dem ich viel herumgesonnen habe in stillen Augenblicken, um möglichst hinter das Geheimnis der großen Wirkung mit so einfachen Mitteln zu kommen, immer fern von aller musikalischen Wissenschaft, nur mit dem Privatgefühl und nur für mich. So ist mirs nun eine lebhafte Freude, mein stilles Gefühl von seiten musikwissenschaftlicher Erkenntnis bestärkt und erhellt zu finden. Auch die Lücke zwischen a und h

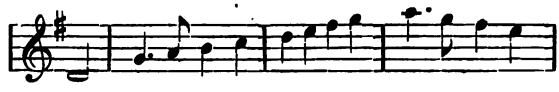
oder der Sprung an dieser Stelle ist mir nun deutlich, wie ich denn an seiner grellern Darstellung in der Molltonleiter, wo die Lücke sogar bis zur kleinen Terz oder übermäßigen Sekunde auseinandergezogen erscheint (as-h), schon vor langen Jahren (noch vor Mendelssohns Wirkung) viel mit Verwunderung herumgeklügelt oder gehorcht und gefühlt habe, wenn ich mirs endlos wiederholt auf- und absteigend vorspielte.

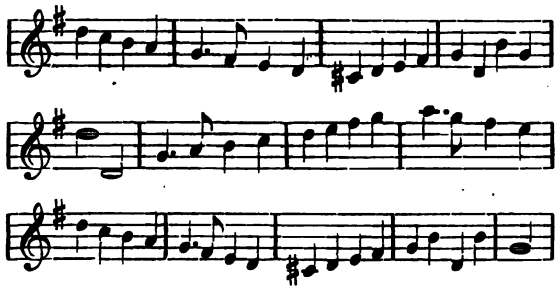
So bin ich denn auch mit der Gestaltung der Tonleiter von Herzen einverstanden, wie sie Herr F. D. giebt in rhythmisch harmonischer Herstellung, indem er sie nur bis zu a aufsteigen läßt und da herabschwenkt nach c, das aber mit seinem h und einem wiederholten c zu einer Schleife (mir gefäll das Bild nun einmal) ausgestaltet wird und damit dem Tongange einen trefflichen Abschluß giebt, bei dem auch das liebe h an seiner rechten Stelle und in seinem wahren Werte mit auftritt, sodaß alle Töne zu ihrem natürlichen Rechte kommen. Freilich muß man dabei vom Standpunkt der Schulüberlieferung aus auf die Anklage gefaßt sein, daß ja damit der eigentlichen Tonleiter der Kopf abgeschnitten sei, da oben h und c fehlen, als wollte man aus dem ABC das X Y und Z ausmerzen und doch sagen, man lehre die Schüler das wahre ABC. Aber der Vergleich ist hinkend wie je einer, er stammt aus bloßen engen Schulgedanken. Übrigens habe ich selbst am Schlusse meiner Auslassung, aller-

dings nur beiläufig in Parentheſe, weil ich auch noch an der überlieferten vermeintlichen Vollſtändigkeit hing, einen Tongang angegeben, bei dem das obere h und c mitklingen und doch das Ganze rhythmiſch wird, indem am Schluſſe eine Schleife c-d-c angeſetzt iſt, die einen melodiſch-rhythmiſchen Abſchluß giebt; es iſt aber dazu hüpfender Rhythmus nötig, alſo:



Vielleicht darf ich da auch einen Tongang mit vorbringen, den ich mir lange ſchon gern klimpere, ohne irgend an die Tonleiter zu denken, der aber nichts iſt als die Tonleiter in ähnlicher Weiſe rhythmiſch-melodiſch ausgeſtaltet, was mir erſt durch Herrn F. D. klar geworden iſt; es iſt aber auch die ganze Tonleiter im alten Sinne, dabei mit Zuziehung des Tonraumes vom Grundton bis zur untern Dominante, die ja auch als Anſatz oder Antrittsſtelle dient für den Tonverlauf einfacher Melodien mit Benutzung der Stufentöne und als Unterbrechung des eintönigen Auf und Ab der Leiter; die vorletzten vier Töne werden mir beim Spielen von ſelbſt gewöhnlich zu etwas länger angehaltenen, was ein angenehmes getragnes Ausklingen giebt, auch an der entſprechenden Stelle des erſten Satzes ſchon anwendbar:





Die linke Hand kann dazu den harmonischen Hintergrund leicht belebend andeuten. Ich schlage da gewöhnlich bei dem g des ersten Taktes das nächste untere g an, bei dem d des zweiten Taktes das entsprechende h, bei dem a des dritten das c, bei dem d des vierten das untere e, womit die Stelle der beiden Takte auch harmonisch, nicht bloß melodisch der Mittel- und Knotenpunkt des kleinen Ganzen wird; beim fünften Takte schlage ich d, beim sechsten fis an, beim siebenten und achten aber als dem Abschluß des ersten Satzes mit den Tönen oben einklingend g, h und d. Im zweiten Satz ebenso, nur daß am Schlusse dreimal unten g sich wiederholt, sodaß von der rechten Hand noch einmal das harmonische Grundgewebe anklingt, mit der Dominante unter und dem ersten Stufenton über dem Grundton, mit der linken aber zugleich der allbeherrschende Grundton in der Tiefe. So ist mir das kleine Ganze wahrhaft behaglich und beruhigend oder abspannend nach angestrengter Kopfarbeit.

Was mich aber in der ersten Erwiderung am meisten erfreut und bereichert hat, das ist die Stelle, die darin der Natur eingeräumt wird, als einer Macht, die mitzusprechen, ja das letzte Wort zu sprechen habe, wenn da von einer „von der Natur gegebnen," ja „von der Natur gewollten Tonleiter" geredet wird. Das schlug bei mir in alte stille Lieblingsgedanken ein wie ein belebender und beleuchtender elektrischer Funke. Denn mir leuchtete schon lange bei meinem privaten Grübeln wie ein fernes Licht der stille Gedanke, daß hinter dem ganzen Tonwesen eigentlich ein großer stiller Wille steht, dessen Weisungen oder Wünsche man zu erlauschen und zu befolgen hat, auch wo man seine Gründe noch nicht erkennt. Da kommt mirs nun vor, als ob dieser musikalische Wille, die Natur im Tonwesen, gewisse Dinge gebiete oder fordere, andre erlaube oder zulasse, noch andre aber verwehre und verbiete.

Sie fordert vor allem andern gegliederte Bewegung, d. h. Rhythmus (der mir immer wie ein geistiges oder seelisches Schreiten oder Tanzen erscheint), und wie sehr diese Forderung als allererste voransteht, sieht man daran, daß dazu nicht einmal die gewöhnliche Bewegung auf und ab nötig ist, denn auch die Bewegung auf einer Linie, das Verharren auf einem Tone kann aus dem unendlichen Bereich der bloßen Geräusche schon über die Schwelle in den Garten des musikalischen Klangwesens eintreten, sobald der eine Ton in Absätzen gegliedert

auftritt. Eine Dampfpfeife, die ihren einen Ton langhin klingen läßt, ist noch fern vom Klangreiche, so fest auch der Ton in sich auftrete und auf bestimmter Stelle der Tonleiter stehe; sobald aber die Pfeife einmal wie ermüdet atmend Absätze macht, kommt sie auf den Weg zum Klangreiche wie durch einen unbewußten und ungewollten Versuch einer Gliederung des einen Tones. Was aber ein Ton durch kunstgerechte Gliederung Musikalisches vermag, das zeigt die Trommel; wenn da der eine Ton durch die Macht des wechselnden und gemischten Rhythmus schon den Eindruck einer Melodie macht, ob auch nur als schattenhafte Skizze, so kann da, wenn die beiden Klöppel verschieden arbeiten in kunstgerecht verschiednem Rhythmus, wobei zwei rhythmische Bewegungen sich widersprechen und gleichsam bekämpfen und doch eben dadurch ein höheres, schönes Ganze herstellen — da kann mit der Trommel für das Ohr sogar schon ein Vorgefühl für Harmonie und Fugenkunst gegeben werden, alles in und mit einem Tone. So entschieden und unausweichlich ist der Rhythmus der erste und oberste Maßstab alles Tonlebens nach dem Willen der Natur, und mit diesem Maßstabe habe ich die alte Tonleiter gemessen, anfangs im Gefühl (in dem die Natur zu uns spricht oder flüstert), später zugleich mit wissenschaftlicher Erkenntnis. Gerade das aber ist es, was bei meinen Herren Erwiderern doch nicht zu ganzer Geltung gekommen ist, und was ich deshalb schärfer dargelegt

wiederholen muß oder müßte. Aber Freunde, die auch in der Musikwissenschaft genügend eingeweiht sind, haben mir daneben in der Sache vollständig Recht gegeben, das beruhigt mich.

Mutter Natur ist übrigens auch hier in gewissen Grenzen gar mild und nachsichtig gegenüber der Freiheit des Menschenwillens, die ihren Kindern nun einmal notwendig ist, damit sie sich durch eignes Wollen und Erfahren in die von ihr gewollten besten Wege finden lernen. Denn wenn sie z. B. für den Verlauf der einfachen Tonreihe gewisse Abstände fest gebietet, so willkürlich diese dem Verstande angesetzt erscheinen mögen, der ganz frei nur seinem Rechnen und nicht dem Ohr folgend die Einteilung der Tönemasse wohl ganz anders und richtiger zu machen glauben müßte, so erlaubt sie doch mancherlei Abweichungen von diesen Abständen, wenn der frei werdende Menschenwille links und rechts wegstrebt in andre benachbarte Tongänge, falls er nur am Schlusse in das von ihr gegebne Grundgefüge wieder treulich ergeben einlenkt, also aus der gesuchten Freiheit in die strenge Ordnung fromm zurückkehrt. Und wenn sie, wo der Mensch künstlich zwei oder mehrere Töne oder Tongänge neben einander, mit oder gegen einander gehen läßt, auch da zwar gewisse wechselnde Abstände gebietet, so läßt sie doch auch hier zu, daß von diesen Abständen, an denen die tiefere Einheit der zwei Gänge hängt, abgewichen werde, so weit sogar, daß sie gegen einander gehend

sich feindlich so nahe kommen dürfen, als wollten sie sich einander zerreiben; sie läßt es wenigstens für einen rasch vorübergehenden Augenblick zu, sobald gleich darauf das Gegeneinander wieder in ein Zusammengehen in den von ihr gegrabnen Geleisen zurückschlägt, in denen nun die Seele um so beglückter wieder den Willen der Mutter fühlt und sich ihm hingiebt nach dem kecken Versuch, ihre Geleise zerstören zu wollen. Ich habe es oft versucht, solche Gegnerschaft aufs Äußerste zu treiben, aus Neugier, um zu sehen, wie weit jene Freiheit geht, und an welche Bedingungen sie gebunden ist, wenn man z. B. zwei halbe Töne dicht neben einander zugleich klingen lassen will: ein Schmerz des Gefühls gebietet rasche Rückkehr in die Geleise der Natur, die sich in dem Schmerze ausspricht, die Grenze ihres Zulassens ist erreicht.

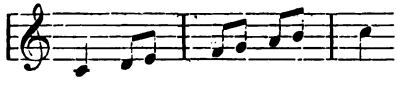
Über diese Grenze hinaus aber liegen Dinge, die sie geradezu verbietet oder verwehrt. So z. B. das Zusammenklingen von drei halben Tönen dicht neben einander, das ich naseweis auch wiederholt versucht habe: mit keinen künstlichsten Mitteln, die man in vorbereitenden oder begleitenden Tongängen oder Verbindungen ausklügeln kann, wird es möglich, die drei Töne, die nach einander ganz wohl und schön klingen können je nach der Umgebung, mit einander erklingen zu lassen, daß daraus nur eine sogenannte Dissonanz würde, dieses Pfefferkorn an das musikalische Gericht (es giebt auch überpfefferte Musik für

überreizte Gaumen), der Schmerz für das Gefühl ist dabei so grell, für die Seele so quälend, wie ein versuchtes Zerreiben oder Zermalmen, daß man willig und froh das Verbot der Natur anerkennt und gut heißt.

Unter das von ihr Verbotene oder Verwehrte muß ich nun aber auch die einfache Tonleiter in ihrer gewöhnlichen Gestalt rechnen und kann nicht anders. Das Verbot geht da vom verletzten Rhythmus aus: daß der Grundton, vollends als befriedigender und zusammenfassender Abschluß eines Tonganges, nicht auf herrschender Stelle in der gegliederten Bewegung stehe, sondern auf einer untergeordneten, dienenden (guter und schlechter Taktteil verhalten sich wie Herr und Diener), das verbietet oder verwehrt Mutter Natur, und es ist nirgends möglich, außer etwa wo man Spaß treiben wollte; wie soll es das hier sein können? Wenn daher der zweite Herr Erwiderer ihr sogar die Ehre anthut, ihr eine musikalische Individualität zuzuschreiben, so kann ich das schon begreifen aus langem gemütlichem Umgang damit, aber ein Individuum kann sie doch nicht sein und nur durch leichte Änderung werden. Ein Individuum ist ein gegliedertes Naturganze, aber jene Tonleiter ist kein Ganzes, da ihr der rhythmische Kopf fehlt, und ist nicht gegliedert, da zu der Gliederung nur der Anlauf genommen ist, der aber vor der Krönung durch den Kopf traurig abbricht, und eben deshalb wendet sich die Natur davon ab, es ist

Menschenmache aus falschen Schulgedanken kommend, von der Vergleichung mit dem ABC. Man denke sich z. B. nur bei diesem am Schlusse das A wiederholt, um den Irrtum in der Gleichstellung beider zu sehen. Vielleicht ist auch ein dunkler Gedanke an die Zahlenreihe im Spiele: 1 bis 8, wie beim Zählen 1 bis 10, und mein Vorschlag, die 3 und 5 zu wiederholen, um die Gliederung in den melodischen Stufen oder Absätzen fühlbar zu machen, kann wohl da wie eine Art Rechnungsbetrug erscheinen.

Die Streitfrage kann aber wohl einen gemütlichen und beruhigenden Abschluß finden durch eine Antwort, die mir nur auf Umwegen und durch Zufallsspiel zugekommen ist. Ein Freund von mir fand sie in der Nummer d. Bl., die in seinem Leserkreise umging, meinem grollenden Aufsatze in aller Stille beigeschrieben. Da hat mit Bleistift einfach dabei gestanden:



Das ist wirklich wie ein Ei des Columbus. Da ist die ganze Tonleiter da, und jeder Ton doch nur einmal, daß der Lernende ja nicht getäuscht werde, und sie hat rhythmische Bewegung bekommen mit kunstgerechtem Kopf und Fuß, durch das kleine Mittelchen, daß das, was am Abschluß dort als Lücke gähnt, dem ersten Grundton beigelegt ist, sodaß der Grundton oben und unten nun seiner Würde ent-

sprechend wichtiger und herrschender auftritt und den übrigen Tongang hübsch in die Mitte nimmt. Mir scheint es, als könnten alle Beteiligten damit zufrieden sein, wenn jeder in der Strenge seiner Forderungen ein Pflöckchen zurücksteckt, meine beiden Erwiderer von ihren so verschiednen Standpunkten aus, meine Wenigkeit und wohl auch — Mutter Natur. Ich bedaure, dem Tonleiter-Columbus nur auf diesem Umwege und ins Ungewisse danken zu können.

## 4. Richard Wagner und Aufregung

Juni 1887

An einem Sommerabend ſaß in einem thüringiſchen Badeorte ein kleiner Kreis, wie er ſich an ſolchen Orten zuſammenwürfelt, auf dem Bahnhofe vor dem Stationsgebäude, auf den Zug wartend, der uns mitnehmen ſollte. Es war noch viel Zeit übrig, die es zu verplaudern galt. Das Geſpräch verfiel aber bald, was ja da nicht eben oft geſchieht, auf wichtige Dinge und wurde eifrig und ernſt durch die Frage, was denn jetzt die Städter immer mehr und mehr in die Bäder treibe. Das nervöſe Weſen der Zeit wurde dadurch der Brennpunkt des Geſpräches mit der Frage, woher der Teufel eigentlich ſtamme, der ſo viele weitere Teufel zeugt, und was dem unnützen Kunden ſeine

Gewalt gerade jetzt so steigere. Ich wies dabei auch auf die Richtung hin, in der unsre modische Dichtkunst, besonders die Romanlitteratur und das Drama, die von den Dichtern heiß ersehnte durchschlagende Wirkung suchen: Aufregung statt Beruhigung und Abregung, die wir nach der aufregenden Gedankenjagd der Tagesarbeit in dem ruhelosen Umtreiben des städtischen Lebens brauchen. Man stimmte mir herzlich bei, eine Dame warf aber dabei ein: Aber auch der vielgepriesene Richard Wagner, den manche schon vergöttern, giebt doch mehr Aufregung als Beruhigung? Ich konnte nur ja dazu sagen, und niemand widersprach. Es trat eine Art befangner Stille ein, als wäre man betroffen, den bedeutenden Geist, dessen Einfluß man so wachsen sah, auch auf diesem gefährlichen Pfade zu finden, und zwar war das noch vor den eigentlichen Hauptwerken des Meisters, als die sie seine Kenner bezeichnen, im Jahre 1872 oder 1873. Eigen war es dabei, daß wir dann mit einem wohlthuenden Gefühl von Beruhigung aufstanden, da wir doch von Unruhe und Aufregung gesprochen hatten.

Daran ward ich erinnert, als man in den Blättern im Juli 1885 von einer Aufführung von Tristan und Isolde in Sondershausen las nach einem Bericht der Nordhäuser Zeitung. Da stand u. a.: „Welche Anstrengung mag dem Tage vorangegangen sein, ein Orchester auf solche Höhe zu bringen, daß es alle Momente der menschlichen Leidenschaft so sinn-

berauſchend und ſinnbeſtrickend veranſchaulicht" uſw.; dann: „Das ganze Muſikdrama hält den Zuſchauer in fortwährender, mitunter fieberhafter Spannung und Aufregung. Und ob ein Zwiegeſang (nicht Duett) länger als eine halbe Stunde ohne jede Abwechslung durch Chöre dahinzieht, alle Nerven ſind erregt, man wird nicht müde, man iſt gezwungen zu hören. Denn ſowie man glaubt, die Muſik bewege ſich auf alltäglichem Gebiete, ſo treten ſofort ſo überraſchende und feſſelnde Wendungen auf, die gleich wieder neuen Überraſchungen Platz machen, daß man gezwungen wird, der geiſtreichen, ſinnlichen Muſik zu folgen, gleichviel, wenn ſie die entfeſſelten Leidenſchaften darſtellt und in den überraſchendſten Diſſonanzen herumwühlt, als wenn ſie die zarteſten Regungen des Menſchenherzens in durchſichtigem Colorit malt" uſw.

Man ſieht ja das Bild eines gewaltigen Tonwerkes vor ſich, das den Berichterſtatter, wie das die Sprache nennt, „hingeriſſen" hat, das heißt aber eigentlich: mit ſich reißend fortgeſchleppt — wohin denn? Die Wirkung iſt, das tritt im Bilde am meiſten vor: ſinnberauſchend, ſinnbeſtrickend — fieberhafte Spannung und Aufregung — alle Nerven erregt — Herumwühlen in Diſſonanzen — mich wundert, wie mirs oft geht in ähnlichen Fällen, daß dabei der Verfaſſer nicht eine Regung von Schreck gehabt hat, noch beim Niederſchreiben wenigſtens, das doch mit ſeiner Langſamkeit Zeit giebt, daß von

unten die gesunde Empfindung mahnend hineinspreche in die Gedankenjagd des Kopfes. Denn Erregung aller Nerven, fieberhafte Aufregung usw., das ist es ja, woran die Zeit leidet, woran so viele täglich in wahrem Elend wühlen oder gar zu Grunde gehen — und hier wird als zur höchsten Kunst gehörig gepriesen, was mit den ausgesuchtesten Mitteln dies Leiden, diese Gefahr steigert?

Allerdings wäre gerade jetzt die nervöse Aufregung unsrer Bildungswelt der wichtigste oder oberste Arbeitsgegenstand der Kunst, am meisten vielleicht der Tonkunst; denn in ihr, ich meine in dieser Aufregung und Unruhe, sind eigentlich alle die Fragen verborgen, die unbeantwortet in den Eingeweiden des Zeitgeistes wühlen und beruhigende Antwort fordern, die die Kunst besser finden kann, als die auch darnach suchende Philosophie (am besten beide in schwesterlichem Einklang), Antworten, die gefunden werden müssen, wenns mit uns gut weiter gehen soll, sollten es am Ende auch nur uralte Antworten sein, in neuer Fassung. Ja, das wäre die heilige Aufgabe der Kunst, zumal seit sie bei den Gebildeten zugleich die Religion vertreten soll, wie das gerade bei Wagner vollbewußtes Ziel war. Die Aufgabe wäre aber doch: die Aufregung zu überwinden, die tief wühlende Unruhe in große Ruhe und damit in Kraft umzusetzen. Das geschähe aber nicht durch Versenken in das Aufregende, in dem man sich „sinnberauscht“ verliert, sondern durch Über-

höhung des Aufregenden der wirbelnden Sinnenwelt in beherrschende reine Höhe hinauf, auf der man von der Sinnenwelt nichts einbüßt, was an ihr wert ist, sondern es erst recht und rein gewinnt. Das wäre das rechte „Hinreißen," auch zu dem rechten Ziele. So thut auch von jeher alle echte, große Kunst, und nun hat man das vergessen oder verschmäht es? oder kanns nicht mehr? Wozu nützt uns dann alle Kunstwissenschaft und Kunstphilosophie, in denen wir weiter zu sein wähnen, vielleicht auch sind, als je eine Zeit vorher?

Freilich, Erhebung in reine Höhe, das ist ein Ding, wogegen der tonangebende Zeitgeist, dieser wahre Herr und Gebieter der Geister in ihrer Menge, eine entschiedne Abneigung bekundet, als müßte die Erhebung allemal in eine bittre Täuschung, in einen Sturz ausgehen, wie einst dem Ikarus — ein ganz wichtiges Kapitel vom Stand des heutigen Zeitgeistes. Diese Abneigung, die in mannichfaltigster Weise zu Tage tritt, kommt wohl daher, daß man sich in der Zeit unsrer Väter oder Großväter in der Geisteswelt oft zu hoch hatte schwingen wollen oder zu rasch und ungeduldig in die Höhe strebte. Das hat dann Enttäuschungen, ja Schmerzen zur Folge gehabt, die nun die Höhe selbst büßen muß, die doch daran unschuldig ist; man kann sie sich als für uns bestimmte Stelle denken, die nun an Leere leidet und auf uns wartet. Aber wir selber büßen die Trennung auch und am meisten, denn ich für mich zweifle nicht,

durch eigne Erfahrung belehrt, daß die nervöse Unruhe und Unbefriedigung der Zeit, auf deren Heilung so viele denken, mit jener Scheu vor Erhebung aufs engste zusammenhängt und durch ein gesundes Erheben über die sich ewig rastlos um uns und in uns drehende Welt der Dinge im ganzen wie im einzelnen Falle am besten zu heilen wäre. Wir müssen die verlorne überschauende Höhe wiedergewinnen im Ganzen der Geisteswelt, wie in den Einzelgeistern, nur nicht im Fluge wie damals, sondern mit sichern Schritten auf festem Boden, durch stetiges, geduldiges und — was die Hauptsache ist — gemeinsames Fortschreiten, das aber zugleich ein Aufsteigen sein muß, oder vielmehr von selbst dazu wird, ein Aufsteigen, bei dem denn auch jede Möglichkeit eines Sturzes fortan ausgeschlossen ist. Das Altertum ist auf den Wegen, die sich jetzt so viele vom Zeitgeist führen lassen, auch solche, die selbst als Führer auftreten, zu Grunde gegangen. Wir aber sind doch im Ganzen im Aufsteigen, kann das nach 1870 noch zweifelhaft sein? Und wenn so im Politischen, warum nicht auch im Geistigen, von dem doch jenes auch nur eine Erscheinung ist? Ansätze und Anregungen dazu zeigen sich ja auch schon an vielen Stellen unsrer Welt in bester und erfahrenster Weise; wie nimmt aber die Bühne daran Teil?

Sicher wäre es richtig, wenn für die neue, gesunde Bewegung nach der verlornen Höhe die Bühne die Führung in die Hand nähme. Sie ist ja schon

mehrmals die Führerin der Gesamtbewegung der Nation nach ihren Zielen gewesen seit dem fünfzehnten, sechzehnten Jahrhundert, und auch Wagners großbewußtes Ziel war kein andres. Aber Aufregung, nervöse und sinnliche, die man ihm nach dem grellen Zeugnis oben nachrühmen kann, was ums Himmels willen soll die fördern? Sie trägt ja in ihrem Namen schon das Krankhafte an sich. Damit gerät der Fluß der Bewegung in Stauung oder vielmehr in Wirbel, wo die Wellen sich und was sie zum Ziele tragen sollen, dem Abgrund zudrehen. Denke niemand, daß das etwa einer von den Ruhephilistern schreibt, die vor großer Bewegung zurückscheuen. Im Gegenteil, große, größte Bewegung ist mir gerade recht, ich suche sie und kenne sie genug als bestes Förderungsmittel, auch als bestes Mittel, das Feste in uns, das unser Kern sein oder werden soll, noch fester zu machen. Aber Aufregung ist noch etwas ganz andres als große Bewegung. In dieser gleichen wir einem Schiffe oder seinem Steuermann, der auch bei bewegtester See das Steuer noch fest hat und sicher zu richten vermag, in Aufregung aber einem Schiffe, das im Sturm sein Steuer verloren hat und damit eigentlich auch den Steuermann. Und das soll ein Arbeitsmittel der großen Kunst sein, die uns wieder auf die großen Wege nach der Höhe führen soll? Wenn mir jemand mit Aufregung kommt, im Leben oder in der Kunst, so schließe ich mich zu, ich mag mir von keiner fremden Hand in

mein Inneres greifen lassen, die mich in mir hin- und herschleudern will, wie ein steuerloses Schiff im Sturm, so gerne ich mich großer Bewegung öffne, die mich erweitert, vertieft und erhöht, und ich begreife nicht, wie man anders denken kann.

Gewiß hat Richard Wagner von der Kunst groß und tief gedacht, wie wenige vor ihm, und ich bewundere manches große und tiefe Wort in seinen theoretischen Ausführungen unbedingt, wie auch manches in seinen Werken. Gerade für die deutsche Kunst hat er als begeisterter deutscher Mann ein Ziel ausgesteckt, das nicht höher sein kann, aber in der Ausführung hat er sich in einem Hauptpunkte doch wohl übel vergriffen, nicht zum Heile unsrer nervenkranken Zeit.

## 5. Etwas zur Geſchichte des Kunſtblickes

Juni 1887

Die alten hübſchen Geſchichtchen aus dem griechiſchen Kunſtleben, wie Maler ſo täuſchend malten, daß Menſchen und Tiere ſich wirklich täuſchen ließen und das Gemalte für das Wirkliche nahmen, lernt man gewöhnlich ſchon als Kind kennen, wenigſtens auf dem =Gymna ſium; ſie bleiben uns aber gewöhnlich auch Kinder= geſchichten, wie ſo vieles Hochwichtige und Gehalt= vollſte aus dem alten Leben, das da in knapper Faſſung an uns tritt, deſſen tiefen Gehalt man aber da noch nicht faſſen kann. Aber eine feine Ahnung oder Witterung für den tiefen Gehalt und das Frag= liche ſolcher Geſchichten hat gerade die Kinderſeele ganz entſchieden, eine Ahnung, die die Lehrer nicht

unbenutzt und ungenährt lassen dürften; sie sind ja aber gejagt von dem lieben sogenannten Schulziel, das wesentlich dem Formalen nachjagt. So war mir, wie gewiß vielen, von jenen Geschichten in der Seele die einfache Frage sitzen geblieben: Ist das auch wahr? und wenn es wahr ist, wie war es möglich? Und die Frage tauchte mir mit allem Ernste wieder auf, als ich neulich in Lindaus trefflichem Buche über Cranach fand, daß solche Geschichtchen doch auch bei uns auftreten in der Zeit des Aufblühens der Kunst.

Da kommt freilich ein kritisches Bedenken störend dazwischen: man kannte ja jene Geschichten aus dem Altertum, und die Zeit war so naiv beflissen, alles Schöne und Merkwürdige aus der neu erschlossenen glänzenden Vorzeit der Culturwelt auch für sich zu gewinnen, auch kurzweg in der Nähe im eignen Leben wiederzufinden, wobei denn auch naiv — gelogen werden durfte. So wird man auch hier den Verdacht nicht ganz los, daß man es mit naiver Gelehrsamkeit zu thun habe statt mit Wahrheit. Aber man kann in dem Verdachte auch zu weit gehen, und folgender Fall sieht denn doch aus, wie aus der Wirklichkeit und eignem Erleben stammend.

Christoph Scheurl erzählt von Lucas Cranach im Jahre 1509: „In Torgau hast du an der Wand hangende Fasanen, Rebhühner usw. gemalt (offenbar als Schmuck eines Jagdzimmers), die einstmals der Graf von Schwarzburg, als er sie erblickte, hinaus-

zubringen befahl, damit sie nicht übel röchen, und da er sich deshalb von dem Herzog ausgelacht sah, näher tretend mit einem Eide (d. h. fluchend) versicherte, daß wenigstens der eine Flügel einer lebendigen Ente angehöre."

Scheurl, ein Nürnberger, lebte damals in Wittenberg, in täglichem Umgang mit Cranach, der seit 1504 Hofmaler war, die Geschichte tritt uns also da ganz nahe an ihrer Quelle entgegen, während jene griechischen Anekdoten wer weiß wie viel später zuerst zur Niederschrift gekommen sind, und da sie Scheurl öffentlich dem Cranach gleichsam ins Gesicht sagt, kann sie nicht schlechthin gelehrt erlogen sein. Und dennoch wird uns das zu glauben oder uns vorzustellen immer wieder so schwer, eben wie die entsprechenden Geschichtchen von Zeuxis und Parrhasius bei Plinius.

Man muß, um hinter die Sache zu kommen, sich erinnern, daß es ein sehr verschiednes Sehen giebt, den Gegenständen der Natur wie der Kunst gegenüber. Wie anders sieht nicht z. B. der Künstler eine Menschengestalt, einen Kunstbau, eine Hütte, eine Baumgruppe usw., als der Laie. Und ich zweifle nicht, daß es in diesem Sehen der Gegenstände eine geschichtliche Entwicklung giebt, innerhalb der Kunst ebensogut wie außer ihr bei denen, für die die Künstler schufen. Dieser Entwicklung nachzugehen hat aber einen großen Reiz, ja einen entschiednen Wert, oder wird sogar zu einer Forderung

auch an den Gebildeten, nicht bloß an den Kunstgelehrten in einer Zeit wie unsre, die von einem ganz gesunden Triebe geleitet, der Vorzeit eine wachsende Gunst und Neigung zuwendet, immer weiter über die gelehrten Kreise hinaus. Da gilt es denn auch, so schwer das ist, wieder so denken, empfinden, sehen zu lernen, wie die Zeit damals dachte, empfand, sah usw. Ganz rein wird das selten einer erreichen, vielleicht keiner, aber schon die Bemühung darum ist mit einem ganz eigentümlichen Genuß verbunden, den genauer zu untersuchen schon der Mühe wert wäre. Der Grund des Genusses scheint mir wesentlich in dem Gefühl einer Erweiterung und Vertiefung des eignen innern Lebens zu bestehen; man muß sich dabei seines modernen Selbst, seiner heutigen Anschauungen und Empfindungen entäußern und gewinnt sich eben daraus doch bereichert wieder. Diesen Genuß kennt jeder Sammler, ob er nun alte Kupferstiche und Holzschnitte oder Münzen und Medaillen oder Waffen oder alte Scherze oder Worte und Wendungen sammelt; er sammelt sich damit zugleich ein Stück des Lebens der Vorfahren in seiner Breite und Weite und seinem Werden und Wachsen in die Seele hinein und gewinnt damit für sein eignes inneres Leben eine Breite und Weite in Zeit und Raum, einen sichern Untergrund, wie sie das bloße Leben in der Gegenwart nicht geben kann, das mehr auf die Spitze als in die Breite geht. Daher auch die behagliche, ich möchte sagen breite Ruhe,

die man bei solchen Sammlern gewöhnlich antrifft und mit der sie auch andre behaglich beruhigend anhauchen, wenn sie auf ihr Sammeln zu reden kommen.

Um aber bei dem verschiednen Sehen verschiedner Zeiten und bei den fraglichen Kunstgeschichtchen zu bleiben, so gälte es hier, sich auf den Stand des Kunstsehens zurückzuversetzen, auf dem jener Graf von Schwarzburg stand, als er Cranachs gemalte wilde Ente sah. Er war wohl in der Entwicklung seines Kunstauges hinter den andern zurückgeblieben, sah vielleicht Cranachsche Malerei mit ihrem Farbenleben zum erstenmale.

Um den ersten Anlauf zu gewinnen, der uns sehr verwöhnte Leute von heute in das Gleis des ältesten Kunstsehens zurückbringt, kann man sich an unsre Kinder wenden, sobald man darüber hinweg ist, in ihrem Treiben bloß Kindisches zu sehen, nicht auch die ersten Äußerungen der reinen Natur, die sich dann die Cultur nach ihren geänderten oder gesteigerten Bedürfnissen zurecht macht, in jedem Jahrhundert anders.

Wie spaßhaft sehen uns Erwachsene die Striche an, mit denen ein Kind sich einen Baum, ein Pferd oder wovon seine kleine, aber lebendige Phantasie eben voll ist, auf die Schiefertafel entwirft. Das Kind sieht sie doch gar nicht als Spaß, sondern ganz ernst und befriedigt an. Meint man, daß es eben nur die Striche so befriedigt sieht, die wir allein

sehen? Nein, es hat offenbar außerdem den Baum, das Pferd, wie es sie gesehen hat, noch in sich vor dem innern Auge und sieht sie sich in die Striche hinein. Genauer: es hat den Baum in dem behaltenen Eindruck nun wie zwischen sich und der Schiefertafel schwebend, und er wird ihm durch die Striche so weit zugleich nach außen gezogen, daß es ihn in den Strichen wieder wie vor sich sehen kann. Daß das innerliche Bild ganz nach außen gerückt oder gesetzt werde, wie wir verwöhnte Erwachsene verlangen, dafür hat das Kind noch gar keinen Bedarf, und es wird auf den ersten Stufen der Kunstentwicklung auch den Erwachsenen so gegangen sein.

In diesen Kunstblick des Kindes, wenn man es schon so nennen kann, mich zurückzuversetzen, hat mir aber einen ganz eigenartigen Reiz. Man hat, glaube ich, von dieser Stelle aus einen reineren Blick auf das ganze Kunstwesen überhaupt, als ihn der Standpunkt unsrer entwickelten oder auch verwickelten Kunst geben kann, denn man steht da wieder ganz und sicher in dem Raume, in dem und für den eigentlich alle Kunst zu arbeiten hat, und wird seiner großen Bedeutung wieder inne, d. h. in einer Art innerm Raume zwischen uns und den Gegenständen, der zugleich ganz uns angehört und doch an die Gegenstände hinanreicht oder auch sie einschließt, so weit sie uns auch angehörig werden können. Dieser innere Raum zwischen uns und den Dingen ist überhaupt von der höchsten Wichtigkeit, es ist der freie Spiel-

bereich unsers Ichs, so möchte ichs nennen, gerade für die Kunst gut bezeichnend, zwischen ihm und der harten Wirklichkeit draußen, der auch ethisch, erkenntnistheoretisch, metaphysisch von der höchsten Wichtigkeit ist und in dem sich alle uns wirklich angehende Grundfragen bewegen und ihre Antwort zu finden haben.

Um aber noch bei der Kunst zu bleiben: man kann sich da an dem Kinde dessen erinnern, was unsre Zeit zu ihrem Schaden so leicht vergißt, daß alle Kunst ihrem Wesen nach eigentlich nur andeutend ist und sein kann; wie weit man auch den Spielraum ausstecke, in dem sich dies Andeuten zu einem völligen Deutlichwerden ausdehnen kann, der Kreis des Andeutens kann doch nicht überschritten werden, oder es geschieht der Kunst Schade. Läßt sich doch leicht erkennen, daß auch unser Kunstauge bei aller hochentwickelten Kunstgewöhnung oder auch Verwöhnung von jenem Kinderstandpunkte doch noch nicht ganz losgerissen ist. Wie wirksam kann z. B. ein von einem rechten Künstler gezeichnetes bloßes Profil eines Gesichtes sein, das uns so viel hinein zu sehen oder zu ahnen überläßt! Auch wenn wir einen Holzschnitt mit allem Ernste ansehen, bei dem doch die Farben fehlen, wie wir die schraffierten Striche für wirkliche Schatten nehmen müssen: hat dieser Ernst nicht immer noch etwas von dem spaßhaften Ernste, mit dem das Kind seinen Baum auf der Schiefertafel ansieht? Wir müssen uns eben

auch die Farben und Schatten, die das innere Auge braucht, mehr oder weniger aus uns hineinsehen, also wie das Kind den innerlichen Baum in seine andeutenden Baumstriche. Ja merkwürdig, an ausgemalten Holzschnitten und Kupferstichen, wie sie im sechzehnten Jahrhundert beliebt waren, sind uns die Farben störend, die man doch verlangen sollte. Ein Holzschnitt von Dürer, Cranach, den wir schwarz gelten lassen oder bewundern, tritt uns ausgemalt mehr in das Licht von Kinderkunst zurück, vielleicht weil die Farben für unsre Gewöhnung zu sehr nur andeutend gehalten sind, wie wir es selbst als Kinder mit solchem Ausmalen gehalten haben. Das sechzehnte Jahrhundert muß auch darin ein andres Kunstauge gehabt haben.

Denkt man sich aber in die Zeit zurück, wo sich alle zeichnende Kunst noch mehr in der Andeutung bewegte, die wir noch beim Profil gelten lassen, so muß man annehmen, daß alle, auch die Gebildeten, nicht nur daran gewöhnt, sondern förmlich darauf eingeübt waren, sich in die Umrisse das volle Leben selber hineinzusehen. Das zeigen auch Äußerungen, wie in der berühmten Stelle der Nibelungen, wo Siegfried zum ersten male mit der Kriemhild zusammengeführt wird und beide als glänzendste Gestalten erscheinen sollen und für die Dichtung müssen. Wenn die Kriemhild zu dem Zweck im Unterschied von ihrem Frauengefolge dem Monde verglichen wird, wie er die Sterne überleuchtet, was ja auch

uns noch ganz wirksam ist (obwohl es auch dem Hörer zum Ausmalen genug übrig läßt), so heißt es von Siegfried, der dabei noch dazu von tiefster Bewegung ergriffen gezeichnet ist, bloß so:

> Dô stuont sô minneclîche daz Siglinde kint,
> sam er entworfen wære an ein permint
> von guotes meisters listen.

Wir haben ja solche Bilder, wie sie da gemeint sein müssen, genug übrig in pergamentnen Handschriften, z. B. in der Pariser oder sogenannten Manessischen Liederhandschrift (nun auch leicht zugänglich in den guten Proben in Könneckes Bilderatlas), können aber, was wir daran sehen, nicht übereinbringen mit der Wirkung, die der Dichter da brauchte und bei seinen Hörern gewiß erzielte; denn sie wußten doch sicher ganz genau oder hatten es deutlich genug im Auge, wie ein Held in glänzendster Manneserscheinung aussah, und sahen die eben in jener Federzeichnung mit einfachster Färbung. Es erklärt sich aus dem Unterschiede des Kunstsehens von damals und heute.

Als aber die Kunst von jenem Andeuten fortschritt zur lebenswahren Ausführung, wie in unsrer Malerei im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert geschah, da muß sich ein wahrer Umschwung vollzogen haben in der Gewohnheit des Sehens; das Auge, das auf die alte Kunst eingeübt war, mußte stutzig werden vor den Bildern, und wer wie vielleicht jener Graf zum erstenmale vor ein Bild trat mit der lebensvollen Formen- und Farbengebung,

wie sie Cranachs Bilder boten, bei dem mußte wohl der Umschwung zu einem ordentlichen Umsturz werden.

Eine so gemalte wilde Ente an der Wand: er brachte ja, gewiß ein erfahrener Jäger, wie alle Fürsten damals, den Strichen und Farben das Lebensbild der Ente in sich entgegen, nach langer, ungestörter Gewöhnung — und stieß auf einmal auf ein Entenbild außen, so lebensvoll, wie mans bisher nur von der Ente selber kannte: traf nicht da gleichsam eine doppelte Ente im Auge zusammen, aus dem die Täuschung der wirklichen Ente sich ergeben konnte oder mußte?

Und noch stärker mußte die Wirkung sein bei einem Menschenbilde mit dem Ausdruck der Seele in Blick und Miene (wie das Cranach gerade so bewundernswürdig vermag), den man vorher ganz aus sich hineintragen mußte.

Aber bei Tieren, wie dort im Altertum von gemalten Weintrauben und Vögeln erzählt wird? Ich habe doch eine sichere Nachricht von einem Hunde, der eine gemalte, ziemlich lebensgroße Katze lebhaft anbellte. Gewiß hat jeder Hund gerade das Bild der Katze, zu der er in einer so wunderbaren angebornen Beziehung steht, deutlich genug schon in sich selbst, aus vielfachster Berührung, daß es ihm vor einem guten Katzenbilde ebenso gehen kann, wie dem Grafen von Schwarzburg vor Cranachs Fasanen usw. Und von reifen Weinbeeren müssen auch die Stare ein recht deutliches Bild in sich haben (ein gesehenes

und ein geschmecktes), sonst könnten sie sich nicht jährlich auch weiter her in den Weinbergen sammeln, wenn die Zeit da ist. —

Nutzanwendung, wenn eine sein soll und etwas weiter greifen darf, vielleicht nicht nötig — Erstens: wenn uns im Leben unsrer Vorfahren, dem sich die Neigung nun zuwendet, etwas aufstößt, das die Neigung durchkreuzen will, weil wir es unverständlich finden oder wohl gar scharf ablehnen müssen, so thun wir gut, unser Urteil zurückzuhalten und uns zu erinnern, daß das alte Leben vielfach unter andern innern Gesichtspunkten stand und von andern Verhältnissen bedingt war, als unsre sind, und daß es jene zu ermitteln gilt. Wie viel könnte ich davon erzählen, daß etwas, das mich an unsrer Vorzeit ärgerte, mir durch geduldiges Beobachten nachher zur Freude oder Lehre wurde.

Zweitens: es ist uns recht gesund, dabei inne zu werden, daß auch unser Standpunkt und unsre Gesichtspunkte von heute keineswegs, wie wir leicht wähnen, etwas Sicheres, Notwendiges, Abschließendes sind, sondern gar viel Fragliches, Zufälliges, Werdendes immer noch enthalten, d. h. daß auch sie, also wir noch auf der Entwicklungslinie stehen, die weiter strebt, und die es zu erkennen gilt, um sie mit Bewußtsein richtig zu lenken; dazu muß man aber mit verstehendem Übersehen weiter ausholen, ja so weit als möglich. Der kleinere oder größere Umschwung der allbestimmenden sogenannten Weltanschauung, der

ungefähr mit dem Auftreten eines neuen Geschlechts zusammentrifft, vollzieht sich keineswegs in bloßem Fortschritt, sondern oft auch so, daß um eines teilweise guten und richtigen Neuen willen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, also vom Alten manches abgestoßen wird, was man daneben hätte bewahren sollen. Der stille Zug der Zeit zum Leben und Denken der Vorfahren zurück, der sich besonders seit 1870 so vielfach offenbart, ist selbst ein Zeichen davon, daß das jetzt im gebildeten Bewußtsein sich geltend macht als richtige Fühlung, vorbereitet durch die Bestrebungen der Romantik, obwohl die Anregung dazu viel weiter zurückgeht.

Und drittens, um noch einmal auf die Hauptsache hier, das Andeutende der Kunst zu kommen: es handelt sich dabei um etwas Hochwichtiges, das jetzt in Gefahr ist vergessen zu werden, ich meine das unüberspringliche Grundgesetz alles Kunstwesens, daß dazu nicht bloß das Schaffen des Künstlers, sondern auch eine Mitarbeit des Genießenden gehört, die der Künstler mit in Rechnung ziehen muß. Mir ist es, als ob das aus dem obigen Gedankengange von selbst herausspringe, auch ohne tiefere Begründung, die weiter ausholen müßte. Daß aber unsre Kunst jetzt vielfach auf einer Linie den Fortschritt sucht, wo jenes Grundgesetz übersprungen werden soll (was genau besehen gar nicht möglich ist) und dem genießenden Anteilnehmer möglichst nichts aus sich hinzuzuthun bleibt, das ist vielen Einsichtigen

schon fühlbar geworden am Theaterwesen, wo die sogenannte Ausstattung immer mehr eine Gestalt annimmt, daß der Theaterbesucher seine Phantasie und sein eigentliches Kunst-Ich zu Hause lassen könnte. Die äußern Sinne werden übersättigt und damit abgestumpft, und die Abstumpfung ergreift von selber zu leicht auch den innern Sinn, den eigentlichen Kunstsinn, der nun auch träge wird und sich schlafen legen kann. Daß es aber an dieser Klippe für das wahre Kunstwesen auch in andern Kunstgebieten nicht fehlt, wäre nicht schwer nachzuweisen. Das ist aber Übercultur, sieht aus wie Verfall, und wie das Ganze dann weiter verläuft, kann man aus der allgemeinen Kunst- und Culturgeschichte wissen. Vielleicht hilft uns auch darin die zunehmende Neigung für die ältere Zeit und ihr Verständnis wieder auf den Weg der Gesundheit zu kommen, die sich der Einzelne schon dort holen kann, wie der Städter in der Sommerfrische, warum nicht die Zeit überhaupt?

## 6. Wie man von Tieren lernen kann

Juni 1887

Von Tieren lernen? Ja doch, ja, und nicht bloß von den klugen Ameisen und Bienen, was uns in der Schule nahe gelegt wurde, auch von dummen Tieren, wie Gänse, Hühner, Ziegen.

### 1. Fürs Empfindungsleben

Ich stieg einmal in einem thüringischen Badeorte eine Berglehne hinan nach einer Aussichtshöhe, die einen weiten Blick ins Land bietet. Vor der Hand war außer waldigen Anhöhen und Felsstücken gegenüber nicht viel zu sehen, von Leben aber, nach dem man sich doch auch da immer umsieht, nichts weiter als eine Gruppe Ziegen und Gänse, die unten im Wiesen-

grunde spielten und weideten. Diese zogen also das Auge auf sich, sie wurden mir von selber zur Seele des bescheidnen Landschaftsbildes, wie ja jede Landschaft als Bild eine braucht, gaben aber auf einmal auch, bloß Ziegen und Gänse, den Gedanken eine angenehme Richtung und Nahrung, eben mit ihrer Seele, Ziegen- und Gänseseele. Die übersehende Höhe und halbe Ferne, die uns an den Dingen auch ihr Allgemeines, ihre innere Bedeutung leichter ersehen läßt, zeigte mir auf einmal das Treiben der Tiere wie von ihrem Innern heraus, ohne daß ichs gesucht hätte, es kam mir ganz von selber. Veranlaßt war es mit dadurch, daß ich die Tage daher mich viel in Goethes Art zu denken bewegt hatte, auch sein tieftreffendes Wort vom Pflanzenstengel, der „rund oder von innen heraus für rund zu achten ist," hatte mich wieder einmal beschäftigt, es hat mir etwas eigentümlich Wohlthuendes, Lebenanregendes nach angestrengter Kopfarbeit.

Was sah man an den Tieren von ihrem Innern? Ihr ganzes Verhalten drückte Behagen aus, floß aus innerstem Selbstbehagen, man sah sie mitten im vollsten Daseinsglück lebend und webend; sie waren mitten in ihrem Werden, von dem sie nichts wissen, zugleich doch schon im vollsten Sein. Warum bewegen sie sich, verlassen also die behagliche Ruhe? um zu fressen, d. h. um dies Behagen zu erhalten, wie man zum Feuer Holz zulegt, um es zu erhalten, oder auch, wie die Ziegen, um zwecklos zu spielen,

d. h. das Behagen quillt über, sein Überschuß setzt sich von selber in Bewegung um, die aber ihren Zweck wieder nur in sich oder in ihnen selber hat, die innere Ruhe also nicht aufhebt. Sie sind ganz in sich und in sich ganz, unbekümmert um das Äußere, aus dem sie sich nur sorglos nehmen, was sie in diesem Ganz-in-sich erhalten soll.

Und doch, so unbekümmert um das Äußere, wirken sie zugleich nach außen, oder können es, wie dort auf mich, als ich stehen blieb, um ihrem höchst einfachen Treiben zuzusehen, so wohl auch auf die Mädchen, die zur Hut dabei waren. Man kann kaum behaglichere Menschen sehen, die wie in Behagen eingetaucht erscheinen, als Kinder, die Gänse, Ziegen, Kühe und Kälber hüten, oder einen Schäfer bei seinen Schafen, der die Arbeit und Unruhe des Geschäfts seinem Hunde überläßt und sich nur die Oberleitung vorbehält in königlicher Ruhe. Das Behagen der Tiere überträgt sich gewiß auf sie in täglichem Umgang, sie erscheinen auch so ganz in sich und in sich ganz, wozu wir Städter es so schwer bringen.

Man bekommt das gerade in dortiger Gegend (bei Lobenstein) auch zu hören, besonders gegen Abend, in einem Singen, in dem die viehhütenden Kinder ihrem Behagen Abfluß schaffen, wenn sie sich nicht etwa beobachtet wissen. Die Stimme bewegt sich, halb träge und doch frisch genug, wortlos hauptsächlich in lang gezognen Tönen, die doch auch mit Wechsel und Pausen im Ganzen zugleich einen melo-

diſchen Eindruck machen, ſobald man lange genug und geduldig hinhört; ſtellenweiſe treten auch in der Tonbewegung luſtige Schleifen und Verſchlingungen auf, die dem Jodeln der Älpler gleichen, alles aber ſo ganz urwüchſig, ſo von aller Schule und muſikaliſchem Bewußtſein fern, daß es mir das erſtemal den Eindruck machte, als ob ich dem Augenblick belauſchend beiwohnen dürfte, wo das Singen eben erſt erfunden würde oder erfunden werden ſollte. Denn ein eigentliches Singen war es noch nicht, nur der bereite Stoff dazu, aber gerade ſo der Ausdruck eines überfließenden tiefen, freien Behagens am bloßen Daſein, wie er mir noch nicht vorgekommen war. Man hörte oder fühlte oder ſah ordentlich den Grund der Kinderſeele als breiten, ſtillen Wellenſchlag, der doch hie und da in ein keckeres Kräuſeln oder Hüpfen überging und, um ſich ſelbſt halbbewußt zu genießen, die bereit ſchwebenden Luftwellen benutzte, die jene eigenartigen Tonwellen dann auch in die Seele des Hörers übertrugen mit einer ich muß ſagen wunderſamen Wirkung. Wenn Goethe einmal nach einem Concert äußerte, bei einer gewiſſen modernen Muſik bleibe ihm alles in den Ohren hängen (bei Eckermann 1. Januar 1827), ſo ging mir dieſes Singen recht in die Seele, in den Grund der Seele.

Ähnlich war aber ſchon die Wirkung, die ich beim bloßen kurzen Beobachten der Tiere in mir ſpürte. Es ging von ihrem Treiben etwas in mich über, das als grellſter Gegenſatz auftrat zu dem,

was ich aus der Stadt in mir mitgebracht hatte, wenigstens als eine dazu durchaus notwendige Ergänzung und Berichtigung. Was das war? Ja, es ist schwierig zu beschreiben, wenn man sich mit dem Worte gesättigtes Behagen am Dasein nicht begnügen will. Jeder Städter kennt es aber aus Erfahrung, wenn er in die sogenannte Sommerfrische geht. Mir fällt dabei das Wort eines solchen Städters ein: ein echtes Berliner Kind sieht und fühlt schon Sommerfrische, wo er (oder sie) sechs Gänse über den Rasen watscheln sieht. Das ist zugleich spaßhaft und zugleich ernsthaft richtig. Was er da eigentlich sieht und fühlt?

Es handelt sich im Grunde um das wunderbare Ding, das Leben heißt oder genauer darum, was so zu heißen verdient. Das Treiben in der Stadt ist ja eine Jagd nach Leben, nach reicherm, weiterm, höherm Leben, als man sichs draußen auf dem Lande denkt, dessen Geistesleben uns dagegen so eng, klein und arm erscheint. Und doch eben über dieser Jagd verliert man fort und fort in der Stadt so leicht die Hauptsache, das Leben in uns selber, d. h. das Leben selber, und damit ist eigentlich alles verloren. Das ist es, was man schon an Tieren und ihren Hütern wiederfinden kann, wie mirs dort ging. Das städtische Leben ist wesentlich ein rastloses Lebensuchen, hier aber fühlt man wieder ein ruhiges Lebenhaben, Leben aber, das rechte Leben entzündet sich nur, aber auch rasch an rechtem Leben, wie klein

oder groß es sei. Wie ich dort stand und das Leben der einfachen Tiere plötzlich wie in mich herein reichte und griff, da nährte sich gleichsam mein Wesen von ihrem Thun und Leben, wie sie sich und ihr Wesen von den Gräsern: nährte, denn das städtische Leben mit all seiner Fülle ist mehr ein Zehren, als ein Nähren, das sieht man schon dem Gesichte des Städters an, wenn er ins Bad kommt. Im Stadtleben wird das Gehirn, das Kopfleben genährt, wird aber unversehens übernährt (wie die Ärzte von Hypertrophie irgend eines Körperteils sprechen) und zehrt damit an dem andern Lebensgebiete unsers Innern, Gemüt oder Seele oder Herz, wie mans verschieden nennt; es ist die Wohnung des Empfindungslebens, die dann düster und öde wird, und, da sie nie ganz leer stehen kann, sich mit kleinen Kobolden oder großen Quälgeistern oder gar Gespenstern erfüllt, mit krankhaften Empfindungen statt gesunder, die dann wieder auf die Arbeit des Gehirns übel störend, irreführend, düster färbend zurückwirken. Ach das weiß ja jeder Städter, der nicht auf falscher Fährte weiter jagt. Gut, aber es ist eins von den Dingen, die man nicht oft genug wiedersagen kann. Daß aber eben in diesem andern Gebiete unsers Innern, dem der niedern Seelenkräfte, wie man im vorigen Jahrhundert nach Wolff sagte, das eigentliche Leben wohnt, nicht im Kopfe, das kommt mir oft wie vergessen vor und muß dem Zeitgeiste geradezu laut ins Ohr gerufen werden, da er

sich durch verschiedne Einflüsse in falscher Richtung in ein einseitiges Kopfleben und damit in ein krankhaftes oder doch leeres Leben überhaupt hineintreiben läßt, die größte Gefahr unsrer Zeit. Diese Lehre, wo das wahre Leben wohnt und wie es aussieht, muß man der Zeit wieder einmal nachdrücklich und unablässig predigen, wie sie die Dichter und sogenannten Popularphilosophen des vorigen Jahrhunderts ihrer Zeit predigten. Ich ließ mir sie dort im Koselthale gern auch von Gänsen und Ziegen predigen.

Kann man also nicht wirklich von Tieren lernen, gerade für das Empfindungsleben, das in der Schule des Zeitgeistes keine oder falsche Lehre findet?

## 2. Aber auch fürs Denkleben

In einer thüringischen Sommerfrische diente uns einmal bei schlechtem Wetter eine Hühnerfamilie im Hofe zur Unterhaltung, besonders eine Henne mit ihren Küchlein, deren ziemlich viel waren, wurde uns mit ihrem Treiben die Heldin des Hoflebens. Da kam denn beim Beobachten auch die Frage: Ob die Henne auch genau weiß, wie viel sie Küchlein hat? „Gewiß," war die Antwort. Woher weiß man das? „Sie vermißt jedes einzelne, das sich verlaufen oder verkrochen hat, und sucht es unruhig." Also ganz mütterlich, bei so vielen Kindern. Nun möchte man wohl weiter fragen, am liebsten gleich die Henne selber, wenn es nur ginge: Ob sie denn da auch

die Zahl im Kopfe hat, wie die Mutter? Uns Menschen scheint das so natürlich oder notwendig. Aber das gewiß nicht. Zählen kann sie sicher nicht, sie braucht es aber auch nicht, sie hat die Zahl der Küchlein doch in sich, aber nicht als Wort oder Begriff, wie der Mensch. Doch nein, den Begriff darf man ihr nicht absprechen, nur soweit er in einem Worte, hier in einer Zahl ausläuft, aber nicht soweit er die Vorstellung einschließt, was übrigens die eigentliche und ursprüngliche Meinung des Begriffes „Begriff" ist. Sie hat alle die einzelnen Kinder als deutliches Bild in sich, ja als geliebtes Bedürfnis, jedes auch in seinem Sein, nicht nur nach Form und Farbe, auch nach der Sinnesart, die ja auch bei Tieren verschieden ist. Und mehr noch, nicht nur die Einzelnen vereinzelt hat sie so in Liebe und Sorge in sich, auch ihr Zusammen als Schar, das zeigt ihr Vermissen, wenn die Schar nicht voll ist. So weiß sie zwar nicht die Zahl, d. h. als Wort, wohl aber die Anzahl ganz genau. Was braucht sie weiter?

„Ja das geht wohl weit mit dem Innenleben des Tieres," sagt vielleicht jemand, dem die Betrachtung oder Beobachtung neu wäre, „das ist wirklich schon mehr Geist als sogenannter Instinct, aber man sieht doch die Schranke des tierischen Bewußtseins und seine Grenze gegen das menschliche, da ihm die Zahl fehlt!" Schon recht. Aber wenn das nun ebenso doch auch bei Menschen vorkommt, nicht

bei ſtumpfſinnigen, ſondern bei denkgeübten, gelehrten Menſchen? Der Vorſtand einer großen Bibliothek wurde einmal gefragt, wie viel Bücherſäle er denn habe? Da ſtutzte er, war halb ſpaßig verdutzt: „Ach, das weiß ich nicht einmal, ich habe michs noch nie gefragt.“ Alſo doch — wie die Henne? Natürlich kannte er jeden einzelnen Saal genau, jede Schwelle, die aus einem in den andern führt, von hundertfachem Betreten, wie in den einzelnen Sälen jedes von den großen Brettergebäuden mit ihrem gewaltigen Inhalt, aber nicht die Zahl. Im Bädeker ſteht ſie vermutlich. Wollte man deshalb ſagen, daß dieſer die Bibliothek beſſer kenne, als ihr Vorſtand? Oder daß er innerhalb der Grenze des menſchlichen Bewußtſeins ſtehe, der Vorſtand aber noch außerhalb? Wer auf dem Begriff des menſchlichen Bewußtſeins ſcharf beſtehen wollte, müßte das wohl ſagen und ſetzte ſich doch damit ſelbſt ins Spaßhafte. Wenn dort im Hühnerhofe ein Stadtknabe die Küchlein zählte, wie ſie gern gleich thun, beſonders vor der Mutter, als Schulübung, wie raſch wäre er damit fertig und könnte die Zahl nennen. Meint man, daß er nun von den Küchlein mehr wüßte, als ihre Mutter? Und ebenſo ſtünde es doch zwiſchen Bädeker und dem Bibliothekar. Nein, hier wird ja wohl von dem Hennenbewußtſein aus der Wert der Zahl und des Zählens ſcharf beleuchtet, und wo die Grenze ihres Wertes iſt, man kann wohl wirklich an der Henne für das Denkleben lernen.

Was aber die bewußte Zahl wert ist, wenn sie dort als ganz unnötig erscheint, auch beim Menschen erscheinen kann? Wer Bücher zu sammeln anfängt, hält eine Zeit lang darauf, zu wissen, wie viel er habe, und zählt sie von Zeit zu Zeit. Es ist ihm aber eigentlich dabei weniger um das Wissen zu thun, wie viel er habe, als um das Wissen, besser um das Gefühl, daß er viel habe. Wenn es dann wirklich viel werden, hört das von selber auf, Sinn und Zeit für das Zählen gehen ab, er kennt wohl jedes einzelne Buch genauer, als da er zu sammeln anfing, hat auch für die einzelnen eine Neigung oder Abneigung, Dankbarkeit und Liebe oder nicht, aber die Zahl weiß er nicht. Tritt er damit nicht, seinen liebsten Schätzen gegenüber, in den Kreis des Bewußtseins der Henne zurück? Und um bei Kindern nachzusehen, an denen für uns Erwachsene auch so viel zu lernen ist: wenn man sich einen Knaben denkt, der eine Schachtel mit Bleisoldaten geschenkt bekam, wird der gleich ein Bedürfnis nach ihrer Zahl haben? Ich glaube nicht, wenn er nicht schon in die Schule geht. Er schüttet sie aus und weidet sich an ihnen einzeln wie im Ganzen, auch daran, daß es viel sind; er kennt bald alle einzelne genau, da das scharfe, von Reflexion ungestörte Kinderauge an ihnen doch kleine Unterschiede sieht, aber die benannte Zahl braucht er für sich nicht. Zählen wird er sie erst, wenn ihn etwa die Mutter dazu auffordert, zu zeigen, daß er auch zählen lernt, oder — wenn

etwa ein kleiner Freund auch eine solche Schachtel hat, und es kommt die Frage an ihn, ob der mehr hat oder er. Erst war ihm das allgemeine Viel genug, nun wird ihm das Wieviel wichtig. Ob das ihn aber in sich und an seinem Schatze glücklicher macht? Schwerlich, er sieht ja nun weniger auf seine schönen Soldaten, wie sie sind, als auf etwas, das gleichsam über ihnen schwebt, ihr Verhältnis zu denen des Freundes, es legt sich ihm etwas darüber, was die Soldaten selbst gar nichts angeht und sie ihm eigentlich entfremden will — der liebe Kampf des Lebens beginnt für ihn damit, die Frage nach dem Mein und Dein, an der sich dann der Charakter weiter zu entwickeln hat. Davon bleibt die Henne frei, wenn sie auch sonst ihren Lebenskampf hat. Und welch kahles Ding ist die bloße Zahl, die ihn nun glücklich machen soll. Das kann wohl auch ein Vergleich zwischen dem Knaben und der Henne beleuchten. Wenn dieser von ihren Kindern eins oder das andre verloren ginge, und man wollte ihr zum Trost ein andres unterschieben, ob sie das zufrieden wäre? Schwerlich, sie braucht und liebt ja die Küchlein selber, nicht ihre Zahl, wie der Mensch ihr leicht von sich aus unterlegen mag. Wenn aber dem Knaben von seinen Soldaten welche verloren gingen und würden durch andre ersetzt, die nähme er gern an; denn die Zahl wäre ja wieder voll, die ihm nötiger geworden ist, als die lieben Mannen selber, dem Freunde gegenüber oder auch dem Begriff zu

Gefallen, der sich über die Gestalten hinaus in ihm als Hauptsache festgesetzt hat.

Mir ist es von jeher ein eignes Privatvergnügen, ja ein stiller Drang, von den Dingen in Gedanken gleichsam reinlich abzuschälen, was der Mensch aus sich hinzuthut; gelingt das einmal, so giebt es eine eigentümlich klare Ruhe. Daher noch etwas, das zeigen kann, wie gerade die Zahl, die im Kampf des Lebens eine so mächtige Rolle spielt, genau besehen samt dem Zählen nur ein menschlich begriffliches Ding ist, das er den Dingen selber gleichsam anklebt, das aber diese selbst eigentlich nichts angeht, in und an ihnen selber nichts ist.

Nirgends im Leben ist die Zahl wichtiger, als in Anwendung auf Geld und Geldeswert, von dem gewiß die Kunst des Zählens und des Rechnens, dieser erhöhten und fein durchgebildeten Form des Zählens zuerst ausgegangen ist im Bedürfnis des Handels und Wandels, wo das Mein und Dein genau festzustellen ist. Man braucht sich aber nur den Inhalt einer Geldrolle, in der gleichwertige Stücke genau abgezählt stecken, geöffnet zu denken und die Stücke in einen Kreis gelegt, statt wie gewöhnlich in eine Linie zum Nachzählen, so hat das Zählen ein ganz andres Gesicht. Die Anzahl zwar ist dieselbe, aber die Zahl, die man den einzelnen Stücken so sicher zuspricht oder anheftet, das eins, zwei, drei usw. ist auf einmal unsicher geworden, denn jedes Stück im Kreise kann das eins, zwei,

drei sein, die Stücke kommen gleichsam wieder zu ihrem Rechte und Wesen, das jedes an sich hat, man ist unsicher, wo man zu zählen anfangen soll, und kommt leicht zu dem Gefühle, wie fremd die Zahl den gelben Dingern selbst ist, deren Wert für uns doch sonst in der Zahl ganz aufgeht.

Das ist ja freilich Spielerei, die im Ernst des Lebens keine Stelle hat, aber doch zugleich anregend und von Wert für tieferes Denken, das nach dem Wesen der Dinge an sich und des Menschenwesens im Verhältnis zu ihnen sucht. Auch hier liegt im kindschen Spiel ein tiefer Sinn. Was übrigens das Spielen anlangt, so kann man sogar weiter spielen und den Spieß umkehren: könnten die Goldstücke es merken, wie der geldzählende Geschäftsmann mit ihnen nach Zufall und Willkür umspringt, und sich darüber äußern (was im Märchen möglich wäre), so könnten sie ihm vorhalten, sein Zählen sei ein Spiel, das er so ernst betreibt, worauf er freilich auch mit dem Dichter antworten könnte: Mir liegt der tiefste Sinn in diesem Spiel.

Das Verhältnis läßt sich aber auch im Ernst des Lebens wiederfinden. Denkt man sich eine Mutter mit einer Kinderschar, im Kreise ihrer Kinder, wie die Sprache es ausdrückt, indem sie das Verhältnis innerlich faßt, so läßt sich wohl eine Ähnlichkeit mit dem Verhältnis der Henne zu ihren Küchlein finden, was kaum eine Mutter übel nehmen wird. Sie weiß ja ihre Zahl, aber diese ist ihr nicht die Haupt-

sache, wie dem Knaben, der die Küchlein, dem Bankier, der eine Geldrolle zählt, sie würde auch kaum fremden Ersatz für ein verlornes als vollgeltend nehmen, sie steht damit zugleich noch in dem Bewußtseinskreis der Henne, d. h. sie hat zu ihren Kindern ein tief innerliches Verhältnis, dem gegenüber die Zahl und das Zählen etwas ganz Äußerliches bleibt. Wenn sie die Kinder aber einmal herzuzählen hat, wird sie beim ältesten oder jüngsten anfangen. Fragt sie jedoch ihre Liebe und nur diese, dann hat keins der Kinder den Anspruch, in der Reihe den andern voranzugehen, da ist sie mit dem Herzählen in Verlegenheit. Warum? Sie hat ja die Kinder in sich im Kreise um sich herum, wie eben die Sprache mit ihrem tiefen Sinn für einfachste Wahrheit es aufgefaßt hat; und noch deutlicher: ein jedes „steht ihrem Herzen gleich nahe," wie man sagt, das ist ja aber nur im Kreise möglich, das Mutterherz als dessen Mittelpunkt gedacht.

Dem Wesen des Verhältnisses noch näher zu kommen, dazu kann eine Äußerung Luthers von Gott und der Zeit dienen, die mir zwar mit der Stelle und dem genauen Wortlaut nicht in der Erinnerung ist, aber mit dem Sinn: für Gott gebe es keine Zeit, weil er die Dinge alle zugleich vor sich habe. Die Vorstellung ist offenbar die, daß Gott alles in der Runde so vor sich habe, wie der Mensch die eine Richtung, in die er eben blickt. Der Zeitverlauf aber ist im Kreise gehend gedacht, wie uns ja Tage, Jahre,

Menschenleben u. a. als im Kreise verlaufend erscheinen mittelst einer Art innerer, mehr schattenhafter Anschauung, die doch in der Sprache auch zum bestimmten Ausdruck kommt und sich unbewußt und überall geltend macht, also natürlich sein muß. Tragen wir doch diesen Kreislauf der Zeit sichtbar in der Tasche am Zifferblatt und den Zeigern der Uhr, die aber weit jünger ist als jene Vorstellung. Es ist das ein Stück Mystik bei Luther, wie manches, und bei den Mystikern unsers Mittelalters kommt jene Vorstellung ganz deutlich, mathematisch deutlich ausgesprochen vor, z. B. beim Meister Eckhart (273,39): der wesenliche punct, der got ist,*) der dâ stêt inmitten, glîch verre unde nâhe allen creaturen, natürlich auch in ihrer Bewegung, räumlicher und zeitlicher. Das ist wohl auch ein Spiel, oder sieht so aus, aber eins mit tiefem, tiefstem Sinn. Was ich aber zunächst meinte: die Sprache, diese stille, tiefsinnige Beobachterin, giebt also der Mutter im Verhältnis zu ihren Kindern dieselbe innerlich geschaute Stellung, wie die mystische Philosophie dort Gott im Verhältnis zu seiner Welt. Sie hat sie im Kreise um sich, sie stehn ihr alle gleich nahe, sie sind ja ihre Welt, die sie auch selbst mit geschaffen hat und

*) Für das alte wesenlîch langt unser „wesentlich" nicht mehr aus, man kann sich kurz Spinozas Substanz denken, wie denn das alte wesen für lateinisch substantia, wesenlîch für substantialis im philosophischen Sinne gebraucht wurde.

mit erhält. Und wer sich den Vater auch an dieser Stelle denken will, was stünde im Wege? Und warum nicht auch die Henne? Mag man die Gleichung gelten lassen? Auch als mehr denn Gedankenspiel? sodaß das eine Verhältnis das andre innerlich deutlicher macht und uns näher zieht? Auch in Bezug auf die Zeit trifft die Gleichung zu. Denn wie bestimmt auch die Kinder ihrer Geburtszeit nach eine Reihe bilden, keinen Kreis, so wird doch der Mutter diese Reihe oder Linie zum Kreise, da vor ihrer Liebe der Zeitunterschied nicht gilt, er wird ihr zu etwas Zufälligem, die Liebe steht wie in einem erhöhten Mittelpunkte über der Zeit, wie über der Zahl.

### 3. Noch etwas von Worten und ihrem Werte, dabei etwas von Goethe

Die Gelegenheit ist zu günstig, um nicht gleich auch kurz das Wort mit seinem Werte unter dem Gesichtspunkte zu beleuchten, wie eben die Zahl. Es handelt sich hier und dort um ein Sachdenken, wie mans wohl nennen kann im Unterschied vom Wortdenken, ein Denken, das z. B. die Henne oben ihren Küchlein gegenüber übt. Auch die Zahl, die sie dabei nicht braucht, ist ja zugleich ein Wort, das ihrem Kopfe versagt ist, wie Worte überhaupt.

Auch bei Menschen zeigt sich Abneigung gegen Zahlen und Worte, und daß sie doch auch ohne diese völlig auskommen. So hört man, da nun aus Afrika

so viel an uns kommt, was die Gedanken in ganz neuer Richtung beschäftigt, von den Hottentotten, daß sich da selten einer die Mühe nimmt, seine Viehherde, also seine Habe, zu zählen, aber wenn abends ein Stück fehlt, so sieht er das doch und bemerkt: Ich sehe ein Stück, das nicht da ist (ganz richtig, denn er sieht es in sich). Und wenn es ihrer tausend wären, wird ausdrücklich angegeben, so bemerkt er das fehlende. Uns ist das unbegreiflich, wenns auch nur hundert wären. Es ist aber noch der Standpunkt der Henne oben, nur auf eine Stufe erhöht, die den höhern Geisteskräften des Menschen entspricht, hier aber zugleich zu einer Leistung steigt, die über die Geisteskraft des Culturmenschen so weit hinausgeht, daß wir sie für unmöglich erklären müßten. Mag es Trägheit sein, die das Zählen langweilig findet, wie es uns ja auch widerfährt, es ist doch zugleich eine Lebhaftigkeit des Vorstellens dabei thätig, von der wir hochgeschulten Europäer keinen Begriff haben und die dem Hottentotten das Zählen und die Zahl überflüssig macht. Denn er muß doch, wenn er die Herde prüfend überblickt, als Maßstab die Tiere alle einzeln in deutlichem Bilde in sich haben und eben darum das Fehlende auch, wie dort die Henne, er sieht es nur in sich, nicht zugleich außer sich. Denkt man sich aber solche lebendige innere Vorstellung, zugleich so umfassend, gepaart mit dem höhern Denken, das uns die Cultur giebt: welcher Leistungen müßte da der Menschengeist fähig sein! Arbeit dafür gäbe

es in unsrer Culturwelt gerade genug! Man möchte diese Vereinigung gleich unsrer Erziehung als Ziel stecken und — könnte nun wohl dafür bei unsern Kamerunern usw. in die Schule gehn! Sollte übrigens jene geistige Leistung des Zählens ohne Zahl und Ziffer nicht auch z. B. bei unsern Schäfern vorkommen? oder gar auch bei ihren Hunden? Das müßten ja Rittergutsbesitzer angeben können.

Ein Schäfer kann uns Schulmenschen dienen, die Anwendung von der Zahl aufs Wort zu machen. In A. Sommers Bildern und Klängen aus Rudolstadt steht ein Geschichtchen von einem alten Schäfer in Schwarza (8. Heft, S. 30), der stundenlang an einem Baume lehnt und zufrieden vor sich hinguckt und den der Pfarrer endlich einmal fragt: Sagt mir nur, was denkt Ihr eigentlich, wenn Ihr so still vor Euch hinschaut? „Ich? ich denk gar nischt.“ Aber mein Gott, etwas müßt Ihr doch denken? Der Alte wurde ärgerlich und sagte: „Wenn Er so dumm is und muß was denke, ich brauchs nich!“ Das klingt wie aus dem Leben aufgegriffen, wie vieles bei Sommer, und kann uns Städtern schon zu denken geben, nachdem wir uns satt gelacht haben auf Kosten des Schäfers, besonders über das köstliche „dumm.“

Der Alte ist in seiner Art wohl auch ein Denker, vielleicht ein Grübler auch ohne gerunzelte Stirn, wozu kluge Schäfer fast werden müssen, wie denn Leute mit bester Kräuter- und Sternkunde, auch Menschenkunde, unter ihnen vorkommen. Es ist, als

hätte er eine richtige Fühlung von dem Begriffe von Denken, den der Gelehrte von der Schule und Universität mitgebracht hat, und verstünde den Pfarrer besser als der Pfarrer ihn. Solches Denken braucht der Schäfer freilich nicht, das sich in Worten durch den Kopf bewegt, wie beim gut geschulten Manne. Sein Denken ist mehr ein wortlos sinnendes behagliches Verhalten, aber darum gar nicht ein sachloses; im Gegenteil, er bleibt gerade mit den Sachen, an die er denkt, wie in unmittelbarer Fühlung, die durch Worte, die wir dafür einsetzen, halb oder ganz verloren geht, weil sie sich zwischen uns und die Dinge einschieben und die deutliche Vorstellung zurückschieben. Es ist mehr ein vorstellendes Empfinden als ein Denken, also wie bei der Henne, ein Denken, in dem die Dinge sich so zu sagen selber in ihm oder an ihm denken oder besser ihre Ordnung suchen, die er braucht — was alles doch keine erschöpfende Beschreibung des Vorgangs sein soll oder kann, zumal ich kein Schäfer gewesen bin, daß ichs genau wissen könnte.

Aber ganz unbekannt ist dies Denken auch uns Bildungsmenschen nicht, falls wirs nicht vergessen haben. Wir lernen es kennen in den Kinderjahren, deren Glück mit dadurch bedingt ist, nachher wieder höher und höher entwickelt in Tagen des Glücks, wie sie junge Liebe und Freundschaft bringen, auch die junge Begeisterung für das Große der Welt, also in den Tagen vor dem eigentlichen Eintritt in

den Kampf des Lebens, wo wir auch zu ſchmecken bekommen, was es heißt, ganz in ſich und in ſich ganz ſein, wo ein großes Innenleben die Seele ausweitet und, ſo weit ſie wird, ausfüllt; wer mit in dem kurzen großen Kriege geweſen iſt, kennt es gewiß auch von dort, denn auch Ungeheures, Schwieriges, ſelbſt drohendes Unglück, wenn es groß iſt, zieht uns in die Kreiſe eines großen Lebens hinein, in denen die Dinge ſelber ganz anders an uns kommen, genauer in uns herein kommen, als in dem ſtillen Verlauf des gewöhnlichen kleinen Lebens, wo die Kreiſe ſich auch ins Kleine eindrehen, die das Leben in uns zieht. In ſolchen Zeiten gewinnt das Wort ein ganz andres Weſen den Dingen gegenüber: mit wenig Worten ſagt man da dem andern viel, weil er von den Dingen ſelber auch voll iſt, während ſonſt ſo oft viel Worte, ja ganze Bücher voll uns ſo wenig ſagen. Die Worte werden uns dann wie zu bloßen dünnen Schalen für die Dinge, die lebendig gegenwärtig in den Seelen walten, während ſie ſonſt leicht an den Dingen die Hauptſache ſein, ja dieſe völlig vertreten wollen. In ſo recht glücklichen Tagen ſind ſie wie reife Weinbeeren von beſter Sorte, wo die Schale ſo dünn geworden iſt, daß ſie eben ausreicht, um den ſtrotzenden köſtlichen Saft noch zuſammenzuhalten, während ſie in gewöhnlichen Tagen dickſchäligen halbreifen Beeren gleichen, deren man viel kauen muß, um ſo viel Saft zu ſchmecken und doch nicht ſo guten, wie dort in einer Beere. In

solchen Tagen und Stunden sind wir auch ganz anders Herr der Worte, die sonst gern unsre Herren sein wollen. Die rechten Worte kommen uns da spielend mühelos aus der Fülle des Lebens in uns, für dessen Ausdruck sie doch nicht ausreichen, das beste dabei thun Mienen, Blicke, Stimme, die den vollen Lebensgehalt ergänzen und Worte gar nicht brauchen. Denn, wie es in Wilhelm Meisters Lehrbrief heißt, „das Beste wird nicht deutlich durch Worte," vollends durch bloß geschriebene, denn „das Wort erstirbt schon in der Feder."

Da treffen wir denn auch Goethen mit vollem Bewußtsein auf dieser Spur des Sachdenkens für das Wortdenken, der doch des Wortes so gewaltig war. Es ist sein „gegenständliches Denken," wie es Heinroth an seiner Art der Naturbetrachtung beobachtete und so benannte unter dem lebhaften Beifall des Dichters, der sich dadurch „bedeutend gefördert" fühlte.*) Er giebt aus Heinroths ausführlicher Schilderung von der eigentümlichen Art seines Denkvermögens als das wesentliche die Worte, „daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehn und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei" — also

*) S. den Aufsatz: Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort.

keine Worte zwischen den Dingen und Goethes Geiste, auch keine Abstraktionen, Theorien, Axiome, Begriffe usw., die an überlieferte Worte gebunden sind, beide vielmehr, sein Geist und die Gegenstände, in einer unmittelbaren Berührung oder genauer in einem Ineinander, in das die Berührung übergeht, und das daher außer der allein genannten Anschauung auch ein Empfinden notwendig einschließt, zumal in Anwendung auf menschliche Dinge, für die das Ganze bei Goethe ebenso gilt wie für die Naturdinge. Ja auch bei diesen geht es da nicht ohne Empfinden ab, das kann schon sein Wort vom Pflanzenstengel oben zeigen, wo das Anschauen schon mehr ein Empfinden ist, sodaß er sich in den Stengel gleichsam vorübergehend hineinlebt und diesen in sich herein. Man muß es selbst treu probieren, um sich zu überzeugen, und steht dann auf dem Punkte oder der Linie, von wo aus Goethes Denken überhaupt allein zu begreifen ist.

Ist das aber nicht, recht hingesehen, dieselbe Linie, auf der uns der Schäfer begegnete, ja dieselbe, auf der wir den Hottentotten fanden und — die Henne? Es ist ein geistiges Verhalten zur Außenwelt, das jetzt gern und gut auch mit „Unmittelbarkeit“ bezeichnet wird, ein Sachdenken für Wortdenken, mehr ein Empfinden als ein Denken, oder beide in einem dritten höhern aufgehend. Den Gradunterschied von der Henne her bis zu Goethe hin denke man sich so groß, als man mag; mit Spielraum meinetwegen zwischen eins und einer Million oder

wer noch mehr will, aber ein Artunterschied ist nicht auf der ganzen Linie. Ich kanns nicht anders sehn.

## 4. Und noch etwas von Zahl und Rechnen, dabei auch von Gott

Die Gelegenheit ist auch zu günstig, um nicht noch etwas eigentümlich Fragliches gleich kurz zur Sprache zu bringen, das im Zusammenhange des Vorigen vielleicht von selbst mit seine Antwort finden kann.

Als Knabe erstaunte ich und erschrak über den Gedanken, der irgendwie an mich geflogen kam, vielleicht von einem ältern Mitschüler, Gott könne doch nicht machen, daß z. B. 2 mal 2 gleich 5 sei. Es war, als ob damit ein Grundbalken der Welt, wie sie vor uns vom Lehrer aufgebaut wurde, einen unheilbaren Knick bekommen hätte, daß alles wanken wollte. Ich habe mich nachher, ohne weitere Grübelei, doch darüber beruhigt, die Frage, die damit aufgeworfen war, trocknete mir gleichsam von selber ein. Aber überhaupt eingetrocknet ist sie doch noch nicht, man begegnet ihr noch, oder vielmehr jener Behauptung als sicherer Antwort, in einem gewissen Gedankengange, der auch im philosophischen Denken noch eine überlieferte Geltung hat. Es ist aber, genau zugesehen, und wenn man aus jener Gedankenlinie heraustritt, gleichsam zur Seite, um ihren Verlauf besser zu übersehen, doch nur eine Wortfrage, keine Sachfrage, und Wortdenken, nicht Sachdenken.

Gott rechnend, mit Zahlen rechnend gedacht?

Damit macht man ihn doch zum Menschen, ja zum Schulmenschen, Lehrer oder Schüler? Denn aus der Schule, aus bloßen Schulgedanken kann allein das ganze Rechenexempel stammen, man setzt Gott damit eigentlich auf die Schulbank und legt ihm, wie der Lehrer dem Schüler, eine Querfrage vor, die ihn irre führen soll und durch den etwa begangnen und erkannten Irrtum zur Wahrheit, zur Erkenntnis, hier zur Erkenntnis der Grenzen seiner Allmacht. Ein frischer Kerl, der sich nicht durch Worte fangen ließe und das zuerst hörte, würde wohl herausplatzen: „2 mal 2 gleich 5, das ist ja dumm!“ wie der Schüler für dumm gilt, der so rechnet. Der wahre Sinn des Satzes wäre also: Etwas dummes kann Gott doch nicht machen — und mir klingt dabei unwillkürlich nach, ich meine wie bei dem Nachklingen von Tönen auf einem Klavier: Das können aber wir Menschen wenigstens gemacht denken, da ja doch das 2 mal 2 gleich 5, einmal gesagt, auch gedacht sein oder doch als Gedankenschatten durch den Kopf huschen muß. Freilich: gemacht denken? nein, das doch nicht.

Das Zählen und Rechnen ist ja gar kein Machen, nur eine Vorbereitung oder Übung darauf. An und für sich hat es die Art eines Spiels, der Ernst kommt erst hinzu, sofern sich Sachen an die Zahlen hängen, in Gedanken oder im Ernst der Wirklichkeit. So gewinnt auch ein solches Rechenexempel, wie man es da Gott zumutet, ein ganz andres Gesicht, wenn man die kahlen Zahlen mit Inhalt versieht, sie aus der

Schule ins Leben versetzt. Wenn z. B. ein Bierfreund klagen wollte: Gott kann doch nicht machen, daß ich das zweite Glas (das besser schmeckt) zuerst trinke, oder ernster, wenn ihn eine Jungfrau anklagen wollte: er kann doch nicht machen, daß ich achtzehn Jahre alt bleibe. Darüber wird man lachen, nicht bloß über die Einfalt (es könnte ja auch witzig gemeint sein), sondern weil da das Rechnen und Denken scharf zusammenstößt mit dem Ernst der Wirklichkeit und recht als Spiel erscheint. Die Frage wird also da hinweggelacht, und mit ihr der Triumph über die Grenzen, auf denen man Gottes Allmacht ertappt.

Um noch besser ganz durchzubrechen durch das Spiel mit Zahlen, Worten, Gedanken hindurch, das dem menschlichen Kopfe freigegeben ist, bis zum stillen großen Ernst der Wirklichkeit draußen, kann wohl eine Gleichung dienen mit ernstem Hintergrunde. Wenn ein Arzt eben einen lebenrettenden Schnitt machte und ein geistbegabter Knabe stünde dabei, der sich eben in der freien Welt der Möglichkeiten recht siegreich frei bewegen lernte, und hätte den Einfall, zu dem Arzte zu sagen: mit einem stumpfen Messer oder einem hölzernen Messer könnten Sie das doch nicht machen! da würden alle scharf und deutlich die Kluft fühlen zwischen dem Spiel der Gedanken dort und dem Sachernst hier. Kann man sie da aber auch nicht zwischen dem $2 \times 2 = 5$ und dem ungeheuern allumfassenden Ernst der Weltordnung draußen fühlen? Die Gleichung trifft wohl zu in der Hauptsache, um die es sich handelt.

Und noch etwas als Schluß. Da das Ganze ein Spiel ist, doch auch nicht ohne seinen tiefen Sinn, so mag man wohl auch weiter damit spielen, um ganz darüber hinauszukommen. Also: wenn Gott einmal Zeit und Neigung hätte, einem, der mit dem $2 \times 2 = 5$ kommt, den Willen zu thun, wie würde man herbeigestürzt kommen, um sich weiter solche Wunder bei ihm zu bestellen! Einer würde sich wohl $2 \times 2 = 3$ bestellen, ein andrer noch feiner $2 \times 2 = 4^1/_4$ — ich breche natürlich ab, man sieht den Sack der spielenden Möglichkeiten, der keinen Boden hat, im Menschenkopfe weit genug aufgethan und hingeschüttet, um froh genug und dankbar in den großen schönen Ernst der Weltordnung draußen zurückzukehren, die man da einen Augenblick in sich über den Haufen und durcheinander geworfen sieht, daß einem angst und bange wird. Da schlägt denn das Wortdenken in Sachdenken um, bei dem einem so innerlich wohl und sicher zu Mute wird, und man kann das daran üben, den Anfang dazu kann man aber wirklich schon bei der Henne oben machen.

## 7. Wie Lachen schön macht, etwas zum Begriff der Schönheit

Juli 1887

Wie Lachen schön machen kann, für den Augenblick selbst ein häßliches Gesicht, das weiß ja jeder, aber dieser Tage erfuhr ichs in so merkwürdiger Weise, daß ich mirs doch aufheben muß.

Sprachlich wäre erst wohl noch zu bemerken, daß uns „lachen" jetzt in erster Linie den Schall des lauten Lachens vorführt, ein Übelstand, der den Begriff störend verengt. Die alte Zeit sprach auch von lachendem munde, was wir jetzt „lächeln" nennen (es hieß in mittelhochdeutscher Zeit auch smielen, wie noch englisch smile), aber auch von lachenden ougen, ja von lachendem muote (Gemüt, Stimmung), d. h. der in den lachenden Mienen sichtbar wird. In der

Umgangssprache sagt man noch „er lachte im ganzen Gesichte," wozu der lachende Schall gar nicht gehört. Dieses Lachen ist vielmehr wesentlich ein Lachen der Augen, in denen ein eigentümliches Glänzen von innen her aufleuchtet, doch so, daß die ganzen Mienen, vor allem der Mund und seine ganze Umgebung mit ihren eigentümlichen Mitteln dazu helfen, dem Glanze seinen verschiednen Ausdruck bestimmter zu geben; aber die Hauptsache thun die Augen, wie überhaupt im ganzen wechselvollen Leben die Gesichtszüge. Ist doch das „Gesicht" selber nach dem Sehen, also die ganze Fläche nach den Augen benannt. Von diesem Lachen ist denn hier die Rede.

Doch zur Sache zu kommen, es war gegen Abend, im Dämmerlicht der Straßen- und Ladenbeleuchtung, daß ich durch die belebteste Straße strich auf dem Trottoir. Da im halben Dunkel, halben Licht, wie ich so, Andres denkend, das Auge einmal nach vorn schweifen ließ, leuchtete mir aus einer Gruppe dreier kommenden Frauengestalten ein Antlitz entgegen, das den Sinn (es ging wie ein Blitz) weckte und an sich zog mit dem Leuchten der Schönheit, jugendlicher Schönheit, so unausweichlich wie im Felde draußen eine im Dämmer auftauchende Laterne plötzlich den Sinn faßt und an sich zieht — und als die Gruppe näher kam, wars eine Alte, eine Sechzigjährige: aber sie lachte, mit jenem Lachen, das eine große, frohe, gute Empfindung aus der Tiefe heraufholt, eine große Freude und selbstlose Liebe zusammen.

Wie gern hätte man gleich aus dem Gespräch der Frauen zur Ergänzung erfahren, was es war, wovon sie sprachen, das diese Wirkung thun konnte, die sich gleich auch nach außen übertrug, denn in mir lachte es gleich mit, gemischt mit staunendem Aufmerken. Sie lachte oder lächelte noch so, als sie mir in volles Licht kam. Sie war nicht schön, wenn auch vielleicht einmal gewesen — aber ihr Lachen, der Seelenglanz ließ auf ihren Zügen jenen fesselnden Schönheitsglanz aufleuchten, malerisch ausgestaltet durch die Mischung von Abenddämmer und Lichterglanz, die die Luft füllte und das Bild zugleich einrahmte und ihm seine letzte Retouche gab.

Das ist denn wohl ein brauchbarer Beitrag zu der Frage, was eigentlich das Schöne ist, zunächst als Beleg dafür, wie wenig es für sich an sinnliche Schönheit gebunden ist, so wenig, daß man diese, die wir sonst suchen als Vertreterin des sichtbaren Schönen, zu fordern ganz vergessen kann, doch nur darum, weil da eine höhere oder tiefere Schönheit an ihre Stelle tritt, die uns jene andre zugleich ersetzt und an Wirkung überbietet. Es reizt mich aber unwillkürlich, den erlebten seltnen Fall noch besser auszunutzen. Also noch Folgendes versuchs- und andeutungsweise.

Frauenschönheit, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, mit Jugend gepaart, nennt man, wenn sie uns einmal nicht in der Kunst bloß, sondern im Leben verwirklicht entgegentritt, in ihrer höchsten

Ausprägung auch eine blendende Schönheit. Also auch Glanz als ihr Wesen aufgefaßt, es muß aber dabei an die Sonne gedacht sein, vor deren Glanz man erschreckt die Augen schließt. Nicht so oder gerade entgegengesetzt jene andre Schönheit, wie ich sie da sah. Sie glänzt auch, aber mit einem stillen Glanz, der nicht von außen, von der Oberfläche, sondern aus der Tiefe kommt, der darum auch wohl zu übersehen ist, wenn ihm nicht von andrer Seite Tiefe entgegenkommt, zu der man ja nicht immer aufgelegt ist, während blendende Schönheit gar nicht zu übersehen ist und beim Andern von Stimmung oder wechselnder Empfänglichkeit so gut wie gar nicht abhängt, daher aber auch gar kein Aufthun der eignen Tiefe braucht. Wenn diese dem Sprachgebrauch nach an die Sonne erinnert, die unmittelbar auf die Sinne wirkt, so ist jene mehr wie Mondenglanz, der auf das Gemüt wirkt und in uns auch nur dann jene wundersame Wirkung thut, welche die Dichter so gern aussprechen, wenn wir gerade in der Lage oder Stimmung sind, das Gemütsleben spielen zu lassen, also uns selber tiefer aufzuschließen. Der Sonnenglanz, der wirkliche wie der der Schönheit, wirkt überwältigend, eigentlich zwingend und fragt uns gar nicht erst, ob wir auch zu Hause sind, der Mondenglanz wirkt nur lockend („ladend" nennt ihn Goethe einmal) und stellt gleichsam erst die Frage an uns, ob wir auch in uns zu Hause sind und nicht durch Außendinge zerstreut, kann aber eben

darum auch tiefer wirken, weil er unsre eigne Tiefe zum Mitthun aufruft.

Da ist es denn aber bemerkenswert, daß solch stiller Glanz doch auch jugendlicher oder Frauenschönheit überhaupt zugesprochen wird, eben auch als Ausdruck ihres Wesens. So bei Goethe im Divan (Buch Suleika, Nachklang):

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du allerliebstes, du mein Mondgesicht,
O du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Da steht freilich neben dem Monde auch die Sonne, es ist eine Häufung der Bilder, die für die Vorstellung eigentlich störend ist, weil ein Bild das andre gleichsam auswischt, die aber gut orientalisch dem Zwecke dient, daß die aufquellende Empfindung sich mit Bildern recht genug thut oder eigentlich sich nicht genug thun zu können scheint. Aber Mond und Phosphor passen wohl zusammen, und Goethe braucht den letztern auch sonst so, in einem Gedichte „Grundbedingung“ in der Abteilung „Epigrammatisch,“ einer Weisung an die Dichter:

Eh du von der Liebe sprichst,
Laß sie erst im Herzen leben,
Eines holden Angesichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.

Phosphorglanz könnte ich auch den Schönheitsglanz nennen, den ich dort auf dem Antlitz der Alten aufleuchten sah, hier aber braucht ihn der Dichter von

holder Frauenschönheit überhaupt, um ihrem Wesen einen Ausdruck zu geben, Goethe, dieser Kenner von Schönheit. Das ist denn an Wert, ich möchte sagen, einer wissenschaftlichen Beobachtung gleich, die den Eindruck der Erfahrung treu aufnimmt und wiedergiebt. Dazu stimmt nun weiter trefflich ein Dichterwort aus dem fünfzehnten Jahrhundert, in einem lehrhaften Gedichte, leider ohne Dichternamen, das sich Frauenspiegel nennt und die Frauen unterrichtet, wie sie sich „gegen irem eelichen gemahel" verhalten sollen, um seine ganze Liebe und ihre rechte Stellung im Hause zu erwerben. Da heißt es gegen das Ende:*)

Damit weib werden maister,
Sie gleißen als die gaister,

d. h. damit gewinnen sie ihre rechte Herrschaft im Hausleben und — werden schön, sie glänzen dann wie mit Geisterglanz. Das ist denn im Grunde dieselbe Vorstellung oder Auffassung der Schönheit, wie mit dem Phosphor und dem Monde im neunzehnten und hier schon im fünfzehnten Jahrhundert; alle drei, auch die Geistererscheinung (die man sich blau oder bläulich dachte), gehören auch mit ihrem stillern, tiefern Glanze der Nacht an, wie Goethe vorhin im

*) Dichtungen des sechzehnten Jahrhunderts, nach den Originaldrucken herausgegeben von Emil Weller (Tübingen, 1874), S. 92; das Gedicht liegt zwar nur in Drucken des sechzehnten Jahrhunderts vor, ist aber sicher noch aus dem fünfzehnten.

Divan auch von Nacht spricht, d. h. das Leben ohne Liebe überhaupt als Nacht gedacht, wie oft bei ihm. Geister sehen wir ja jetzt nicht mehr, aber wie eigentümlich fesselnd Phosphorglanz wirken kann, erfährt man z. B. an dem Leuchten der Johanniswürmchen im Dunkel des Waldes oder an dem Meeresleuchten in Nacht und Dämmer, wie ichs z. B. im Kieler Hafen gesehen habe. Man empfindet und bezeichnet dies Leuchten noch als geisterhaft und meint doch wohl damit, daß es wie aus einer andern Welt hereinscheine, für die wir doch ein Entsprechendes auch in uns haben als dämmernde Ahnung im Gemüt, selbst wenn der Kopf nicht mehr daran glaubt. Nun und mit solchem Leuchten wird also der Glanz der Frauenschönheit verglichen in neuer und alter Zeit, um ihn als Seelenglanz zu bezeichnen.

Was aber dabei die Hauptsache ist für den gesuchten Begriff, diese Schönheit ist ein Gut, das erworben werden kann, für das man nicht auf die gute Stunde der Mutter Natur zu warten braucht, die wohl den guten Willen zu haben scheint, immer Schönes herzustellen, aber gerade bei Darstellung des Menschen, besonders des Menschenangesichts, dieses Hauptstücks ihres Schaffens, mit wer weiß welchen störenden Einflüssen in Kampf kommt, die ihren guten Willen kreuzen. Da kann denn aber der Mensch aus sich selber ergänzend, nachhelfend, nachschaffend eintreten, das ist auch vorgesehen im Grundriß des Ganzen und ist darin für uns Menschen

sogar der Hauptpunkt (nicht für das Schöne bloß), und wo für diese selbsterworbne Schönheit die Quelle fließt, das zeigt jener Frauenspiegel des fünfzehnten Jahrhunderts und auch der Fall, von dem ausgegangen wurde: thätige Güte, die in der Seele herrscht, wird von selbst zu einer fest in sich ruhenden Heiterkeit und tritt als Schönheit in den Gesichtszügen zu Tage, auch wenn diese von Natur nicht schön sind.

Indem ich aber dabei wieder an die sogenannte blendende Schönheit denke, Naturschönheit im Unterschiede von der Seelen- oder Geistesschönheit, fällt mir unvermeidlich noch eine andre Schönheit ein, weil sie zu jener den denkbar größten Gegensatz bildet, Geistesschönheit im schärfsten Sinne, ich meine die, welche sich in den Gesichtszügen von eben Verstorbnen zeigt, gleich nachdem der grause Todeskampf überstanden ist, der eben auch in den Gesichtszügen, diesem Spiegel alles innersten Lebens, sich abspielt in einer Form, die zum Schönen in einem Gegensatz steht, daß er so grell und graus von keiner Phantasie zu erfinden ist. Bei dieser Schönheit ist von Glanz keine Rede mehr, sind doch die Augen, die Quelle des Glanzes, erloschen und gebrochen, wie die Sprache es treffend benennt, durch die Gewalt des Todes und geschlossen durch die Liebe der Angehörigen. Alles ist nun kalte, tote, bloße Form, und doch mit einem Hauch darüber, der den Eindruck von Schönheit macht, aber einer fremdartigen, hehren, gleichsam aus hoher Ferne winkenden Schönheit, vor

der man mit scheuer Ehrfurcht steht, ferngehalten und gefesselt zugleich. Denn ihr Ausdruck ist vor allem tiefe, tiefste Ruhe, die denn auch die Dabeistehenden wunderbar anhaucht und der eben tief verwundeten Seele, auch wenn man sein Liebstes so nun vor sich sieht, den ersten Balsam reicht, daß man selbst nach den Stürmen des Schmerzes in sich tief ruhig wird. Denn man thut da einen Blick wie in eine ferne Welt von tiefster Befriedigung, genauer befriedigter, voller Bedürfnislosigkeit, die sich uns da an einer Stelle einmal aufthut. Aber eben diese befriedigte Ruhe, die von dieser Welt nichts mehr braucht, erscheint zugleich als Schönheit, ihr geheimster Kern aber als Güte, als ganz selbstlos gewordne, ursprüngliche Güte, die doch eben damit ganz zu sich selbst zurückgekehrt ist und von diesem ihrem tiefsten Selbst in den Gesichtszügen einen Abdruck wie als Testament zurückläßt gleich nach den Verzerrungen des Todeskampfs. Es mischt sich aber darin die ursprüngliche Güte der entwichnen Seele mit der selbst dazu erworbnen Güte, wofür ein Beweis zu Gebote stünde, wenn es nicht jetzt zu weit führte, es versteht sich aber auch so von selbst. Es ist übrigens Güte in ihrer höchsten oder tiefsten Ausprägung, noch besser mit Adel bezeichnet, tiefinnerster Seelenadel, der da sichtbar zu Tage tritt. Also Schönheit mit keinem Glanze mehr und doch mit etwas, das man leuchten nennen kann, mit einem Lichte, das über diese Weltform hinausweist. Be-

greifen oder glauben kann das freilich nur, wer es ſelbſt geſehen und erlebt hat, es weiſt aber am deutlichſten auf die Stelle hin, wo die letzte Quelle des Schönen fließt, das uns Menſchen zur Verfügung geſtellt iſt.

Und wenn die bloße Naturſchönheit ohne allen Seelenglanz zu einer ſolchen wird, die man tote Schönheit nennt bei vollem Leben, ſo liegt hier eine wirklich tote Schönheit vor, die doch zugleich vom Leben tiefſtes Zeugnis giebt, von dem Leben, das unabhängig iſt von den zufälligen Bedingungen der Körperwelt und in ſich ſelbſt ruht vor und über dem Körperweſen wie im Ewigen; erſcheint doch dabei ſelbſt der Unterſchied von männlich und weiblich im Geſichtsausdruck wie aufgehoben oder überhöht. Davon mehr und deutlicher wohl ein andermal.

## 8. Etwas vom Sterben

September 1887

Da beim letztenmale die Rede am Ende aufs Sterben kam, nicht in düsterm Sinne, denke ich, denn die Schönheit, die höchste Menschenschönheit, führte von selbst darauf, so mag gleich noch etwas vom Sterbenfolgen, aber auch nichts Finstres, eher etwas Heitres, wenigstens Helles.

### 1. Vom Denken ans Sterben

Wenn es heutzutage ein ausgeprägter Zug im Charakter des Zeitgeistes ist, daß man den Gedanken an das Sterben möglichst aus dem Wege geht, so darf man darin an und für sich einen unzweifelhaften Fortschritt erkennen gegen vorige Zeiten, wo man geneigt war oder aufgefordert wurde, die Ge-

danken an den eignen Tod sich fortwährend gegenwärtig zu halten. Die verschiednen Zeitgeister (wenn die Form erlaubt ist) verhalten sich nämlich sehr verschieden zu jenen Gedanken, mit Meiden oder Suchen, auch mit Fürchten oder mutigem und selbst trotzigem Anschauen der Vorstellung des Todes, der allen sicherer bevorsteht als irgend etwas. Die tiefern Ursachen dieses verschiednen Verhaltens zu erörtern und auf diesem Wege das Rechte zu finden, das wäre schon wichtig genug, es spinnt sich darin ein Grundfaden ab, der in seiner Art für den Einzelnen wie für das Ganze so wichtig ist wie der Faden der politischen, litterarischen, sozialen Geschichte im Gewebe des Ganzen. Es handelt sich bei dem Wechsel im Grunde wohl immer darum, was einer Zeit und den Zeitgenossen das Leben gewährt oder was sie ihm abzugewinnen wissen, aber auch darum, was sie in sich für einen Begriff vom Leben haben und von ihm in Anspruch nehmen, und eben darin findet eine stetig wechselnde Verschiebung statt, die sich um eine aufzufindende rechte Mitte bewegt. Die Stimmung des heutigen Zeitgeistes darf auf der einen Seite als ein Zeugnis gelten, daß er entschlossen ist, all seine Kräfte und all sein Streben ungeteilt auf die gegebne Welt zu richten, in dem gegebnen Leben seine volle Genüge zu suchen, und das ist gewiß richtig und gut. Aber dem steht gegenüber eine andre Seite dieser Stimmung, daß nämlich der Zeitgeist sich immer mehr gewöhnen will, hinter diesem

Leben und dieſer Welt, die er wieder in ihr volles Recht einſetzen will, ein Nichts zu denken, und das iſt weder richtig noch gut. Eben davon ſoll kurz die Rede ſein, nicht vom religiöſen oder philoſophiſchen Standpunkte, die ich dabei voll und herzlich gelten laſſe, ſondern vom Standpunkte eignen Erlebens, das für ſich ſelbſt redet.

Wenn man ſonſt im geſunden, friſchen Leben und Streben die Gedanken an ſein Sterben von ſich hält als lähmend, wie denn, wenn ſie doch auch gerade mitten in der Freude von ſelbſt auftreten und der Freude erſt die Krone aufſetzen? Und das kommt vor.

Wir fuhren einmal, eine kleine Geſellſchaft, eines Morgens im ſüdöſtlichen Thüringen auf einem offnen Jagdwagen, der einem von der Gegend gar nichts raubt, dem Frankenwalde zu und kamen da plötzlich aus einem langen Walde auf einer Höhe heraus, am Rande einer offnen Holzfläche, die mit einemmale einen weiten Blick gab in das ſchöne Land nach Süden hinein und darüber hin, daß die heitern Geſpräche verſtummten und ſich alles dem überraſchenden Blicke hingab. Es war ein rechtes Muſterſtück mitteldeutſcher Berglandſchaft, langgeſtreckte waldige Höhenzüge einer hinter dem andern mit geſehenen und geahnten grünen Thälern voller Leben dazwiſchen, alles zuſammen gerade weit genug, um das Gefühl eines in ſich geſchloſſenen Ganzen zu geben, deſſen Ende man nicht abſah und das man doch mit Auge und

Sinn und der ergänzenden Ahnung umspannen konnte, ein großes Stück herrlichstes deutsches Leben, wie ein rein faßbares Bild des schönsten deutschen Ganzen. Mir zumal war es, als ob ich von Franken, Mainland, Schwaben, Breisgau usw., die ich vor Jahren als Student einmal durchwandert hatte, all die landschaftliche Schönheit dieser Gaue, wie sie sich als Schlußergebnis der Reise im innern Sinne zu einem Ganzen halb traumhaft gesammelt hatte, hier auf einmal wieder mit Augen vor mir sähe in einem Probestück, das für das Ganze eintreten konnte, sodaß mich auf einmal auch die Freude und Wonne, die damals sich als Summe der Wanderung in der Seele niedergelegt hatte, wieder nach langen Jahren lebendig durchzuckte. Da leuchtete es in mir auf vom Gefühl des vollsten schönen Lebens, das möglich ist, und mit dem Gefühl kam zugleich der Einfall, nicht aus den Gedanken, die den Vorgang nur beobachteten, sondern aus dem Grunde der Seele, die bei aller großen Bewegung zugleich tief in sich still und klar war, wie es uns nur die Silberblicke dieses Lebens bringen: in so einem Augenblicke ist es einem, als möchte man sterben.

Der Tag, der dann folgte, hielt den Versprechungen, die jener Ausblick gegeben hatte, ganz trefflich Wort, wir genossen eins von den Thälern, die Langenau genannt, mit aller Freude, die ein solches Stückchen Erde bei solcher Stimmung und schönstem Sommerwetter geben kann, gefärbt durch

den Hauch süddeutschen Wesens, das den Norddeutschen besonders im Frankenlande so wohlig und noch leicht zugänglich anweht. Der Grundklang der Stimmung blieb eine große reine, ich möchte sagen breite Freude wie über eine köstliche Entdeckung, auch Spaß und Scherz aller Art blieb nicht aus, als heitere Verbrämung der Grundstimmung. Anlaß zu köstlichem Scherz und Necken zwischen Männlein und Weiblein gab z. B. ein Eintrag im Fremdenbuche des Forsthauses:

Ri ra rum,
Die Madln mögn die Bubm,
Rum ri ra,
Die Bubm die Madln a.

Die Oberhand aber behielt jener Eindruck vom Morgen an der bairischen Grenze vor Nordhalben, und als ich am Abend mit meiner Tochter die Gedanken austauschte, hörte ich zu meiner Überraschung, daß es ihr dort mit dem Gedanken ans Sterben ebenso gegangen war. Ich wünschte jetzt, ich hätte auch bei andern Teilnehmern darnach gefragt, aber man trägt ja Scheu, solche zarte Dinge aus sich hinauszugeben, sie gehen leichter noch aus der Feder, als über die Lippen. Daß es aber keine bloße Anwandlung persönlicher Laune ohne allgemeinen Wert war, dafür bürgt mir außer jenem zweiten Zeugnis auch das Bekenntnis andrer, recht gesunder Naturen, daß sie gleiches erfahren haben, während es mir vorher und nachher nie mehr vorgekommen ist. Besonders bürgt

aber dafür, daß in Italien die Erfahrung in einem Sprichwort ausgeprägt ist, an das ich damals mit keiner Silbe dachte, denn alle gelehrten Gedanken waren da einmal wie ausgefegt aus der Seele, ein Sprichwort zum Preis der Schönheit von Neapel: vedere Napoli e poi morire.

Da liegt denn eine Erfahrung vor, die den Wert einer natürlichen Erscheinung im Leben der menschlichen Seele hat und, da sie nur aus der innersten Tiefe (und darum wohl eben selten) zu Tage tritt, wohl zu verwenden ist als Wegweiser, um das Seelenleben eben in seine geheime Tiefe zu verfolgen, in der sein eigentlicher Zusammenhang, unmittelbarer, nicht bloß vermittelter, mit der innersten Tiefe und dem großen Zusammenhange des Weltganzen selbst zu suchen ist. Man möchte sterben — gerade mitten im vollsten, schönsten Eigenleben drin! offenbar eben nicht, um zu sterben, wie man das sonst kennt, sondern um damit erst recht zu leben, um in dem einmal geschmeckten vollen schönen Leben zu bleiben. Denn jener seltsame Wunsch geht doch nicht auf eine Veränderung, sondern auf ein Verharren, er sagt genau besehen nichts andres als: Ich wollte, es bliebe so! oder: Ich wollte, ich bliebe, wo ich jetzt bin!

Ich mag jetzt nicht weiter in diese Tiefe graben oder grübeln, zumal dazu weiter ausgeholt werden müßte und wir überhaupt berufen sind, im Lichte des Tages zu arbeiten. Aber daß dies Tageslicht, das oft trübe und bewölkt genug ist, manchmal ver-

ſtärkt werde aus der Tiefe oder Höhe, wo das ewige Licht wohnt, das iſt dem ſauer arbeitenden Menſchenkinde und unſrer vielfach trüb gährenden Zeit nicht am wenigſten zu gönnen oder gar wohl zu wünſchen. Jener Lichtſchein aus der Tiefe (und doch auch aus der Höhe) hat aber für mich, warum ſoll ich es verhehlen, die ganze Kraft eines Erfahrungsbeweiſes, alſo von den beſten, die es giebt, dafür, daß mit dem Ende unſers leiblichen Lebens nicht das Ende unſers Lebens überhaupt geſetzt iſt. Die Seele weiß in dem Augenblicke, wo jener an ſich ſeltſame oder unmögliche Wunſch durch ſie hinhuſcht wie ein höherer Schein, in einem Augenblicke, wo ſie einmal ſo ſtill in ſich geſammelt und ganz in ihr natürliches Gefüge gerückt iſt und eben damit zugleich in das Gefühl des großen Ganzen genau einrückt, da weiß ſie am beſten, wie es mit ihr ſelber ſteht in dem Augenblicke des Sterbens, ſie weiß es beſſer, als es alle kunſtgerechten Gedanken zuwege bringen können, ja, wiſſen iſt gar nicht der genaue Ausdruck für das Verhältnis, das Wiſſen iſt da ein unmittelbares Haben, ein augenblickliches Beſitzen, ja ein Sein; ſie fühlt in dem Augenblicke ihr Weiterleben über den Leib hinaus ſo ſicher gegenwärtig, wie ſie in dem Leibe Hunger oder Durſt fühlt, die ſich auch nur ſelbſt beweiſen und dem andern nicht bewieſen werden können, der es etwa nicht zu glauben Grund hätte. Iſt dies nicht etwas Helles über das Sterben, wie verſprochen war?

Und noch ein selbsterlebtes Geschichtchen wird hier an seiner Stelle sein, das dem gelehrten oder gebildeten Bewußtsein noch ferner, ja ganz fern steht, mitten aus dem sogenannten Volke heraus, als helles und heiteres Zeugnis in gleicher Richtung. Es war einmal zu Pfingsten in einer Gartenwirtschaft, wo viele Leute aus der nahen Stadt seit Jahren damals ihr Pfingstfest feierten, mit dem frühesten Morgen beginnend. Der Morgen war so pfingstlich, wie es nur vorkommt, und wenn am Pfingstfeste nach seiner volksmäßig weltlichen Seite aus alter Zeit her der Begriff hängt, daß man da einmal fürs Jahr das Leben mitten in der Schönheit der blühenden Natur in ganzer Vollkommenheit empfinde und dies Leben des Lebens im Kreise der Angehörigen, der Genossen, der Gemeinde verdoppelt oder vervielfacht genieße, so gelang das an dem Tage dort vollkommen. Der Garten mit seinen einfachen ländlichen Tischen und Bänken war wie ein großer natürlicher Festsaal für ein rechtes Volksfest, beschattet von alten, hohen Bäumen mit stolzen Wipfeln, da der Garten vordem ein herrschaftlicher Park gewesen war, und an einer Seite begleitet vom Flusse mit offnem, hohem Ufer, der gerade dort ziemlich breit und lebhaft ist und von Kähnen belebt war, die Festgäste ab- und zuführten. Da geschah es, als ich dem bunten Treiben beim kleinen Hafen zusah und eine Gesellschaft einen Kahn bestieg in lebhaft lustigem Gebahren, daß ein junger Mann aus dem Kahne her einem ältern Manne,

der gleich neben mir auf dem Ufer ſtand, die Worte zurief: „Vater, du kannſt 's Haus verkaufen, wir brauchens nicht mehr, wir ſind im Himmel.“ Es waren wohlhabende Leute aus einem nahen Dorfe, das ſah und hörte man, der junge Mann ſprach auch in voller Mundart, die mit dem hochgegriffnen Inhalte einen merkwürdigen Gegenſatz bildete, alſo: „Vater, de kannſts Haus verkofen, mr brauchens nich mehr, mr ſin in Himmel.“ Man hätte gleich näher nachfragen ſollen nach den Verhältniſſen, die da vorlagen, und den Vater hatte ich ja zur Hand, war aber mit dem Inhalt des merkwürdigen Ausrufs gleich ſo in mir beſchäftigt, daß es unterblieb. Nur ſo viel hatte ich bemerkt, daß die dörfliche Geſellſchaft aus dem Tanzſaale kam, als welcher der Hauptſaal des alten Herrenhauſes nun diente, und erraten ließ ſich, daß da bei Spiel und Tanz zwei Herzen ſich gefunden hatten, deren Freude im Gefühl eines neuen, ungeahnt ſchönen Lebens eben zu vollſter Blüte ausgebrochen war. Das war denn auch ſo ein Silberblick, den man in der Erinnerung nachher ſo leicht erbleichen läßt oder vom Schutt des Lebens überſchütten. Aber die Aufforderung, das Haus zu verkaufen, weil man nun im Himmel Haus habe, das Haus im Dorfe, das beide doch nun erſt recht brauchen konnten und der Vater auf alle Fälle (er mußte wohl aber nun auch mit in dem himmliſchen Hauſe gedacht ſein), das iſt doch der Ausdruck eines — Idealismus, nach dem man bei Städtern in gleicher Lage umſonſt

suchen würde. Es ist aber gar nicht „ideal," was wir Städter so nennen, es ist einfach kindlich im höchsten Sinne, wie denn die reinste, höchste Freude immer ins Kindliche zurückführt. Der Grundgedanke oder die Grundempfindung aber, aus denen das vorbrach, sind doch dieselben, wie dort bei dem Sterbenmögen im Besitz der höchsten weiten Seelenfreude, nur daß hier, fröhlicher gefärbt, das Sterben übersprungen wird und das neue hohe Leben, der Himmel, gleich mit in dieses Leben gesetzt ist, „der Himmel auf Erden," wie es die Sprache benennt.

## 2. Vom Sterben selber, nichts Düsteres

Das Sterben selber: meidet man sonst mit Recht, ohne Not daran zu denken, so muß doch der Sterbliche mit Gedanken Stellung dazu nehmen, da es nun einmal sicher heranrückt, mit jedem Tage ein bestimmtes Stückchen näher. Fangen doch die Kinder ziemlich früh damit an, wenn sie eine Zeit lang gern von Tod und Sterben reden und darum Fragen thun, mit Bezug auf Menschen und Tiere, die ihnen innerlich nahe treten; es ist ungefähr die Zeit, schon mehrere Jahre vor der Schulzeit, wo sie so gern von Gott und Himmel reden und davon so wunderliche, oft spaßhaft geistreiche Fragen und Aussprüche thun: die jugendliche Seele lernt eben kaum die rasch wachsenden Flügel regen, so will sie auch gleich alles umspannen und ausfliegen, bis sie vom Ernst der Nähe davon zurückgeholt wird. Dieser Ernst

der Nähe wächst nachher so an, in Fülle, Härte und Weite, daß jene allgemeinen vorausfliegenden Fragen und Gedanken der Kinderseele aus dem Gesichtskreise wie hinausgedrückt werden: das Leben nimmt die Manneskraft so ganz in Anspruch, in ihm liegt alle Entscheidung, auch für jene Weite, daß der Tod, das Abbrechen dieses Lebens, in dem Gedanken keine Stelle findet vor lauter Leben, das mit seinen endlos nachquellenden Anforderungen dafür sorgt, die Manneskraft immer neu wachzurufen, zu schulen und zu steigern. Und dabei reißt doch der Tod fortwährend Lücken in den Kreis, um so mehr, je mehr er sich erweitert, wie er fortwährend thut, holt wohl Gegner und damit Hindernisse heraus, aber auch Freunde und unentbehrliche Helfer. Der Mann in der Arbeit des Lebens gleicht dem Krieger auf dem Schlachtfelde, dem das Leben bei aller Gemütlichkeit des geselligen Gebahrens so vielfältig ähnlich ist: was auch fällt von Genossen und Plänen oder Wünschen, die unentbehrlich schienen, er muß daran vorbei oder darüber hin vorwärts streben dem entscheidenden Punkte zu, und behält auch für fallende Freunde im Augenblick nicht Zeit und Raum in der Seele, um ihnen in getreuem Gedächtnis mit entsprechender Fülle der Empfindung ihre Stelle zu bereiten; dazu wird erst am Abend nach der Schlacht Zeit, wie am Abend des Lebens, wo für den äußern Lebenskampf die Entscheidung so oder so hinter uns liegt und der Drang sich einstellt, die Lieben alle

innerlich recht lebendig um sich zu sammeln, als den wahren Gewinn dieses Lebens, als die wahre Welt, in der man eigentlich lebt, die Gebliebnen wie die Überlebenden, zwischen denen da kein eigentlicher Unterschied besteht, denn beide zusammen bilden die Schar, in deren Mitte man sich innerlich so sicher fühlt, so ruhig, wie es auf der Höhe des Lebens im vollen Kampfe nicht leicht zu haben ist — ruhig und doch dem eignen Tode um so viel näher? sicher und froh im Besitz treuer Seelen, deren Gestalten dem Tode verfallen sind, die man also nach gewöhnlicher Rede nicht mehr hat? Und doch ist es so, ist eine Thatsache des Seelenlebens, wo dessen natürlichem stillem Weben freier Lauf gelassen und keine Gewalt angethan wird, und giebt so allein schon Zeugnis, aus dem oben angedeuteten tiefen Grunde der Seele heraus, daß dies Leben bei allem Sterben in seiner Tiefe doch vom Sterben unabhängig ist oder sein kann.

Auch der Tod selber kann davon ein Zeugnis geben. Er ist uns ja an sich finster und kalt, das Finsterste, was es für uns giebt, unvergleichbar finsterer, als was das Leben selbst uns an Düsterm bringen kann. Aber hinter der Finsternis läßt der Furchtbare doch zugleich einen Schein leuchten, der über ihn oder mit dem er selber über sich hinausweist. Ich meine den friedlich schönen Ausdruck, der die Gesichtszüge eines eben Verschiednen überzieht und schon letzthin geschildert wurde. Ich weiß nicht,

ob die wunderbare Erscheinung in allen Fällen auftritt und in welchen sie etwa ausbleibt und unter welchen erkennbaren Bedingungen das geschieht, habe aber den Fall selbst mehr als einmal in ausgeprägtester Form erlebt und bei Befragen von Andern es mehrfach bestätigen hören, allemal mit einer eigentümlichen begeisterten Wärme und Bewunderung, die der Vorgang unwillkürlich einflößt, zumal man gewöhnlich nur teure Angehörige selber sterben sieht. Der Gegensatz zwischen den Gesichtszügen während des Todeskampfes und dann mit jenem Frieden ist aber auch der grellste Gegensatz, den es im Leben geben kann, er stellt sich geradezu als etwas Unbegreifliches dar und wirkt wunderbar auf die am Sterbelager stehenden Angehörigen, die denkbar größte mitgefühlte Angst und der größte Trost dicht hintereinander.

Wenn aber der Kampf selber den Eindruck macht, ja aufzwingt, daß da zwei Mächte miteinander ringen, so kommt von der Haltung der Gesichtszüge nachher der Eindruck, daß beide im Augenblicke der Entscheidung, die sie trennt, Friede gemacht haben, einen Frieden, der auch dem unterliegenden Teil als Abschiedsgabe zu gute kommt, den er aber aus sich selbst allein nicht hätte zuwege bringen können. Denn Verzerrung und grauser Kampf aller Muskeln war das letzte Thun des Körperlichen, wie soll das aus solchem Zustande plötzlich in den Zustand solcher Ruhe übertreten können, die nicht bloß eine äußerliche

Muskelruhe ist, sondern zugleich den tiefsten seelischen Ausdruck zeigt, den man auf denselben Gesichtszügen je gesehen hat?

Auf ein wirkliches Begreifen des wunderbaren Vorganges wird man wohl für immer verzichten müssen, auch die sogenannte exakte Wissenschaft wird gewiß nie die Mittel finden, ihm auf ihrem Wege, d. h. von außen begreifend beizukommen. Aber das sieht man mit Augen, und doch zugleich von innen, daß da mit dem Körper zuletzt etwas geschehen ist, das aus ihm allein nicht begriffen werden kann. Man sah vorher die andre Macht mit ihm ringen, nun auf einmal zeigt er in den Gesichtszügen, dem Spiegel der Seele, eine Befriedigung mit einem Ausdrucke, wie nie im Leben vorher, außer annähernd in tiefem gesundem Schlafe, also im vollsten Frieden zwischen Leib und Seele. Dieser Friede zwischen beiden muß denn auch der Schlußakt des Sterbens sein. Was aber an jenem Ausdrucke mehr ist, als das Leben es bieten konnte, das kann doch nur von der andern Macht, also von der Seele, kommen, die in dem Augenblicke der Trennung ihrem Genossen, den sie bisher lenkte oder zu lenken bemüht war, noch einmal, zum letztenmale, diese Lenkung gewährt, aber nun mit der ganzen unverkümmerten Macht ihrer Wesenheit; sie ist nun ganz zu sich selbst gekommen, ganz in sich befriedigt, und hinterläßt den Abschein dieser Befriedigung in dem Gebiete des Leibes, in dem sie bisher sich auszusprechen bemüht

war. Man muß es freilich gesehen haben, um diese Auffassung nicht etwa mystisch zu finden im schlimmen Sinne dieses Wortes, sondern als einzig befriedigenden Bescheid auf die Frage, die der Vorgang so dringlich aufwirft, gelten zu lassen, wenigstens als Bescheid auf die Hauptfrage. Denn es laufen noch manche andre Fragen daneben her oder hängen sich daran, die aber an der Hauptsache nichts ändern können.

Nur eine kurze Betrachtung noch, die der Sache ein gewisses weiteres Licht geben kann. In dem fraglichen Gesichtsausdrucke ist neben der eigenartigen Schönheit eine tiefe Ruhe der hervorstechende Zug, gepaart mit Milde und Güte, das alles zusammen fließend in dem Gesamteindrucke befriedigter Bedürfnislosigkeit, ein Eindruck nicht von dieser Welt, wie man das nennt, aber noch mit den Mitteln dieser Welt hergestellt. Nun aber, Ruhe, Milde, Güte oder Wohlwollen sind ja die Charakterzüge, die schon im Leben sich einstellen mit den zunehmenden Jahren, wo nur die Entwicklung in gesunder, ungestörter Weise vor sich geht. Die Ruhe wächst, gerade dem eignen Sterben entgegen, mit dem wachsenden Einblick und Weitblick in den großen Zusammenhang der Weltdinge, in dem die einzelnen Störungen sich doch auflösen, wie die Disharmonien der Musik in der Harmonie des Ganzen. Milde und Güte den Irrungen der Menschen gegenüber wachsen mit der zunehmenden Kunst, hinter die Erscheinung auf das

Wesen zu sehen, über dem einzelnen Äußern des Augenblicks das Ganze nicht zu vergessen, es stellt sich ein allgemeines Wohlwollen gegen alles Lebendige ein, dessen Werden man tiefer und weiter fassen und auch lenken lernt. Solche Ruhe, Milde und nachsichtige Güte als Grundzug des Verhaltens im Leben findet sich bei Alten in allen Ständen, von der sogenannten Bildung ganz unabhängig, auch bei solchen, die von Haus aus und in der Jugend heftige, hitzige Naturen waren; das Leben selbst von außen und innen erzieht sie aus jugendlicher Hitze heraus zu dieser überhöhenden Ruhe über die Welt und sich selber; man darf diese Erscheinung von so hohem, höchstem sittlichen Werte zugleich als Wirkung eines Naturgesetzes in Anspruch nehmen. Wie verschieden behandeln z. B. in der Familie die Unarten der Kinder Mütter und Großmütter, und es geht im großen Leben nicht anders, immer vorausgesetzt freilich eine im ganzen ungestörte gesunde Entwicklung. Nun und diese Ruhe, Milde und Güte kommen im Antlitz des Verscheidenden endlich zu ihrem vollkommnen Ausdrucke, in dem sich jene im Leben erworbnen Eigenschaften wie in künstlerischem Abschluß zusammenfassen, der im Leben doch meist noch irgendwie gehemmt war, zu voller Reinheit zu kommen. Und da sich die Ruhe, Milde und Güte von innen auch im Leben schon in den Mienen und Muskeln ausdrücken lernten und diese an den entsprechenden Ausdruck gewöhnten, so begreift sich

leichter, wie sie auch im letzten Augenblicke diesen Ausdruck so vollkommen plötzlich wieder annehmen können, indem sie dem vom Leben erzognen Innern, das da zuletzt in vollster Kraft in sich gesammelt auftritt, noch einmal so ganz zu Willen sind, daß jener hehre Schein dicht hinter der Finsternis des Todes aus ihnen schimmern kann, der Zeugnis giebt, daß unser Leben damit nicht abgeschlossen ist, sondern eine Bewegungslinie darstellt, auf der eine Kraft auch da nach oben strebt, in der Richtung, die sie schon hier begonnen hat. Das alte Wort, daß der Tod mit seinen Wehen eine neue Geburt sei, stimmt genau zu dem, was man an einem Sterbelager zu sehen bekommt, wenn man nicht von vorgefaßten Meinungen und Theorien in Beschlag genommen ist, die doch da von dem übergewaltigen Eindrucke des Vorganges leicht weggeblasen werden.

### 3. Goethe und das Sterben

Wenn man sich nun in der gebildeten Welt immer mehr gewöhnt, bei Fragen über Menschliches an Goethe zu denken und bei ihm nachzufragen wegen seiner Meinung und Erfahrung, so ist das an sich ganz gut und begreiflich, obwohl mir ein gewisser Vorbehalt eigner Freiheit dazu nützlich scheint. Man fühlt sich bei ihm so sicher, daß da der Erfahrung, dem unmittelbarsten Erleben sein ganzes Recht gegeben wird, ungefärbt von Theorien und Systemen, die doch so leicht in ein Zurechtbiegen der Wirklichkeit

hineingeraten. Was nun in seinen Äußerungen über das Sterben zu finden ist, und welche Erfahrungen für ihn daran hängen, das ergäbe wohl ein ganzes Kapitel für sich. Daraus hier nur etwas, das in den eingehaltnen Gedankengang einschlägt und ihm auch zu einem Abschluß verhelfen kann. Man weiß, wie sehr er an sich den Gedanken an den Tod abgeneigt war, während Ahnungen und Gefühle eignen frühen Todes ihn von der Leipziger Zeit her lange, z. B. noch in Italien, begleitet haben. Aber Leben war ihm das Stichwort, um das sich seine ganze Welt aufbaute, er war auch darin ein rechter Stimmführer der neuen Zeitströmung. Noch spät, einmal in den Sprüchen in Prosa Nr. 479, wo er von der Todesstrafe und ihrer Abschaffung spricht, meint er: „Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts," wobei freilich nicht eigentlich an das Leben, wie es ist, sondern an das Leben im biblischen Paradiese ohne Tod gedacht ist, vielleicht ein Nachklang aus Klopstocks Messias im ersten Gesange. Auch Lavater hat ihm einmal vorgehalten, daß er bei seinem Treiben des Sterbens oder der Fortsetzung des Jenseits vergäße, wie man aus dem Briefe an jenen vom 24. Juli 1780 erfährt: „Du hast Recht, ich treibe die Sachen, als wenn wir ewig auf Erden leben sollten." Aber im neuen Jahrhundert, besonders vielleicht seit Schillers Tode, gewöhnt er sich doch, auch an das eigne Sterben zu denken und sich damit abzufinden. Erklingt doch da das bittere Wort in den

Sprüchen in Prosa Nr. 607: „Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß!“ Dagegen wie von heitrer überlegner Höhe, die offenbar aus einem öfter forschenden Denken darüber gewonnen war, ebenda Nr. 341: „Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade, daß mans ihr versagte, denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.“ Er hatte offenbar nun auch solche Gedanken und empfand es als einen Verlust für sich, daß die großen Todesgedanken der Roland so verloren gingen. Die auch ihm bisher undenkbaren Gedanken, die nun kamen, wie gern wüßte man sie aus dem Geiste eines Goethe, der so tief und weit in die Geheimnisse der Welt und des Lebens zu blicken angelegt und geschult war. Doch ist da noch an keine Fortsetzung über den Tod hinaus gedacht, nur an das abgeschlossene Leben, das aber nun einer hochgebirgigen Abendlandschaft gleich auf den Höhen glänzt von höherem seligem Lichte und in aller Schönheit, nicht bloß irdischer, vor dem Auge des Geistes liegt, der Standpunkt, der ja für seine eigne Lebensbeschreibung schon als bestimmend oder darin verborgen wohl zu erkennen ist. Aber die Fortsetzung erscheint doch auch, schon im Divan öfter, am merkwürdigsten in dem Gedicht „Selige

Sehnsucht" am Ende des ersten Buchs. Es handelt, tief mystisch, vom Lebendigen, „das nach Flammentod sich sehnet," und hat, da ihn der Gedanke offenbar auch nach dem ersten Niederschreiben noch öfter tief beschäftigte, zwei oder drei Nachträge, die an leichter Abweichung des Strophenbaues zu erkennen sind. Der zweite Nachtrag lautet:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

Ein dritter Nachtrag aus seinem letzten Lebensjahre, obwohl ungedruckt (wenigstens in den Werken), lautet:

Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Da ist denn, für sein sonstiges Denken überraschend genug, das Sterben in den Begriff des Lebens förmlich mit hereingenommen, selbst als ein notwendiger Bestandteil, der dem Leben auf dieser Erde allein sein Helles sichert. Und auch das, dessen ist man sicher, nicht irgend einer Theorie oder Lehre zu Gefallen, sondern aus eigenstem innern Erleben und Erfahren. Sträubt sich aber in uns etwas dagegen, als wäre damit das Leben doch zu sehr in ein fortgehendes Sterben umgesetzt und diesem der Vorrang gegeben, so muß man bedenken, daß das Sterben da nicht von außen gefaßt ist, wie es am Sterbebette sich

darstellt für die Überlebenden, sondern von innen, ja tief innerlich, als freie That, fast wie dort bei dem Sterbenmögen im Augenblick höchsten Lebensgefühls, das von allem Schmerz und Verlustgefühl der gerade Gegensatz ist. „Stirb und werde," es ist eigentlich der Gedanke des Stoffwechsels, der ja genau besehen im Kleinen ein fortgesetztes Sterben und Werden darstellt, die einander getreulich in die Hand arbeiten, hier nur ins Größte gefaßt und auf seine höchste Spitze getrieben, die ins Innerste unsers Lebens hineinreicht. Auch das Werden ist dabei mit der Spitze seines Begriffs genommen (die er auch im gemeinen Sprachgebrauch schon hat), wie in Mignons Worten „So laßt mich scheinen, bis ich werde," d. h. von der Stelle einer suchenden Bewegungslinie, wo sie in ihr Ziel einschlägt, wie im gemeinen Leben z. B. in dem frohen Ausrufe „Jetzt wirds!", wenn man sich mit einer Schwierigkeit lange abgemüht hat. Dies Ziel ist das Sein, in seinem vollsten und ganzen Sinne, wie in Klopstocks tiefen Worten von Liebenden, die „ganz fühlen, wie sehr sie sind" (Ode an Cidli vom Jahre 1752).

Was aber an dem allen die Hauptsache ist, namentlich für den Gedankengang hier, das spricht der letzte Spruch klarer aus: mitten in dem Zerstäuben des alten Menschen (es ist an Stäubchen für Atom gedacht) erwacht der neue, aus dem vergehenden alten Leben erwächst von selbst das neue. Da steht einmal wieder der Stoffwechsel dahinter, klar gedacht

oder nicht, das ist einerlei, zugleich aber: das Diesseits und das Jenseits, um die alten guten Begriffe auch endlich zu brauchen, sind gar nicht so getrennt, gleichsam auseinandergeschnitten, wie man sich das gewöhnlich denkt, sondern das eine reicht in das andre untrennbar hinein, eins aufs andre wirkend, eins dem andern dienend. Das ist denn eine nützliche Vorstellung, die näher besehen zur Erklärung der Erscheinungen des Lebens und der Menschenwelt überhaupt von weitest reichender Tragweite ist, und auch dem hier Vorgetragnen liegt sie still zu Grunde als Erklärungsgrund, auch den vorgetragnen Geschichtchen vom Sterbenmögen im Glück, wo jene Vorstellung sich in der dunkeln Seele geahnt von selber geltend machte, am deutlichsten aber erscheint es doch wohl in den Gesichtszügen eines eben Verschiednen. Ist das nicht etwas Helles vom Sterben?

## 9. Ein nicht anerkannter Vers von Goethe

Oktober 1887

Der Vers von Goethe, der zuletzt mit zu benutzen war, weil es der Gedankengang in seinem Geiste mit sich brachte, der aber noch nicht in den Werken steht, verdient oder fordert noch eine weitere Betrachtung, zugleich als Rechtfertigung seiner Benutzung.

Es war in der Ilmenauer Landschaft, diesem schönen Stück deutscher Erde, das zugleich wie ein Goethischer Lichtkreis geworden ist, in dem sein bestes Licht am reinsten leuchtet, daß ich ihn vor fünfzehn Jahren kennen lernte. Da ist unweit dem Städtchen ein kurzes, aber besonders schönes Bergthal, das Körnbachthal genannt, an dessen Mündung in die Aue auf einer Seite eine Felspartie ragt, zum Be-

steigen eingerichtet, von den Leuten dort als Goethefelsen bezeichnet, weil er ihn gern bestiegen habe, und auch in goldnen Buchstaben des Dichters Namen tragend, ihm gegenüber, auf der andern Seite der Thalmündung, eine malerische Mühle, eine sogenannte Massenmühle, worin Schwerspat zu Mehl vermahlen wird. Sie muß schon zur Zeit von Goethes letztem Besuche in Ilmenau im Jahre 1831 gestanden haben, denn in der von Mehlstaub bestiebten niedrigen Stube liegt ein Fremdenbuch aus, das, irre ich nicht, mit den zwanziger Jahren beginnt und im Sommer 1831 mitten unter Besuchern aus Gotha, Rudolstadt und dergl. den Namen Goethes zeigt, eigenhändig eingetragen, darunter sein Begleiter von Fritsch, mit dem Datum des 28. August.

Man fühlt sich vor dem einfachen Eintrage dieses Namens mitten in der Reihe dunkler Ehrenmänner gleich in den Tagen, wo er vor der Unruhe seiner letzten Geburtstagsfeier in Weimar entwichen war in den Kreis hierher, der auch für ihn der schönste und reichste Lichtkreis seines Lebens war, um in diesem gleichsam in sich und für sich sein Testament zu machen, denn so etwas lag doch in seinen Gedanken, selbst als Grundgedanke. Man braucht nur, um ihm das nachzufühlen, an seinen Abschiedsbesuch auf dem Gickelhahn zu denken, wie er da vor der berühmten Bleistiftinschrift in dem Bretterhäuschen deren Worte laut ablas unter quellenden Thränen und hinzufügte: „Ja, warte nur,

balde ruheſt du auch.“ Das iſt am 27. Auguſt geweſen, alſo am Tage vorher, und hat gewiß in ihm nachgeklungen als Grundſtimmung, die ſich in ihm nach ſeiner Art weiter ausarbeiten mußte.

Da iſt nun in jener Mühle, die er am Tage darauf beſuchte, neben dem Blatte mit jener Namenliſte ein Blatt eingefügt, das nur die Verſe trägt, die hier wiederholt werden müſſen, freilich nicht von Goethes Hand, auch nicht von der ſeines Begleiters:

Lange hab ich mich geſträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Menſch zerſtäubt,
Wird der neue wach.

Und ſo lang du das nicht haſt,
Dieſes Stirb und werde!
Biſt du nur ein müder Gaſt
Auf der dunkeln Erde.

Ich war nicht wenig überraſcht, hatte nie davon gehört oder geleſen, wie denn noch in Düntzers Leben Goethes, wo die ſichern Data ſo ſorgfältig geſammelt ſind, von dem Beſuch in der Mühle nichts ſteht. Verdrießlich war, daß das nicht auch in Goethes Hand daſtand. Auf Befragen hörte man in der Mühle, das urſprüngliche Blatt mit des Dichters Handſchrift ſei einmal geſtohlen worden, ſeitdem werde das Buch nicht mehr aus dem Hauſe hinausgegeben etwa auf den Raſen draußen, der zum Lagern ſo einladende Stellen hat, aber der vorige

Besitzer der Mühle habe das Blatt so ersetzen lassen. Man sieht es der schönen Handschrift an, daß der Schreiber mit der allerbesten Mühe, mit vollem Gefühl der Wichtigkeit gearbeitet hat. Ein Fälscher hätte sich wohl auch noch vollends die Mühe genommen, des Dichters Handschrift nachzuahmen.

Wie es aber auch mit dem kritischen Verdrusse war, der sich daran klebte, die Verse beschäftigten mich, zumal in der Muße der Sommerfrische, fast Tage lang nachher und ließen mich nicht los. Der zweite Vers kam mir nicht neu vor, er fand sich dann im Divan, der erste aber klang mir durchaus neu. Aber echt wurde er mir mehr und mehr nach Gehalt und Fassung: das konnte nur aus Goethes Geiste kommen! Auch ein Freund urteilte entschieden so, dem ich zuerst davon sagen konnte, und der, zwar kein Gelehrter, doch berufsmäßig tief in Goethe lebt. Er wies auch auf das „gab ich," nicht „geb ich" hin als echt goethisch, es entspricht der Richtung, die sich in Goethes Denken etwa von seinem sechzigsten Jahre an geltend machte und immer entschiedner ausbildete, sich selbst, sein Wesen und Thun zugleich im geschichtlichen Gesichtspunkte zu fassen, um es rein zu übersehen. Als ich aber dann Gelegenheit hatte, im Bereich der Goethegemeinde deshalb an einer Thür anzuklopfen, wo man auf die beste Auskunft hoffen durfte, da kam ich gar nicht an damit, es fiel ein Wort von theologischer Fälschung, auch mit Berufung auf eine

andre Stimme von gelehrteſtem Klange. Doch hatte ich dabei den Eindruck, daß das nicht aus wirklicher Prüfung kam, ſondern aus ganz flüchtiger Kenntnis bei abgeneigter Geſinnung gegen den Inhalt, der zu ungoethiſch erſchien. So lief die Frage auf das Verhältnis Goethes zu chriſtlichen Gedanken hinaus, genauer zunächſt darauf, was man in der ſogenannten Goethegemeinde, die doch den Schatz goethiſcher Gedanken am reinſten und tiefſten heben und verwalten ſoll, darüber dachte, und gerade das beſchäftigte mich ohnehin ſchon auf das lebhafteſte.

Da kam eine neue Wendung hinein, als ich einem theologiſchen Freunde, einem feinen Goethekenner, davon ſagte, der die Verſe gar wohl kannte, zwar nicht aus jener Mühle, aber aus zwei theologiſchen Werken. Sie ſtehen ſchon in den dreißiger Jahren gedruckt bei K. A. Rütenick, Der chriſtliche Glaube uſw. (Berlin, 1834), S. 197, und bei Leonhard Uſteri, Entwicklung des pauliniſchen Lehrbegriffes, vierte Auflage (Zürich, 1832), S. 227, leider ohne Angabe einer Quelle, als wären ſie wohlbekannt, aber nur beiläufig in einer Anmerkung beigebracht. Aus jenem Fremdenbuche können ſie nicht wohl ſtammen, weil der zweite Vers eine Abweichung zeigt, für „müder Gaſt“ dort heißt es hier „trüber Gaſt,“ d. h. wie im Divan. Volle Verlegenheit vom philologiſchen Standpunkte, für die ich auch keinen Rat weiß, wenn man ſich nicht

in den Nebel leicht ausgeklügelter Möglichkeiten wagen mag.

Aber die Fälschungsfrage. Da muß man doch den Möglichkeiten nachgehen, um, da Sicherheit abgeht, der Wahrscheinlichkeit näher zu kommen. Können die Theologen die Fälscher sein oder doch Usteri? Doch nicht auch für das Fremdenbuch? Man müßte da wohl gar zwei Fälscher annehmen, die so wunderbar überein getroffen wären, oder der im Fremdenbuch müßte Usteris Fälschung nur unsicher im Gedächtnis gehabt haben, aber in der Hauptsache, dem ersten Verse, doch wieder so sicher. Aber es schwindelt einem schon in diesem Nebel, wo alles verfließt, es ist höchstens eine nützliche Schulübung, um die Phantasie einmal frei spazieren gehen zu lassen. Aber das ist in dem Nebel doch wohl jeder Phantasie zugänglich: welch wunderlicher Kauz müßte der Fälscher gewesen sein, der sich für seine kleine oder große Teufelei jene versteckte Stelle aufgesucht hätte, wo sie denn auch hübsch versteckt geblieben ist für die Wissenschaft, auf die sie berechnet war! Und andrerseits was für ein Genie, das so in Goethes Art zu denken und zu dichten vermochte, und wieder was für ein wirklich infamer Schlaukopf, der einen echten Vers glücklich zur Hand hatte und damit seinen gefälschten so zusammenschweißte, um diesen unter der echten Flagge in die goethische Weltanschauung einzuschmuggeln, auf das Geratewohl hin, daß doch einmal ein Goetheforscher ihn da

entdeckte, sich leimen ließe und dem gebildeten Bewußtsein einverleibte, wozu? um dieses um ein klein wenig religiöser zu färben durch Goethes Einfluß! Wer aus diesem Nebel nicht unwillig oder lachend umkehrt, den beneide ich um seine — Gläubigkeit, sein Selbstvertrauen. Und dabei müßte der Fälscher die Leute in der Mühle so künstlich gestempelt oder bestochen haben, daß sie verschwiegen, was sie merken mußten, und dafür die Mär von dem Raube annahmen.

Und jener letzte Zweck der Fälschung, doch wohl der einzig denkbare (da einem genialen Spaß die Sache mit ihrem hohen Ernst doch viel zu entfernt steht), wie wunderlich verfehlt wäre er, wie unnütz und gedankenlos der Versuch bei allem Geiste, der da spricht, da der dazu geschweißte echte Vers um vieles mehr dem anzunehmenden Zwecke entspricht. Dieser Vers mit dem „Stirb und werde!“ war dafür gerade genug, wenn es darauf ankam, Goethen so heimlich zu einem Christen zu machen, um damit das deutsche Christentum selbst aufzubessern, d. h. wenn er selbst auch unecht wäre. Aber christlich gedacht im engern Sinne ist das Ganze auch gar nicht, der erste Vers am wenigsten; der kommt aus naturwissenschaftlichem oder naturphilosophischem Denken, oder wie man Goethes Naturdenken sonst bezeichnen will, da man damit in Verlegenheit kommt. Und wenn der Gedanke mit einem paulinischen in der Hauptsache zusammenfällt: „Ob unser äußer-

licher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert“ (2. Kor. 4, 16), so nimmt das Goethes Äußerung nichts von ihrer Selbständigkeit, auch wenn er an die Bibelstelle oder ihre theologische Verwendung dabei gedacht haben sollte, worauf man das lange Sträuben, zu dem er sich bekennt, wohl deuten kann. Für ihn ist es nun etwas Selbsterfahrenes, Selbsterlebtes und damit erst als gewiß gegeben.

Jenen Möglichkeiten aber, die aus Nebel in nichtige Finsternis führen, steht eine gegenüber, die wohl als Lichtschein gelten kann. Die Inschrift auf dem Gickelhahn ist einmal einem Raubanfalle ausgesetzt gewesen. Davon zeugte ein tiefer Messerschnitt in das Brett, dicht über den Versen, den man noch auf der Photographie sehen kann, die nun von dem dem Feuer verfallnen kostbaren Denkmal allein übrig ist. Der Thäter — wird in der Gegend erzählt — wäre von einem Forstmanne ertappt und auch gleich mit Fäusten gehörig ausgezahlt worden. Da hat man denn einen solchen Sammler mit tigerartiger Sammelwut in der Gegend, der den goethischen Lebenskreis dort doch wohl ordentlich abgegrast hat und das Blatt in der Mühle ohne Schläge erworben haben kann, wo ja von dem Raub erzählt wird.

Und auch für das Erscheinen des Verses bei den genannten Theologen dämmert eine Möglichkeit der Erklärung. Wenn der alte Hofgärtner Sckell

auf Dornburg von Goethe erzählte, den er im Jahre 1828 dort Wochen lang bedient und gepflegt hatte, erwähnte er auch wiederholten Besuch von Studenten, darunter auch ausdrücklich von mehreren Theologen, die einmal stundenlang bei dem Dichter gewesen wären. Es war die Blütezeit der Stammbücher, die man auch auf Reisen mitnahm, besonders auch Studenten. Hätte etwa Goethe, der damals mit Stammbüchern genug heimgesucht wurde, bei solcher Gelegenheit einem Theologen die Verse zum Denkmal eingeschrieben? Usteris Buch ist Schleiermacher gewidmet, er hat also wohl in Berlin studiert und kann die Verse dort in Theologenkreisen erfahren haben, denen das Bekenntnis des Dichters begreiflich von besonderm Werte sein mußte.

Gerade in die Dornburger Zeit würde der erste Vers seiner Stimmung nach ganz wohl passen, denn der Dichter war dorthin entwichen, um sich mit dem plötzlichen Verluste seines Karl August innerlich abzufinden, sich in seiner Erschütterung zurecht zu finden. Sckells schlichte und ungefärbte Erzählungen ließen deutlich sehen und fühlen, wie er da neben den zur Beruhigung getriebnen Naturstudien mit seinem Denken und Empfinden auch in das Jenseits hinübergriff und sein Weiterleben mit Sicherheit dorthin verlegte, wenn er z. B. beim Abschiede den ihm liebgewordnen Mann fragte, ob sie sich denn nicht bald in Weimar einmal wiedersähen, und als Sckell das für unwahrscheinlich

erklärte, mit gelüfteter Mütze nach oben blickend gesagt hat: Nun also da oben! Aber der Vers kann älter sein, schon im Divan zeigt sich ein Gedankenkreis, in dem er Platz fände. Steht doch dort der Vers mit dem „Stirb und werde," der mit seiner düstern Färbung weit eher dem Verdachte der Fälschung verfallen müßte, wenn es möglich wäre. Und dort steht auch, unter der Überschrift Talismane im ersten Buche, ein Spruch:

Ob ich Ird'sches denk' und sinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geist zerstoben,
Dringet in sich selbst gedrängt nach oben.

Goethe sich vor sich selbst rechtfertigend darum, daß er Irdisches dachte und sann, wie ungoethisch! wenn man z. B. nur an die römischen Elegien denkt, um andres in dieser Richtung Gehendes nicht zu erwähnen, mit dessen Aufgeben gar manche den rechten Goethe oder wenigstens ein Stück seines Centrums zu verlieren meinen würden. Und das Irdische ist sicher im Gegensatz zum Oben gedacht, beide wie entgegengesetzte Enden ein und derselben Bewegung, der Bewegung des Ichs zu seinem Ziele. Das Irdische ist dem Zerstieben preisgegeben, was in der Hauptsache eins ist mit dem Zerstäuben dort, im Anschluß an das längst geläufige Stäubchen für Atom oder Staubkorn, wie Herder sagt (Ideen 2, S. 172). Im zweiten Gliede des Verses aber ist das Irdische von der Anwendung auf das Äußere,

Weltliche deutlich herübergenommen auf das irdische Nächste, Eigne, auf sein Leibliches, vom Makrokosmus auf den Mikrokosmus, er dachte schon dabei zugleich an sein Sterben, nicht bloß an das höhere Streben im Leben selber. Denn der Geist „in sich gedrängt" ist eigentlich gemeint, wie in der letzthin angeführten Äußerung der Madame Roland, die zum Tode ging (Sprüche in Prosa Nr. 341), der „gefaßte" Geist, d. h. der in sich selbst gefaßte, vom Leibe gelöst oder sich eben lösend. Hier ist er aber zugleich deutlicher in ein Bild gefaßt, wie es Goethe auch für abstracte Dinge brauchte, aus seinem naturphilosophischen Denken heraus oder wie mans nennen will, d. h. als Flamme, die zugespitzt nach oben dringt aus der Zerstörung heraus.

So also schon im Divan, in den zwanziger Jahren, wie soll da der Vers von 1831 ungoethisch sein können oder müssen? Er muß aber, wie gesagt, älter sein. Die zwei letzten Verse des Gedichtes „Selige Sehnsucht" sind, wie schon bemerkt, Nachträge zu den drei ersten, als solche erkennbar an dem jedesmal andern Strophenbau, und unser Vers ist ein dritter Nachtrag, den er einmal dem mit dem „Stirb und werde!" als andre, näher liegende Unterlage vorausschickte, wieder mit anderm Bau, während als solche im Divan ein Vers vom Schmetterlinge dient, der die Flamme sucht, wobei eine Art Sprung des Gedankens wohl auffallen kann. Das Divangedicht wuchs so in seinen Gedanken weiter,

von verschiednen Gelegenheiten seiner innern Erfahrung veranlaßt.

Wenn sich niemand den Goethe des Lebens wird rauben lassen wollen, der im Gegensatz zu der vorherigen Weltflucht (von der er doch auch noch genug angewandelt wurde) sich mit festen Füßen auf diese Erde stellt, um sie aus dem alten Jammerthal in ein Lebensthal umsetzen zu helfen, so darf man doch darüber den weiter strebenden Goethe nicht wegwerfen wollen, der schon früh aus diesem Thal mit seiner sauern Arbeit von Zeit zu Zeit auf die Höhen stieg, um da in großem Überblick über das Ganze einmal sich selbst und Gott und der ewigen Idee der Menschheit näher zu sein, als es in dem Ringen hienieden möglich ist. Und wenn er sich in alten Jahren immer mehr diese Höhen des heitern Überblickes noch weiter erhöhte bis in den Äther hinein, so spricht auch da aus ihm der Goethe der eigensten Erfahrung, der zuletzt nur sich selbst und dem eignen Erleben vertraute. Auch das ist keine Lebensflucht, ja keine Weltflucht, wenn man nur die Welt höher faßt, er suchte aber auch im Sterben das Leben, ein höheres, helleres, größeres, das dem erhöhten Ich nun Bedürfnis wurde. Ihm waren das Diesseits und das Jenseits auch nicht auseinandergerissene verschiedne Welten, nur eine Schwelle zwischen beiden, der Tod als Übergang. Aber auch diesen Ubergang strebte er in seinem Fühlen schon früh los zu werden, z. B. in dem Leipziger Gedichte „Wahrer Genuß,"

der da noch ganz in der Liebe gesucht wird, am Schlusse:

Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Übergang.

## 10. Etwas vom Leben

November 1887

Leben oder die Frage, was es ſei oder wie es ſein könne und ſolle, hat für unſre Zeit und Zukunft eine ganz beſondre Bedeutung. Wer bei geſundem Leben iſt, braucht freilich die Frage nicht und denkt auch gar nicht daran. Aber das iſt es eben, wir haben im Einzelnen und Ganzen das rechte Leben nicht mehr oder noch nicht, ſo weit es nach den gegebnen Bedingungen möglich iſt. Ja wir ſind wohl auf die Schneide einer Entſcheidung geſtellt, die weſentlich in unſre Hand gegeben iſt und unſer Leben entweder abwärts führen ſoll oder aufwärts und damit auf den rechten Weg, denn alles rechte Leben iſt zugleich aufſteigende Bewegung. Auch im Auslande, das uns beſonders

seit 1870 so sorglich beobachtet, sieht man uns wechselnd von beiden Seiten, sogar scharf zugespitzt. Da giebt es Freunde, die in uns das Volk der Zukunft erblicken, wie das schon vorher in England Carlyle that, sogar in Frankreich einmal Victor Hugo, wie lange vorher schon die Stasl-Holstein, die uns also in einem aufsteigenden Leben sehen, so alt wir sind als Volk. Dagegen steht eine andre Meinung, wir seien eben so alt, daß wir im Altern, unser Leben also im Eingehen begriffen sei, unter der zernagenden Gewalt der Übercultur. So denken die Russen aus der Schule der Aksakow, Katkow usw., mit der Kraft einer sozusagen geschichtsphilosophisch begründeten Überzeugung. Darnach wäre uns zur Wahl gestellt ein neues, junges, großes Leben oder ein Ausleben, Absterben. Was ist das Wahre daran? Wie steht es mit unserm Leben? Was ist das rechte Leben? Was ist Leben überhaupt? Das ist in der That die Lebensfrage für uns, von der alle andern Fragen abhängen oder in die sie einlenken.

Sehen wir zunächst nach der verneinenden Seite. Leben ist Bewegung, Selbstbewegung, mit Freude an der Bewegung selber sowohl als mit Glauben an das Ziel, dem doch jede Bewegung zustrebt. Da das Leben im Grunde eines ist, das durch unser Wesen geht im Einzelnen wie im Ganzen, kann man am Äußerlichen anfangen, darnach zu sehen. Wenn man nun auf Bällen sieht, wie die männliche Jugend, die doch der lebendigste Teil sein müßte, immer mehr

mit Unluſt an das Tanzen geht und ſich lieber auf die Seite zurückzieht und — denkt, Ernſtes oder Luſtiges (noch lieber beim Trinken und Rauchen), iſt das Luſt zur Bewegung? Zur Selbſtbewegung in Kunſtform, die doch das Tanzen ſein ſoll, freilich längſt nicht mehr iſt? Oder wenn in gebildeter Geſellſchaft, die doch für alle andern das Muſter des Lebens geben ſoll, der gute Ton es mit ſich bringt, daß man beim Verkehr ſich mit Mienen und Geberden und mit der Stimme ja nicht lebhaft werden laſſe, ſodaß man da von Jugend auf lebhaftes Gebaren als Ausdruck lebhaft empfindender Teilnahme an den Dingen und damit das lebhafte Empfinden ſelber verlernen muß, iſt das nicht Scheu vor Bewegung, vor Selbſtbewegung, wie die Unluſt zum Tanzen? Cultur iſt das, aber Leben, rechtes Leben iſt es nicht. Und wenn man etwa zum Troſt dafür an das wachſende Leben im Theater und Concert denkt, wo die Darſtellung alles Äußern auf der Bühne immer lebensvoller, die Muſik immer rauſchender wird, iſt das wirkliches Leben? Iſt es nicht vielmehr ein Zeichen, daß das Innenleben abnimmt, weil es ein mitſchaffendes Ergänzen deſſen, was in Auge und Ohr kommt, nicht mehr vermag und immer mehr verlernt? alſo die freie eigne Innenbewegung immer mehr verliert, die doch die Quelle alles Lebens iſt? Auch die Scheu vor lebhaften Farben, d. h. vor der wirklichen Farbe, die unſre ſtädtiſche Welt beherrſcht, ſo weit es Kleidung

und Haus betrifft, ist eine Scheu vor vollem Leben, ein Einziehen der eignen Innenbewegung. Unser Denken freilich ist bewegter wohl als je. Aber wenn nur Denken und Leben so schlechtweg eins wären, ja dann stünde es gut. Sie stehen aber leider gern in einem Verhältnis des Widerspruchs. Sie sollten freilich nicht, brauchens auch nicht, denkendes Leben und lebendiges Denken wären das Rechte und sind das Kennzeichen gesunder und glücklicher Zeiten beim Einzelnen wie bei Völkern. Aber unser Denken ist zu sehr Kritik geworden, die dem Lebendigen gern ungläubig zu Leibe, ans Leben geht, die auch alles Lebendige annagen oder wenigstens aus Leben in bloßes Denken und Wissen umsetzen will. Das alles und vieles sonst noch sind sichere Spuren von eingehendem Leben, von beginnendem oder begonnenem Alter. Wer hilft uns heraus? Stöße von außen können das thun, die unser Lebensgefüge durch gefahrdrohende Erschütterung wieder einmal in sein natürliches Gleichgewicht zwingen, wie uns ja der letzte Krieg zugleich zu einem Aufrütteln und Wiedereinrenken in ein frisches Leben geworden ist. Ein alterschwaches Gefüge wird durch solche Stöße zerstört, ein lebensfähiges neu belebt. Aber auch von innen kann es die Wissenschaft thun als Wissenschaft vom Leben, zugleich als das Gewissen der Zeit, und das sollte alle Wissenschaft sein, ist es auch zum Glück vielfältig oder wird es.

Eine Wissenschaft und Lehre vom Leben braucht

aber schon jeder für sich, für sein eigenstes Leben, um damit zur Kunst des Lebens zu kommen, die man als höchstes Ziel dieses Lebens ansehen kann, zugleich als Durchgang zu allem Weiteren, auch über dieses Leben hinaus. Nichts liegt jedem von uns näher und dringender auf als Aufgabe, als diese Wissenschaft vom Leben, man nennt es gewöhnlich Welt- und Menschenkenntnis, wobei doch die Hauptsache nicht mit inbegriffen ist, die rechte Kenntnis und Führung des eignen Lebens, das allerdings vom großen Gesamtleben so eng abhängt, daß eins fortwährend ins andre greift. Nichts liegt uns auch näher, als der bei dem Studium zu verarbeitende Stoff, das Leben, denn wir stecken ja recht eigentlich mitten darin, im großen und kleinen Leben, ja wir sind selber Leben, kleines und großes gemischt. Und doch läßt sich auch davon sagen, was der Dichter vom vollen Menschenleben sagt: „Ein jeder lebts, nicht vielen ists bekannt.“ Aber eben die Dichter, die rechten Dichter, sind von jeher in dieser Wissenschaft und Kunst die besten Kenner und Forscher. Von allen unsern großen Dichtern läßt sich sagen und ließe sich ausführen, daß sie bei ihrem Dichten und Trachten zuletzt eigentlich die rechte naturgegebne, gottgewollte Gestalt des Lebens und die Kunst des Lebens gesucht haben, für sich und die andern, von Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Schiller und Goethe. In besonderm Grade gilt dies von den beiden letzten, vorzugs-

weise von Goethe, der länger oder mehr gelebt hat, von innen und außen, als die andern, und dem „Leben“ geradezu der bestimmende Schwerpunkt im Gleichgewicht seiner reichen Gedankenwelt wurde, wie seinem Freunde die Idee, das Ideal. So kann er auch hier den Ausgangspunkt der versuchten Betrachtung geben.

## 1. Vom Einzelleben

Einzelleben, dies Wort, das man nun zuweilen findet für das gespreizte und verdunkelte fremde Individuum, Individualität (bei Fichte in den Reden „einzelnes Leben“), ist mir hier willkommen, es sagt so hübsch gleich selbst mit, daß das Einzelleben als solches ein vereinzeltes ist, das sich selbst nicht genügen kann, obschon wir beim erwachenden Bewußtsein (nicht in unsrer Herkunft) damit anfangen, um damit immer weiter auszugreifen. Goethen ist es ein Gegenstand der Beobachtung gewesen, wie Wenigen, vielleicht Keinem wieder so, das Leben, das heißt zugleich er selbst, das Leben in ihm.

Wie zusammenfassend für seine gewonnenen Einsichten ist eine lehrhafte, nicht beiläufige Äußerung darüber vom Jahre 1822 (s. 19, 221 und 30, 130 Hempel): „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotirende Bewegung der Monas um sich selbst, die weder Rast noch Ruhe kennt. Der Trieb, das

Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem jeden unverwüstlich eingeboren, die Eigentümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimnis."

Da fällt wohl zunächst auf, wie neben dem bestimmt anerkannten unnahbaren Geheimnis doch eine Art naturphilosophischer Beschreibung ebenso bestimmt gegeben wird, allerdings nur der Erscheinungsform, nicht dem Wesen nach, in der rotirenden Bewegung, also den Weltkörpern entsprechend. Vor allem braucht da aber der Zusatz von fehlender Ruhe, der, wenn man es nachfühlen will, etwas Bängliches gewinnt, eine Ergänzung; hat doch jeder bewegte Kreis im Innersten eine Stelle, die sich nicht mit bewegt, so unvorstellbar das bleibt, um die sich aber eben der Kreis wie dienend bewegt. Goethes Worten kann als Ergänzung zugesetzt werden, was in dem Briefe des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** vom Jahre 1773 gesagt wird: „Unsre Seele ist einfach und zur Ruhe geboren," und hoch oder ins allerhöchste gesteigert, zugleich erweitert auf alles Lebendige oder Bewegte in der Welt überhaupt, in dem Spruche, der mit den Worten „Wenn im Unendlichen" beginnt, im 7. Buche der Zahmen Xenien:

Strömt Lebensluft aus allen Dingen,
Dem kleinsten [nämlich Dinge] wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Die rotirende Bewegung erscheint aber schon vierzig Jahre früher, gewiß auch nach dem Vorbild der Weltkörper, im Tagebuch vom Jahre 1780, 26. März (S. 217 in Keils Ausgabe): „Ich muß noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege," deutlich aus genauer Selbstbeobachtung, die man ihn da so eifrig betreiben sieht, um aus den Irrungen des Alltagslebens zur Höhe des Rechten zu kommen. Und schon im Jahre 1775 in dem Briefe an die Karschin (Hirzels Junger Goethe 3, 98): „Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen." Und noch früher erscheint bei ihm diese Vorstellung, selbst noch weiter ausgeführt; davon nachher. Daß sie übrigens nicht etwa bloß physisch oder irgendwie materialistisch gedacht ist, auch nicht in verdünntester Form, worauf gerade die späteste Äußerung von der Monas führen könnte, dafür birgt die Äußerung gegen die Karschin, noch mehr die Tagebuchsäußerung, wo als Inhalt des Kreises in ihm, des „Zirkels, der sich in mir umdreht von guten und bösen Tagen" genannt werden: „Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis [er meint laufenden Kreis, Kreislauf], ebenso Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier." Die Vorstellung steht vielmehr auf einer geheimen Linie, die er später „sinnlich-

sittlich“ oder „sittlich-sinnlich“ nannte, einer Linie, welche die scharfe Mitte hält oder sucht zwischen den beiden Erscheinungsseiten unsers Lebens, für die Vorstellung freilich so unfindbar, wie der Mittelpunkt eines bewegten Kreises oder der Indifferenzpunkt eines Magneten, in denen die beiden Richtungen seines Lebens auf einander stoßen, der aber weder positiv noch negativ sein kann. Es ist aber die Linie, auf der das eigentliche Leben, das Geheimnis selbst, nach oben und unten, nach außen und innen ausstrahlend sich bewegt, zugleich die Linie, auf der der rechte Dichter in seinen guten Stunden zu wandeln weiß, wie alle echte Kunst, weil auf dieser Linie auch der leidige Unterschied von real und ideal sich aufhebt, wie beim Magneten der Unterschied von positiv und negativ; ist es aber nicht eben auch dieselbe, die das fachmäßige Denken unsrer Tage so bänglich sucht unter dem Namen Monismus?

Bei Goethe erscheint aber dort das Leben als das Höchste, das uns gegeben ist — also nicht der Geist, die Vernunft? wohlbemerkt als das Höchste. Das müßte wohl am meisten an der Äußerung auffallen. Ist nicht damit der Mensch unter sich selbst herabgesetzt? Aber gerade das ist das eigentümlich Goethische, was ich meine, daß ihm Denkleben und eigentliches Leben keineswegs zusammenfallen. Von dem vielen, was darüber vorzubringen wäre, nur einiges. Seine eigne Lehre

kann in ihren Tiefen nicht denkend, nur lebend gefaßt werden:

„Manches können wir nicht verstehen."
Lebt nur fort, es wird schon gehen.
(Zahme Xenien, 2. Buch.)

In einem Briefe an Herder aus jungen Jahren steht der schmerzliche Ausruf: „Armer (moderner) Mensch, an dem der Kopf alles ist!" Das trifft mitten in die Not der modernen Bildungswelt. Er hätte das übrigens eben aus Herders Schule, bei dem von Anfang an Leben, lebendig bestimmende Begriffe sind, an denen er den Wert der Dinge und Gedanken maß, dazu gedrängt von eigner schmerzlicher Erfahrung. Und auch dahinter steht ihm zugleich Hamann als Anreger, der ihm z. B. einmal mahnend schreibt: „Denken Sie weniger und leben Sie mehr" (Herders Lebensbild I, 2, 32), d. h. um die Welt zu verstehen, also wie bei Goethe dort in den Xenien. Bei diesem ist Faust der Vertreter der Umkehr vom Kopfleben zum wirklichen Leben, das ihm an jenem zu Grunde gehen will:

Mir ekelt lange vor allem Wissen!

Ich erinnere mich, wie ich als Schüler über dies Wort stutzte und erschrak, als wäre damit der Weg, den uns die Lehrer wiesen, als Irrweg verworfen, und wie ich es dann auf der Universität nur zu gut verstehen lernte. Als ich da einmal in den letzten Semestern einen Schulkameraden traf

und wir unsre Gedanken rasch austauschten im Lärm der Straße, da brach er in scharfe Klage aus, wie er das Collegienlaufen und Studiren satt und übersatt habe: „Hätte ich nur etwa für ein angenommenes Kind zu sorgen, ich würde wieder leben," und das klang in mir voll wieder, das Gefühl des Lebens selbst, nicht nur der Begriff, durchzuckte mich dabei. Es war die Zeit, wo es Mode war und wehmütig wohl that, das deutsche Volk selbst mit Faust zu vergleichen und auch mit Hamlet. Das kam aus den Kreisen des sogenannten Jungen Deutschland, die damals die Führung der Geisterbewegung hatten. Welcher Geist da wehte und in welche Zustände hinein, in denen Neues mit Altem rang, ist am besten bei L. Wienbarg zu hören, dem bedeutendsten Vertreter der Schule, der auch zu der Benennung den Anlaß gab, in seiner Jugendschrift: „Ästhetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet," Hamburg 1834, Vorlesungen auf der Kieler Universität gehalten. Da sieht man jene Gedanken weiter arbeiten, auch über Fausts Gesichtskreis hinausgreifen. Nur ein paar Sätze aus der fünften Vorlesung: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst," durchaus im Sinne Goethes, der dem jungen klaren Feuerkopfe mit glühendem Herzen der Gedankenführer war. „Leben wir, um zu lernen? Oder lernen wir vielmehr, um zu leben? Daß man die Natur auf den Kopf stellen kann, um das erstere zu behaupten! Hat es doch in

Deutschland sogar den Anschein, als ob die Menschen der Bücher wegen geboren würden usw." Folgt ein Versuch, zu definiren, was das Leben sei, das wir Deutsche so schlimm vergessen hätten, dann herbe Klage, wie die gelehrte Arbeit das Geistesleben zersplittere, „wie es in Fabriken geschieht, wo der eine den Knopf, der andre den Schaft, der dritte die Spitze der Nadel fabrizirt." „O, wie dieses gelehrte Unwesen seit Jahrhunderten die edelsten Kräfte Deutschlands zur unfruchtbaren Tantalusarbeit verurteilt hat, wie wir Deutsche aus wandernden Helden Stubensitzer, aus Kriegern und Jägern lebenssieche, thatenscheue Magister geworden sind!" Dann ein Blick auf die Geschichte des griechischen Geistes, die reichlich als Spiegel für unsre gebraucht wird, als Schluß: „Meine Herren, als das Leben tot war, hielt die Gelehrsamkeit Leichenschau." Doch wir leben noch, aber „wir haben uns herausstudirt aus dem Leben, wir müssen uns wieder hineinleben" (wohlbemerkt nicht: hineinstudiren, obschon auch das seine Wahrheit hätte).

Dies nur eine Stimme von vielen aus jener Zeit, in deren Wehen ja die unsre mit ihrem Fortschritt geboren wurde. Sie ist nunmehr fünfzig Jahre alt. Klingt sie aber schon veraltet? Ich fürchte, nein. Der Streit im deutschen Geiste zwischen Denken und Leben ist noch in vollem Gange, ja er kann einem zu weit größerer Schärfe zugespitzt erscheinen. Damals stellte sich der Riß

zwischen beiden auch dar in dem sogenanten Weltschmerz, den noch wir Alten haben verdauend durchmachen müssen. Das war ein schmerzliches, aber doch mehr wehmutsvolles sehnendes Aufblicken zu der hohen Welt, die unsre großen Dichter und Denker in den Geisteshöhen aufgebaut, zu dem Leben, das sie in die Morgenwolken gemalt hatten, das sich aber hier unten so schwer wollte finden lassen. Der Weltschmerz ist zwar nun aus der Mode, er muß also in dieser Form abgethan sein. Dafür arbeitet er aber in andrer Form in den Geistern, nicht mehr bloß als Poesie, was der Weltschmerz doch wesentlich war, sondern als ernstes, geschlossenes Denksystem, als der Pessimismus, der sich nicht bloß gegen die Welt kehrt, wie sie im Widerspruch zu der im Geiste gesehenen hohen Welt erscheint, sondern gegen die Welt überhaupt, nicht mehr bloß mit wehmütigem Schmerz gegen das Leben mit seinen durch die Menschen bedingten Mängeln, sondern mit zersetzendem Zweifel und zerfaserndr Kritik gegen das Leben überhaupt im weitesten Sinne, und seinen letzten Ursprung. Als einzige Rettung erscheint „Verneinung des Willens zum Leben“ beim Vater dieser Weltanschauung.

Da will also das Denken das Leben aufheben. Kann der Streit zwischen beiden schärfer werden? Von der Linie, die in diesen Zwiespalt führte, ist da jedenfalls das Ende erreicht, es ist aber das Ende des Lebens selber, eigentlich das Ende des

Seins, das Ende der Welt, wenn nur darüber das kleine Menschengehirn die Verfügung hätte. Da das aber so unmöglich ist oder noch unendlich unmöglicher, als der Einfall des Archimedes, die Welt aus den Angeln zu heben, wenn man ihm nur einen Standpunkt außer ihr gäbe — wäre nicht die andre Lösung des Zwiespalts näher, möglicher, besser, wenn sich das Leben aufbäumte zu einer Verneinung des Willens zum Denken? Und das thut es ja auch schon, nach Weisung der Natur in uns, im Schlafe, in Ermüdung, im Gähnen, im Bedürfnis nach Erholung, oder mit Schmerzen und allerlei Winken, womit Leben und Natur das Denken mahnen zum Einhalt auf der Linie, die aus dem Leben hinaus ins Nichts führt. Aber das Denken selber muß bewußt zum Leben, zum vollen Leben zurückkehren, muß nicht bloß seine Geschäfte, sondern die Geschäfte des Lebens besorgen lernen, das ist die wahre Lebensfrage der Zeit.

In wissenschaftlicher Erkenntnis ist ja wohl übrigens Schopenhauers Weltansicht nun überwunden oder wird es, aber es geht damit wie mit einem Steinwurf ins Wasser, nachdem im Mittelpunkt wieder Ordnung geworden ist, arbeitet der Wurf erst noch draußen in weitern Kreisen. Und wenn der Weltschmerz die Hände nur verstimmt in den Schoß legte oder in die Tasche steckte, so ist es, als ob der volle Pessimismus die Faust ballte, in der Tasche oder gegen den Himmel, weil er nicht

die Kraft hat, das Leben im Ganzen, das Weltgebäude zu zerschlagen, dessen Urheber als Pfuscher oder bösester Wille erkannt ist. Zum Glück wird auch hier der Brei nicht so heiß gegessen, als er gekocht auf dem Feuer steht; daß sich irrige Theorien abkühlen, ehe sie zu verderblich ins Leben eingreifen können, dafür sorgt schon das Leben selbst, das über unsre Köpfe hinweg seine großen Wege geht und auch durch uns hindurch, wenn wir es nur freudig ergreifen und uns ihm vertrauensvoll hingeben.

Wie viele nennen sich jetzt Pessimisten und sind doch weit entfernt von der Schärfe des Begriffes bei seinem Urheber, haben wohl davon nicht einmal eine Ahnung. Aber pessimistisch zu sein ist jetzt Mode, es gilt für geistvoller, der Wahrheit näher als optimistisch, d. h. an allem Lebendigen, das einem solchen Pessimisten vor die Hand kommt, weiß er mit seinem Besserwissen die Mängel, die Schattenseiten hervorzukehren, wohl gar zur Hauptsache zu machen, und wenn es vollends mit der Farbe des Frohen, Heitern, Freudigen vor ihn tritt, so ist es ihm von vornherein verdächtig als unwahr, er muß, um seinen Standpunkt zu retten, den frohen Duft abstreifen, wie eine plumpe oder dummneugierige Knabenhand von den Flügeln eines Schmetterlings den bunten Farbenstaub, und zeigt dann das kahle Gerippe: seht, das nur ist die Wahrheit der Sache, das andre hält nicht Stand vor genauem Anfassen. Er lähmt das Leben, dessen Kern Freudigkeit ist,

braucht seine Kraft, andre Kräfte zu hemmen, statt zu fördern.

So wären wir denn nach dem hoffnungsvollen, glänzenden Aufsteigen des deutschen Geisteslebens im vorigen Jahrhundert auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts in einer Klemme, die geradezu beängstigend wirkt, also wieder lebenlähmend, wenn man sich deutlich hineindenkt, in einer Klemme, aus der wir vor allem heraus müssen, wenn uns über allem Denken und Wissen nicht das Leben selbst eingehen soll, wie Goethes Faust; aber nur das Leben selbst kann uns herausführen, und das Denken muß ihm folgen. Ein Trost dabei kann das sein, wenn man zurückdenkt, daß der Zwiespalt zwischen Denken und Leben dem modernen Geist gleich in die Wiege gelegt erscheint, daß also der Streit zwischen beiden ein Grundzug der modernen Geistes- und Lebensaufgabe ist. Man braucht, wenn man das sehen will, nur daran zu denken, wie der junge germanische Geist, der die gealterte Welt verjüngen sollte, in die Schule dieser gealterten Welt gehen mußte, wo ihm Nahrung gereicht wurde, die hoch über sein jugendliches Bedürfnis hinausging oder auch in einer Form, die selbst am Alter litt, alte wertvolle Weisheit, die aber nun längst ihrem eigentlichen Leben entrückt und in Compendienform eingeschrumpft war. Daß man im Mittelalter einen Widerspruch zwischen Schule und Leben gar wohl empfand, zeigt allein der mahnende Spruch Non

scholae, sed vitae discendum est. Im sechzehnten Jahrhundert bezeichnete ein Denker selbst, einer der unbefangensten, die es giebt, Montaigne, seinen Beruf nicht als denken, sondern als leben, mon mestier c'est vivre, und das könnte unsre Denkarbeit wieder brauchen, wenigstens als Durchgang, als neuer Ansatz zu gesundem Denken.

Was ist aber Leben in solchem Gegensatz zum Denken? Auch das Denken ist ja Leben, jeder Gedanke, der mir durch Hirn oder Sinn geht (wie die Sprache es ausdruckt), der kleinste oder größte, ist zugleich Leben, Bewegung in mir, so gut wie das ebenso unsichtbare Wachsen der Fingernägel, so umfassend ist der Begriff, wenn man ihn auch nur auf unser Binnenleben beschränkt. Ja aber das ist in der Wirklichkeit unmöglich, unser einzelnes Leben ist nur Leben, indem es in das große Außenleben eingeht, das uns umkreist. In welcher Weise das aber geschieht, das ist die Frage, von der alles Weitere abhängt. Auch der Einsiedler, der alle Brücken zum Weltleben abbrechen will, kann doch in Wahrheit nicht ganz heraus, das Weltbild, das er nur aus der Welt selbst hat, arbeitet doch in ihm weiter, es ist aber kein unmittelbares mehr. Auch der Denker als solcher hat etwas vom Einsiedler, wie jeder Büchermensch, er hat statt des unmittelbaren Lebens nur ein vermitteltes, er muß es aus zweiter, dritter Hand nehmen, und braucht doch des Lebens eigentlich noch mehr, als der mitten

darin steht, weil er die Lebenshülsen, die an ihn kommen in Büchern, Begriffen u. dergl., mit dem Eigenleben aus sich ausfüllen muß, wenn sie nicht tote Hülsen bleiben sollen.

Wie scharf unterschieden solch vermitteltes Leben und unmittelbares gegen einander treten können, das weiß jeder aus Erfahrung. Eine längere Reise giebt uns das Gefühl des vollen großen Lebens wieder, das da von Land und Leute nach Gegenwart und Vorzeit an uns kommt, in uns einströmt. Da merkt man wieder, was Leben ist und sein kann. Man merkt es aber erst recht, wenn man in den Kreis seiner Alltagsthätigkeit zurückkommt. Dort wurde es in sich weit und frei und reich und kommt noch so in den kleinen Kreis der Alltagsarbeit, daß man z. B. da mit Schwierigkeiten, die uns sonst groß erscheinen, leicht fertig wird, weil das Leben so leicht darüber hin kreist in freier Höhe, sie als kleine sieht und kurzer Hand richtig anzufassen weiß. Hier aber, im Arbeitszimmer, wird unser Leben bald unausweichlich wieder enger, kleiner, unfreier in seiner Bewegung, und so sehr man auch wohl im Geiste mit Großem zu thun hat, schrumpft das doch im kleinen Stubenleben selbst mit ein, und das nahe Kleine macht sich uns groß. Ich erinnere mich, daß sich in jungen Jahren die Empfindung des Unterschieds bis zur Pein steigern konnte, mit dem Gefühl: das ist ja gar kein Leben hier! Und ein junger Freund, der den letzten großen und kurzen

Krieg mitzumachen hatte, auch an blutigen Schlachten beteiligt als Offizier, bekannte mir gleich nach seiner Rückkehr, es litte ihn daheim kaum auf dem Stuhle, auch vor seinen Lieblingsbüchern, in denen er doch mit Dingen groß genug zu thun hatte. Ja das Kriegsleben, wenn man das Leben nur nach der Größe seiner Bewegung mißt, bleibt eben das größte Leben, obschon es zugleich so blind und furchtbar mit dem Leben wirtschaftet. Ein einziger Kanonenschuß in der Nähe gehört (ich setze einen voraus, der das gern hört, wie ich) bringt uns in größere Bewegung, giebt uns mehr eigentliches Leben (ich meine nicht bloß physisches), als der Bericht von einer Schlacht aus alter Zeit, über dem man studirt. Mir fällt dabei eine eigentümliche Erfahrung aus dem Jahre 1848 ein. Von Parteikämpfen mit Wort und Schwert, von politischen Stürmen hatte man ja schon genug gehört und daran erregten Anteil genommen, aber nur aus der Fremde und Ferne, aus dem alten Rom, England, Italien usw. Jetzt in den nahen Gährungen und Stürmen, die einen noch ganz anders erregten und belehrten, merkte ich einmal, daß mir nun, wenn ich an die Zeiten von Sulla und Caesar dachte, die Leute von damals auf einmal erst wie volle lebende Menschen erschienen, bisher waren sie mir unbewußt mehr wie Puppen im Puppentheater gewesen, und andern war es ebenso gegangen, wie ich mehr als einmal erfahren konnte. So sehr ist eignes nahes Leben

nötig, um fremdes, fernes zu verstehen, d. h. als volles Leben zu erfassen. Leben ist nur durch Leben zu verstehen.

Aber das Stuben- und Bücherleben, das wir nun einmal nicht aufgeben können, aus dem sogar das neue Leben quellen soll, wie es das in der That schon thut seit Jahrhunderten durch die besten Geister, die eben in sich so voll von Leben waren und von der Stube aus ihr Leben in das der Zeit einströmen ließen — wie wäre das vor der Gefahr des Scheinlebens zu schützen und ihm Bewegung, rechtes Leben zuzuführen? Ich kann nicht umhin, bei der Frage, die in unsre große Lebensfrage so tief eingreift, wieder an Goethe zu denken. Im Tagebuche von 1780 hat er sich unterm 21. März eingetragen als Selbstbeobachtung: „Morgens nach Belvedere zu Fuß. An Herzog Bernds [Bernhards von Weimar, dessen Leben er schreiben wollte] Leben im Gehen viel gedacht. Was ich Guts finde in Überlegung, Gedanken, ja sogar Ausdruck, kommt mir meist im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt. Darum das Diktiren weiter zu treiben," wie er denn auch gethan hat, auch im Zimmer in wirklicher Bewegung zu arbeiten. Die Sache ist so eigenartig wichtig, daß sie ein Capitelchen für sich ergeben würde, das recht wohl daher gehörte, zumal sich dabei recht deutlich zeigt, wie sehr das Leben als Bewegung in uns eigentlich ein einheitliches ist, daß auch bloß leibliches Bewegen dem des Gedankens zu gute

kommt nach Inhalt und Form bis in seine Höhen hinauf und ihm die lebendige Wahrheit, das wahre große Leben finden hilft.

Übrigens liegt ein andrer Trost der Zeit zur Hand, um Sicherung zu geben gegen die alten Schäden des stubenhockerischen Lebens. Das Gesamtleben der Welt ist in eine Bewegung gekommen, nach innen und außen größer als jemals in der Weltgeschichte, und treibt seine Wellen immer lebhafter auch in unsre Stube herein, um die Stubenluft geistig mit der bewegten Luft der großen Welt auszufüllen. Und dieser Bewegung ist in ihrem Wachsen kein Ende abzusehen, auch wenn man in das nahende zwanzigste Jahrhundert vorausblickt oder noch weiter in das dahinter nahende dritte Jahrtausend. Kein Ende der wachsenden, in und außer sich kreisenden Bewegung, also die gerade entgegengesetzte Richtung, als zu welcher der Pessimismus antrieb, die Kreise des Lebens eingehen zu lassen. Wir sehen sie immer weiter ausgreifen und die Einzelleben der Menschen und Völker immer lebhafter ergreifen, die in der Gesamtbewegung ihre Stelle, d. h. ihr Leben zu suchen haben. Für Leben ist also gesorgt auf weite Zukunft hin, insofern es Bewegung ist, auch für Leben in den Studirstuben, von denen nicht nur die Erkenntnis, auch die rechte Lenkung der Bewegung zuletzt ausgehen soll. Und daß wir Deutschen uns dabei noch nicht auf den Altenteil setzen lassen wollen, in den Großvaterstuhl

beim Ofen, wie der Freund Nachbar im Osten wünscht und der im Westen mit, dafür bürgt was in unserm Jahrhundert bei uns geschehen ist, im Geiste wie mit der That. Freilich, daß das neue Leben, das über uns gekommen ist, auch in den Einzelnen wirklich Leben werde, dazu gehört, daß alte Dünste und Dämpfe vollends hinausgefegt werden, die in dem alten Leben ohne Leben im gelangweilten Hirn ausgebraut worden sind, der Pessimismus und Kriticismus und Solipsismus und wie diese Stubenteufel sonst heißen, die am Leben und am Lebendigen keine Freude haben und es darum möglichst klein machen. Wir müssen es dahin bringen, daß der schmerzliche Ausruf des jungen Goethe: „Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist!“ veralte und nur mit gelehrtem Commentar verständlich werde.

## 2. Vom Zusammenleben

Das Leben des Einzelnen kann ihm kein wirkliches Einzelleben, kein vereinzeltes sein oder bleiben, es wäre als solches dem Eingehen verfallen. Wer im Leben mit sich allein auszukommen versucht, wie das jetzt als letzte Lebensweisheit bei vielen angetroffen wird, der täuscht sich, wenn er das wirklich fertig zu bringen glaubt. Man muß ja die schwere Kunst lernen oder daran studiren, weil für Jeden Zeiten eintreten, wo er in sich selbst zurückkehren muß und sich in sich selbst neu sichern,

aber nicht um da versteckt zu bleiben, sondern um da Kraft zu schöpfen zu neuem Anlauf und Eingreifen in das Getriebe der Welt. Wer sich aber diese Kunst des Einzellebens zur Lebenskunst überhaupt machen will, der bringt es doch nur so weit, durch verringerte Berührung oder Einigung mit dem Außenleben sein Leben selbst zu verringern, er wird wie eine Pflanze, der vom Boden oder vom Menschen nur dürftige Nahrung zugeführt wird, daß sie verkümmert eben so dahin lebt. Der Begriff oder das Wesen des Lebens auch im Einzelnen schließt das ein, daß es, um wirklich Leben zu bleiben oder zu werden, in das Gesamtleben einschlagen muß. Wirkliches Leben ist nur ein Zusammenleben, in dem doch das einzelne Leben als solches nicht aufgeht, sondern erst recht zu sich kommt, auch zu einer Steigerung und Vertiefung, die es aus sich selbst nimmermehr haben könnte. Klingt das recht abstract, so läßt es sich doch auch als ganz thatsächlich aufzeigen aus dem jedem bekannten Leben, davon nachher.

Vorerst sei noch einmal an Goethes Begriffsdefinition vom Leben erinnert, wenn man seine Äußerung so nennen kann, das Leben als die rotirende Bewegung der Monas um sich selbst. Damit ist weiter zu kommen auch für den hier zu spinnenden Gedankenfaden. Er selbst spricht in dem dort folgenden Absatz von einem „Eingreifen der lebendig beweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch sie sich erst selbst als innerlich Grenzen-

loſes, als äußerlich Begrenztes gewahr wird.“ Die kreiſende Bewegung greift alſo auch nach außen, über ihre zunächſt geſetzte Grenze, das Leibliche, hinaus, das muß ja unausgeſprochen doch mit gemeint ſein. Dazu ſtimmt dann eine andre Äußerung: „Alles Lebendige bildet eine Atmoſphäre um ſich her“ (Sprüche in Proſa 791), alſo wohl auch nach Art der Weltkörper, man kann aber z. B. auch an Blumen denken. Dieſe Vorſtellung nimmt übrigens einen wichtigen Platz ein in ſeinem Denken (ich möchte in der Kürze nur an den Dunſtkreis in Gretchens Zimmer erinnern) und erſcheint überraſchend am ausgebildetſten ſchon in einem Stück aus früher Zeit, in dem Fragment eines Romans in Briefen bei Schöll, Briefe und Aufſätze S. 22, das noch in die Leipziger Zeit gehören kann; es iſt von der Liebe die Rede, über deren Weſen zu grübeln er in Leipzig zuerſt lebhaft veranlaßt war, um damit über ſeine innern Stürme hinauszukommen. Es heißt, leben und lieben wäre eins, dann: „O, meine Freundin, was nicht lebt, hat keine anziehende Kraft, es fließt keine Atmoſphäre von ihm aus, deren Wirbel uns hinreißen könnten,“ alſo die kreiſende Bewegung, die von innen, vom Innerſten ausgeht, in der Atmoſphäre des einzelnen Lebendigen ſich fortſetzend gedacht und ſo auf andre wirkend, ſie ergreifend, das iſt die Vorſtellung, die da ſchon waltet, ganz klar bewußt oder nicht, darauf kommt es nicht an. Denn es ſind nach Art des jungen wunderbaren Genies blitzartige Einfälle,

um deren nüchternen oder schulmäßigen Ausbau er ganz und gar nicht bemüht ist, die aber doch scharfe Beobachtung enthalten. Nach dem Ausdruck anziehende Kraft scheint zugleich an die Magneten gedacht, die uns ja anziehend und abstoßend längst geläufige Bilder sind, um die Wirkung von Menschen und ihrem Lebenskreis auf einander sich deutlich zu machen, eben vom Magneten entnommen, der früh von beobachtenden Denkern als Bild auch für die Erscheinungen des Menschen- und Weltlebens überhaupt gebraucht wurde, bei uns im Mittelalter z. B. vom Meister Eckhart.

Also die Lebewesen in sich bewegte Kreise, natürlich mit einem Mittelpunkt als Bezugsquell, die auf einander wirken, anziehend oder abstoßend, das ist die Vorstellung, die man aus Goethes Gedanken, wie sie über ein halbes Jahrhundert hin verfolgbar sind, herausspinnen kann. Will man das metaphysisch nennen, was doch sonst Goethes Denken fremd ist, so ist nichts weiter dagegen zu sagen, sobald man darunter nicht etwas versteht, was über die gegebne Wirklichkeit unerlangbar hinaussteigt in Wolken oder Nebel, sondern eben mitten in ihr findbar ist als das Grundgewebe alles Lebens. Nach meiner Meinung ist überhaupt bei rechten Dichtern für rechte Metaphysik gar viel zu holen, schon weil sie für ihr Denken mitten in Leben und Welt hineinzustreben angewiesen sind, nicht darüber hinaus.

Doch zur Sache. Ich greife zuerst nach dem

Nächsten, in das Kleinste hinein, das giebt allein das Ende des Fadens sicher in die Hand, dem es nachzugehen gilt. So lautet auch Goethes Denkrecept, so oft von ihm ausgesprochen, z. B. in den Sprüchen unter „Gott, Gemüt und Welt“:

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Ich ging dieser Tage in der Dämmerung, in der man mehr bei sich selbst ist als bei vollem Lichte, meines Weges dahin auf dem Trottoir einer Gartenstraße und kam hinter zwei junge Männer zu gehen, die im Gespräch in gleichem Schritt dahinschritten. Auf einmal merkte ich, daß ich in ihren Gleichschritt eingefallen war, ohne allen Willen oder Gedanken daran. Ich wehrte mich aber nicht dagegen, um etwa meine Selbständigkeit zu retten, denn es war behaglich und kam sogar den Gedanken zu gute, die nun auch im Fahrwasser des gleichen Schreitens wie sicherer gingen. Dies Zusammenschreiten war denn ein Zusammenleben ganz im Kleinen und ließ auch dessen Wesen gerade im Kleinen sicher erkennen: man giebt sich mit seinem Bewegen an eine Gesamtbewegung hin und findet das eigne Bewegen dadurch nicht aufgehoben, sondern gefördert, gesichert, belebt.

Hier fehlt noch das innere Zusammenleben, wenn man auch einen kleinen Ansatz dazu schon dabei erkennen kann. Kommt das aber hinzu, so wird das Zusammengehen ein rechtes Bild des Zusammenlebens überhaupt, da alles Leben Bewegung nach einem

Ziele ist. Wer in jungen Jahren viel gewandert ist, weiß z. B., wie merkwürdig es wirkt, wenn man abends schwer ermüdet glücklich einen Andern trifft, der in gleicher Richtung wandert. Auch wenn beide nach Austausch der nächsten Gedanken zu müde sind, um ein Gespräch zu führen, fühlen sie doch auf einmal einen Zuschuß von Lust und Kraft, eine neue Belebung, einer vom andern. Schon daß sie sich nur zusammen fühlen, hat diese Wirkung. Sie sehen nun nicht mehr bloß verstimmt vor sich hin nach störenden Steinen oder weil uns das ermüdete Leben überhaupt eine Neigung nach unten giebt, sie blicken nun auch erfrischt auf nach dem Kirchturm des Ortes, wo ihnen Ruhe und frisches Leben winkt, auch mit weiterm, näherm Zusammenleben. Kommt aber Gespräch hinzu oder vollends Gesang, wenn Lust und Kraft das noch hergeben, so kann die Belebung des Schreitens zu einer Frische steigen, wie morgens beim Ausrücken. Und wenn es beim Gespräch auch nicht etwa zu Späßen kommt, die die Ermüdung so wunderbar heben können, weil sie die innere Freiheit plötzlich entbinden, wenn es sich sogar um schlimme Dinge bewegt, die beide Wandrer ähnlich erlebt oder zu erleben haben, so wirkt auch dieser Austausch des Düstern und Schwierigen doch stärkend auf das augenblickliche Leben und zeigt den Segen des Zusammenlebens erst recht deutlich. Gesang vollends giebt dem augenblicklichen Leben plötzlich wie Flügel über die Ermüdung hinaus, denn Singen ist ein

gesteigertes, gleichsam doppeltes Leben, das sich am besten beim gemeinsamen Singen an einander entzündet. Also: die beiden, die jeder für sich mit ihrem Leben augenblicklich sozusagen auf den geringsten Bestand zurückgekommen waren, gewinnen an einander ein erneutes, ja erhöhtes Leben, haben auf einmal etwas in sich, das in keinem von beiden vorher einzeln vorhanden war, sodaß mans etwa addirend doch hätte haben können, es entsteht erst durch ihr Zusammen und wäre ohne das ausgeblieben. Man kann sichs auf eine scharfe Formel bringen: eins und eins zusammen sind da nicht bloß zwei, wie sonst, sondern mehr. Solches Wunder, darf man wohl sagen, kann das Zusammenleben wirken in Vergleich mit dem Einzelleben. Und das steigert sich mit der steigenden Zahl oder kann es.

Das Zusammensingen gerade kann noch weiter zeigen, worauf es eigentlich dabei ankommt. Ich erfuhr das kürzlich einmal recht deutlich, als ich selbdritt auf einem Waldwege rasch vorwärts wollte. Ein kleiner Gesangverein, der singend langsamer im Takte dahinschritt, versperrte uns den schmalen Weg. Das wollte mich anfangs verdrießen, zumal ich zuerst nur die beiden Bässe, die zuletzt schritten, deutlich in dichter Nähe hörte, und das klang wie zerhackt, eintönig, unschön. Aber der Verdruß mußte sich zur Geduld verstehn, und man mußte hören. Nun kam auch der Zusammenklang der andern drei Stimmen heran und räumte die Seele, die mit kritischen Grillen

beſchäftigt war, von dieſen vollſtändig aus, man hörte nur und lebte bald mit in dem Geſang, wirklich wie mitten darin. Es war ein Wanderlied, zum Preis des Vaterlandsſinnes (ich dachte mir dabei einen hörenden Franzoſen), ſehr ſchön, friſch und geſund nach Form und Inhalt. Wie reich ſind wir jetzt an ſolchen Dingen, und wie anders ſind die franzöſiſchen chansons, auch die patriotiſchen, z. B. das, das vor kurzem in Paris aufkam zum Preiſe Boulangers, En revenant de la revue. Dabei fiel mir aber wieder einmal auf, weil ich die Bäſſe doch am nächſten hatte, wie ſich bei ſolchem Zuſammenſingen die begleitenden Stimmen der führenden Stimme ſo völlig neidlos unterordnen und zu Dienſt ſtellen, ihr ſozuſagen die Blume vom Ganzen überlaſſen, um ſelbſt mehr das Blattwerk und den Stengel darzuſtellen, falls nicht ein andres Bild beſſer träfe. Meine Bäſſe ſangen ihre beſcheidne, dienende Rolle mit derſelben ganzen frohen Hingebung, wie vorn an der Spitze der Tenor ſeine Stimme, die die Melodie führte. Alles iſt da ein frohes, ſchönes, in ſich ruhendes Leben, alles eine reiche mannichfaltige Bewegung und doch mit ſichrer Ruhe als Kern, was ſich alles, Bewegung und Ruhe, auch auf oder in den Hörer überträgt, als ſänge er innerlich mit. Aber in dieſem ſchönen Zuſammenleben der Seelen, das jedem Einzelnen erhöhtes Leben giebt dient eben keiner eigentlich dem andern, ſondern alle auch die führende Stimme, dienen einem Ganzen, das ſie alle

eben herstellen helfen. Von diesem Ganzen, der Seele der kleinen Welt, unfaßbar in Worten und doch das eigentlich Lebendige darin, läßt sich doch sagen, daß es wie über den Stimmen und Sängern schwebt und doch zugleich nur in ihnen, wie durch sie, für den Augenblick lebendig wird, es lebt und schwebt genauer zwischen ihnen und in ihnen und über ihnen zugleich.

Das klingt wohl mystisch und ist doch thatsächlich. Es ist aber zugleich das Geheimnis des großen Weltlebens, das uns darin einmal näher rückt oder empfunden in uns kommt, daher eben die wunderbare Wirkung, die Musik auf uns übt, daß uns für den Augenblick die Welt wie ganz und vollkommen vorkommt. Ist doch jedes rechte Kunstwerk eine kleine geschlossene Welt für sich, kann ein Ganzes im Kleinen geben und muß also auch die Lebensbedingungen und Gesetze des großen Ganzen im Kleinen zeigen. Ganz besonders die Musik, denn für sie ist, kann man sagen, die Bewegung selber der Stoff und die Seele zugleich, auch alles Leben aber ist Bewegung und die Welt im Ganzen Bewegung, das bleibt doch wohl das Sicherste, was wir von ihr aussagen können, Bewegung, die ihr Ziel nicht außer sich, sondern in sich hat oder sucht und findet, wie das Singen auch, namentlich das Zusammensingen.

Noch eine andre Form des Zusammenlebens ist für dessen Wesen lehrreich, auch noch nach andern Seiten als das Singen, nämlich das Spiel, dieses

klare Bild des Menschenlebens in seinem Treiben, daher auch eine Schule für das Leben, wie keine andre.

Das Spiel ist ein rechter Lebenswecker und Lebenssporn, auch für den, der nur zuschaut, wie der Gesang für den, der zuhört, in seiner Weise; auftretendes rechtes Leben wirkt eben belebend in seinen Kreis hinaus, wie Licht und Flamme mit Helle und Wärme, d. h. auch belebend. Auch ein Verstimmter z. B., der sich zu regen nicht Lust hat äußerlich und innerlich, wird doch von einem Kätzchen wider Willen belebt, wenn es z. B. mit einem Garnknäuel so unaussprechlich spaßhaft und so zwecklos spielt, wie mit einem Gegner. Wie aber das Spiel in dem Beteiligten, der in seinen bewegten Kreis selber eintritt, das eigne Leben wach rufen oder rütteln kann, erfährt man z. B. in jungen Jahren, wenn man da einmal vom Bücherleben weg in ein Gesellschaftsspiel kommt. Hier gilt nur unmittelbares eigenstes Leben, dort gab es nur vermitteltes, fernes, aus zweiter, dritter Hand, und wenn es auch dort etwa, mit Großem beschäftigt, weite schöne Kreise zog, es fehlte ihm doch, das fühlt man nun, der springende Punkt in der eigensten Mitte mit seiner quellenden Lebenskraft, der nur durch unmittelbares Leben an- oder aufgeregt wird, im bloßen Denkleben aber in eine Art schlummernden Zustand kommt, weil er eben nicht im Kopfe seinen Wohnsitz hat. Daher ist im Gesellschaftsspiel mancher ungelenk und giebt sich Blößen, der in der Schule gelobt, und mancher

glänzt, der dort getadelt wird. Hier glänzt und siegt eine in sich gefaßte Kraft mit festem, klarem Wollen, Geistesgegenwart und raschem Ergreifen der Gelegenheit, die so rasch vorüberhuscht, eine Kraft und Kunst, die in der Schule nicht geübt oder geweckt, eher beschädigt wird, die aber im Weltleben die eigentlich bestimmende Kraft ist im Kleinen und Großen und da die Entscheidungen herbeiführt, die das Leben des Ganzen wie der Einzelnen oft auf lange hinaus bestimmen, im Kriege wie im Frieden. Solche Kraft ist auch der rechte Lebensquell, wenn sie sich paart mit klarem, überschauendem Kopfe, der zugleich die großen Ziele sieht. Ihre Schule ist das Leben selbst, im Kleinen aber das Spiel, und es ist der Reiz des Spiels, sich darin zu erproben und an kleinen oder großen Erfolgen sich in solcher Kraft und Kunst selbst fühlen zu lernen.

So ist Streit und Reibung das Wesen alles Spiels, mit freier Entfesselung der Kräfte. Wie entschieden das die Seele des Spiels ist, erfährt man recht deutlich in jungen Jahren, wo das Spiel, z. B. Billard- oder Kartenspiel, als ein neuer köstlicher Lebensreiz an uns kommt. Da kam es vor, daß man zu der mit Spannung erwarteten Stunde den Freund nicht als Mitspieler haben konnte und nun wohl den Versuch machte, den Gegner selbst mit darzustellen, allein zu zweien zu spielen. Aber der Versuch wurde sehr bald aufgegeben als ein völlig verfehlter, weil der Reiz des Wettstreits ausblieb

und damit die ganze Luſt. Freiheit war wohl da, ſogar ganz unbeſchränkte, aber auch ihr Reiz blieb aus, weil man auch das Gefühl der eignen Freiheit nur am Widerſtande gewinnt.

Auch das Spiel alſo mit ſeinem Streit und ſeiner Freiheit iſt doch Leben nur als ein Zuſammenleben, dem die Einzelnen etwas verdanken, zu dem ſie jeder aus ſich nie kommen würden. Wie lebhaft auch in einem luſtigen Geſellſchaftsſpiel die einzelnen Kräfte durch einander und wider einander gehen, ſie müſſen doch zugleich zuſammengehen, ſonſt hört das Spiel als ſolches auf und geht auseinander, wie ein in ſeine Beſtandteile zerbrochenes ſchönes Ganze. Das wird recht deutlich, wenn einmal im Spiel einer ungeſchickt die Spielregeln nicht einhalten kann oder gar eigenwillig und trotzig nicht einhalten oder für ſich gelten laſſen will, die Regeln, die auch die gegebne Freiheit ſelbſt im Übermut wie an einem unſichtbaren Zaume lenken und als Ganzes das Durch- und Widereinander der Bewegung wie in einem feſten Kreiſe einhegen. Man ruft ihm zu: „Das gilt nicht!“ („gelten“ vom Geſetz, aus der alten Rechtsſprache entlehnt), hilft das aber nicht, will er ſich in das Zuſammen durchaus nicht einfügen und ſich willkürliche Geſetze ſelbſt machen, ſo iſt das Spiel ſelbſt zerſtoben oder doch die Luſt daran, es kann ſogar einen großen Verdruß geben. Es iſt, wie wenn beim Zuſammenſingen eine Stimme plötzlich eine eigne Linie einſchlagen wollte, die das Ganze in ſeiner

Harmonie durchbricht und zerbricht. Ein solcher heißt von unsern Vätern her ein Spielverderber, und es ist eine Redensart, mit der man sich in einen Spielkreis einführt: „Ich bin kein Spielverderber."

So ein Gesellschaftsspiel ist recht deutlich auch wie eine Welt für sich, wie oben der Gesang; wenn es gelingt, ist aus dem Kreise der Spielenden die Außenwelt wirklich wie ausgeschlossen samt ihren Sorgen oder Aufgaben, die sonst die Seele beschäftigen. Auch der Zerstreute, der davon noch in sich behält, kann zum Spielstörer werden. Das Spiel, sobald man sich ihm ganz hingiebt, räumt uns davon aus, wie der Gesang, giebt uns ganz uns selbst wieder durch freie Selbstbewegung, aber nur eben dadurch, daß wir damit in ein bewegtes Ganze völlig eingehen, nicht um darin aufzugehen, sondern um es herstellen zu helfen und uns selbst damit und darin ganz wieder zu finden. So ist das Spiel eine künstlich zusammengesetzte Selbstbewegung, deren Ziel und Mittelpunkt, deren Selbst eben ganz in ihr selbst ruht, sowohl in den einzelnen Spielern, wie über ihnen im Ganzen, beides unscheidbar in einander gehend, wie oben beim Zusammensingen. Es ist denn auch, wie solcher Gesang, eigentlich ein Kunstwerk, aus lauter Leben hergestellt. Die Bestandteile sind die Menschen selber, nicht wie dort bloß die Stimmen im Dienst des Kunstsinnes, sondern die Willen, d. h. recht eigentlich die Menschen selber, aber auch im Dienst des Kunstsinnes, der bei aller Freiheit der

Bewegung die Einzelnen beherrschen, wie das Ganze durchdringen muß oder genauer aus dem Ganzen ausströmt, das sie selber vorübergehend herstellen. Und um Goethes Bild vom Leben im bewegten Kreise anzuwenden, der sich von selbst immer darbot als Bild, so stellt sich ein Gesellschaftsspiel, wenn man seine Kunstform für die innere Anschauung sucht, dar als eine Anzahl bewegter Kreise, die scheinbar frei durch einander, ja gegen einander gehen, für die die eigne Freiheit selbst der eigentliche Zweck ist, die aber doch ihre Bewegung und Freiheit angewiesen erhalten von einem großen Kreise, der alle umhegt und mit seinem Mittelpunkte ihre freien Bewegungen lenkt, sodaß er als höherer in den einzelnen Mittelpunkten wirksam ist. Sichtbar oder hörbar freilich sind nur die Einzelnen, aber das eigentlich Wirksame, das allen ihr erhöhtes Leben und ihre Freiheit giebt, ist ein Unsichtbares, das in allen zur Erscheinung kommt, ja das sie alle für den Augenblick aus sich herstellen.

Was das alles soll? Ja ich habe nicht Lust es auszusprechen, wenn es sich nicht schon selbst ausgesprochen hat als Spiegel für das große, ernste Leben, sich selbst darin zu sehen, wie es von Haus aus eigentlich ist und — überall und immer auch draußen in der Welt sein könnte, um wirklich Leben zu sein, wenn es nur den ihm mitgegebnen Winken von Vater und Mutter, Gott und Natur getreu bliebe. Es ist, dünkt mich, das Einmaleins der Ethik, was aus dem

Spiegel blickt. Wie sich freilich beim Aufsteigen zu immer schwereren Exempeln in der Schule die Möglichkeit des Verrechnens steigert, so im Leben die Möglichkeit des Irrens und damit des Elends, je mehr es zu verwickelten Formen aufsteigt. Aber das Einmaleins bleibt doch das durchgehende Grundmaß, an dem die Fehler zu erkennen sind, auf das man alle Rechnung zurückzuführen hat. Alle Irrungen im Thun und Denken sind zuletzt Rechenfehler, am gröbsten aber verrechnet sich der Egoismus.

Nur eine kurze Betrachtung noch, mit Rückgreifen auf die Frage, unsre Lebensfrage im Eingang, ob unser Leben im Aufsteigen oder im Niedergehen ist. Auch da stehen zwei Erscheinungen scharf gegen einander.

Auf der einen Seite steht der Satz, mit dem man allgemein als einem sichern arbeitet, es sei das Charakterzeichen der modernen Zeit, zuerst in Italien erkennbar, im Vergleich mit dem Mittelalter und dem Altertum, daß da nun das Individuum zu seinem vollen Selbstbewußtsein und Selbstrechte komme aus der Gebundenheit ins Ganze heraus, die vordem die Geister und Willen gefangen gehalten habe. Gut, ich habe nichts dagegen und habe mich genug darum bemüht, zu sehen, was daran das Wahre und Rechte ist. Aber — es hängt sich ein großes Aber daran — ist das nicht wieder einmal eine Linie, die zu geradlinig fortgesetzt in Irrtum und Verderben führt, wie das in der Geschichte der Menschheit sich so oft als verhängnisvoll gezeigt hat? Ich glaube, unsre Zeit

läßt genügend erkennen, daß die Linie schon den Kreis überschritten hat, innerhalb dessen sie berechtigt und förderlich ist. Man hört nun öfter schon von Atomismus in der Geisterwelt reden, der zu nichts anderm führt, als zur Auflösung des gegebnen Ganzen, zum Eingehen des Lebens für das Ganze und für die Einzelnen. Um kurz zu sein, da darüber recht viel zu sagen wäre, will ich nur erinnern, daß schon Goethe das mit Bangen kommen sah und öfter davon spricht, z. B. in der Natürlichen Tochter im achten Auftritt des fünften Aufzugs durch den Mund der Eugenie:

Diesem Reiche droht
Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefugten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück.

Dagegen steht aber zum Trost ein andres Zeichen, ein rechtes Lebenszeichen, das etwa seit einem Menschenalter immer deutlicher auftritt, eine Wirkung der bittern Enttäuschung, die das klägliche Scheitern der Achtundvierziger Bewegung hinterließ, ich meine die Entwicklung des Vereinslebens in mannichfaltigster Form, ein rechtes Lebenszeichen, wie gesagt, da alles rechte Leben in seinem Aufsteigen ein Zusammenleben sein muß. Dort streben die einzelnen Kräfte aus einander, um jede für sich eine Welt darzustellen, d. h. sie streben in das Unmögliche hinaus; hier

ſtreben ſie zu einander, um im Zuſammen kleine Welten zu bilden, die wieder zu einer großen Welt zuſammenſtreben. Und dieſe unſre große Welt iſt nun auch fertig als weite Form für alle Bewegung, der Kreis, der alle einzelnen Kreiſe umhegt und ihnen ihre freie Bewegung ſichert und lenkt, wir ſind nun wie ein großer Verein. Die atomiſtiſche Richtung haben wir als Volk hinter uns; jahrhundertelang haben innere und äußere Einflüſſe daran gearbeitet, das alte Zuſammenleben aufzulöſen und uns in die Vereinzelung hineinzuziehen, zu der die deutſche Art ohnehin von Haus aus neigt. Aber wir kennen den Schaden dieſer Neigung nun gründlich und auch, was an ihr recht und gut iſt, das geſunde Gleichgewicht zwiſchen Einheit und Mannichfaltigkeit herzuſtellen, wozu wäre ſonſt unſer eifriges Geſchichtsſtudium da? Unſre Nachbarn können darauf bauen, daß wir nun zwiſchen der Vereinzelung und dem Zuſammenleben die rechte Durchſchnittslinie finden lernen. Zu dem letzteren haben ſie uns ſelbſt geholfen. Die letzten feindlichen Hammerſchläge haben, wie frühere ſchon, unſer Gefüge nicht vollends auseinandergetrieben, wie ſie ſollten, ſondern feſter zuſammengetrieben, ſie haben uns vollends zuſammengehämmert. Und neue fremde Schläge gegen uns würden dasſelbe wirken. Wir beginnen ein neues Leben, im Ganzen wie im Einzelnen, ein Leben, das ſeit vielen Menſchenaltern unſre beſten Geiſter mit Schmerzen und Opfern vorbereitet und zugerüſtet haben.

### 3. Vom großen, größten Leben

Großes Leben, ich meine es in dem Sinne, wie Goethe in den oben angeführten Versen den Ausdruck braucht, „die zum großen Leben gefugten Elemente," zu dem sie eben durch ihr Zusammen, ihre organische Einigung zu einem Ganzen erst kommen. Alles Lebendige hat einen Drang und Trieb zum Wachsen, strebt, vom Kleinen ausgehend, ins Große. Wenn der Mensch seinen Gliedern nach damit fertig ist und sein sichtbares Wachsen aufhört, setzt es sich fort als inneres Wachsen, das doch auch nach außen greift, unsichtbar, aber doch wirksam in fortwährend wachsendem Kreise und damit zugleich in die eigne Tiefe. Wie schon das Kind auch geistig in die Familie hineinwächst und im Kleinen mitwirkend ihren Lebenskreis bilden hilft, so dann der Jüngling in seinen Freundeskreis, der ihm für sein Leben die eigne Gemeinde wird. Der Mann wächst ebenso in die wirkliche Gemeinde hinein und hilft sie darstellen mit ihrem Leben und Wirken, und so wachsen seine Kreise und er in ihnen, und wie vielfach sie sich auch durchschneiden, auch mit Kampf und Reibung, sie werden alle eingehegt vom Kreis des Stammes, der Provinz, und diese alle vom Staate, vom großen Vaterlande, im Ganzen ein wunderbar verflochtenes Gefüge, das niemand rein übersehen lernt, auch nicht der an der Spitze stehende Staatsmann oder Fürst, dessen Leben aber als mannichfaltig ineinandergefügtes Zusammen-

leben sich fortwährend fühlbar macht für die Einzelnen wie für die Kreise, aus denen es sich zusammensetzt, alles auf dem Wege des Wachsens, den Zielen zu, die dem Leben als Bewegung gedacht zu Grunde liegen. So ist jedem Einzelnen der Eintritt, nicht bloß der Einblick in ein großes Leben aufgethan, aus dem er selber seine höhere oder innere Lebensnahrung zieht, ohne das sein eignes Leben ein kleines, enges, geringes bleiben würde, dem Wachsen entrückt, das heißt eigentlich hinausgesetzt aus seinem Ganzen.

Denn das Wesentliche und Wunderbare bleibt auch hier, daß die einzelnen Leben sich an einander steigern, wie oben im Spiel, so auch im Ernst des Lebens. Wie zwischen zweien schon, in rechter Freundschaft und Ehe, durch ihr Zusammen eine Kraft erwächst, von der nicht etwa vor dem Zusammen jeder schon die Hälfte besessen hat, sodaß nur addirt wurde, sondern eine Kraft den Schwierigkeiten und Aufgaben des Lebens gegenüber, die ohne ihr Zusammen für sie und ihren Lebenskreis gar nicht da sein würde, wie an einander geriebne Hölzer Wärme und Feuer geben können, die jedes für sich kalt waren: so in jeder Gemeinschaft, deren Kräfte nicht nur neben einander leben oder gar gegen einander, sondern in zusammengehender Richtung auf ein Ziel, das nur durch das Zusammen entsteht, wie die Kraft es zu ergreifen auch. Wie man von einem gelungnen Gesellschaftsspiel aus der Lust eine Auffrischung und Steigerung seines Lebens mit fortnimmt, die auch

der Arbeit des andern Tages noch zu gute kommt, so geht man von einem gelungnen Vereinsabend, der mit Ernst zu thun hatte, mit einer gesteigerten Lebenskraft fort, die noch tagelang alle Schwierigkeiten der Lage, um die sichs handelt, nicht nur wie ein Licht beleuchtet, sondern auch wie von einem erstiegnen höhern Stande beherrscht, zu dem der Einzelne aus sich nie gekommen wäre. Und wie sich das steigern kann, wenn sichs wirklich um großes Leben handelt, nun das haben wir im Jahre 1870 in vollem Maße erfahren, um auch ähnliche Erscheinungen in der Geschichte daran begreifen zu können, z. B. auch die Leistungen und den Geist des Schlesischen Heeres damals in den Kämpfen mit dem eigentlichen Napoleon.

Damals konnte man auch erfahren, was das Zusammenleben im Großen bedeutet und wie es möglich ist. Schon im Kleinen kann man es erfahren z. B. im Badeleben, wenn da Leute in Verkehr kommen aus den entlegensten Gegenden und sich, von der befreienden Stimmung des freien Lebens dort getragen, rasch nähern. Da werden wohl auch beliebte Lieder zu singen vorgenommen aus dem reichen Schatze, dessen wir uns rühmen können, und die Leute singen zusammen, als wären sie seit Jahren zusammen gewesen, die sich doch gestern etwa zuerst gesehen haben. Es ist da ein Können von Wort und Weise, das sie alle aus ihrer Trennung mitbringen, eine Stimmung, die sie in sich an einander

entwickeln und als Keim in den Seelen niedergelegt auch schon mitbrachten, kurz, eine fertige Einheit ist da, mitgebracht aus der Trennung: ist das nicht ein Zusammenleben, das eigentlich schon vorher vorhanden gewesen ist, ehe es jetzt ins Leben, in die Erscheinung tritt? Und so mit Zeitfragen, die da zwischen den Männern auftauchen, politische, soziale, religiöse oder sonst welche große Tagesfragen; wie ist man da oft in der Antwort oder doch in der rechten Fragstellung schon einig gewesen, ehe man sich gesehen hat, und wie stärkt das mit Mut und Freude, d. h. steigert das Leben des Einzelnen aus dem Leben des Ganzen heraus, das man da einmal näher fühlt als sonst, das aber wiederum dadurch selbst gesteigert und gesichert wird, denn solche Fälle können an einem Tage zu hunderten vorgehen über das Vaterland hin, ohne äußern und doch mit innerm Zusammenhang. Es ist durch das Ganze hin ein Zusammenleben da, unsichtbar in gewöhnlichen Zeiten, aber still wachsend und wirksam werdend in unzähligen Kreisen, sobald der rechte Anstoß es auf die Oberfläche treibt. So war es im Jahre 1870, so im Jahre 1813. Mit wie vielen Hunderten hat man in jenem Jahre, besonders in den Wochen der ersten Erregung, eng verkehrt, die man nie gesehen oder eben nur gesehen hatte, und war nun gleich mit ihnen einig und alle mit einander: ein Zusammenleben im Höchsten, das schon längst vorhanden und still gewachsen war, nun aber in der Höhe der Gesamtbewegung ausbrach

wie eine Blume an ihrem Geburtsmorgen aus der Knospe, aus der Pflanze, die nur ihretwegen wuchs und wurde. Und welche Kraft gab das allen über das große Vaterland hinweg, eine Kraft zu tragen und zu thun, zu glauben und zu opfern, von der in dieser Form doch keiner vorher in sich eine Ahnung gehabt hatte. So sehr ist rechtes Leben an Zusammenleben gebunden und ist auch im größten Umfang möglich, weit über Raum und Zeit hinweg, deren Trennung sich darin aufhebt. Auch die der Zeit, denn auch zum Leben der Vorzeit stellt sich im Einzelnen ein Verhältnis her, besonders seit die vaterländische Geschichte durch die Ereignisse unsers Jahrhunderts ein andres Gesicht gewonnen hat, aus dem unser eignes Bild uns anblickt — da stellt sich über die Zeitferne hinweg ein Verhältnis her, das wie ein nachgeholtes Zusammenleben ist oder sich dazu erheben kann.

Das größte Leben endlich? Es müßte aus und mit der größten Gemeinschaft kommen, die uns zugänglich ist, also aus der Menschheit. Davon war im vorigen Jahrhundert viel die Rede als dem Höchsten, in dem der Einzelne sein rechtes Leben suchen sollte. Jetzt aber ist das aus der Mode gekommen, zunächst mit Recht, denn man hatte damals über der großen Idee des Weltbürgertums die einzelnen wirklichen Völker zu sehr vergessen, hatte nach Art jugendlichen Aufschwunges zu rasch in die Höhe gegriffen nach der letzten Einheit und dabei

die gegebne Mannichfaltigkeit hier unten überſehen, aus der die Einheit ſich allein herſtellen kann. Dieſe Mannichfaltigkeit iſt denn auch in unſerm Jahrhundert eigentlich erſt entdeckt worden, ſie trat deutlich ans Licht heraus eben durch den Druck, den der großartige Verſuch Napoleons mit ſich brachte, eine Einheit von Frankreich aus ins Leben zu rufen. So kommen nun die einzelnen Völker, die man der Menſchheit gegenüber als Individuen anſehen kann, zu ihrem Selbſtbewußtſein und ſtreben nach ihrem Selbſtrecht als Einzelleben, wie man von der modernen Zeit ſagt, daß ſie mit der Selbſtentdeckung des Individuums begonnen habe. Alſo eine neue Lebensform wird nötig für das größte Leben, um deren Suchen und Finden ſich denn eigentlich nun alle Politik dreht, wie die Zeitungen täglich nahe legen, oft beunruhigend genug. Auf alle Fälle iſt aber neues großes Leben in Ausſicht, größeres als je, auch reiches und fruchtbares mehr als je, wenn ſich die rechten Wege dazu finden. Mir ſcheint aber, als ob dieſe neue Linie der Geſamtbewegung nun auch ſchon den rechten Kreis überſchritte, innerhalb deſſen ſie zu dem neuern Höhern führen kann, den ſie herſtellen helfen ſoll durch rechtzeitiges Einbiegen, mir iſt, als wäre es Zeit, in den bittern Hader der Nationalitäten die hohe Idee der Menſchheit aus der Zeit unſrer Väter hineinzurufen und zu predigen. Und mir iſt, als wäre das uns als Beruf beſtimmt, wie ihn im vorigen Jahrhundert die Franzoſen über-

nahmen, freilich so, daß ihnen das ausgerufene Weltbürgertum unwillkürlich zu einem erweiterten Franzosentum wurde. Es muß sich ein gesunder Durchschnitt zwischen der verwaschenen Einheit und der atomistischen Mannichfaltigkeit auch hier finden lassen, wie wir ihn für uns haben suchen müssen. Auch hier ist das rechte Leben mit dem wunderbaren neuen Reichtum, den es den kommenden Jahrhunderten in Aussicht stellt, durchaus an ein Zusammenleben gebunden, das ist ewiges einfältiges Naturgesetz, auch aus dem Einmaleins der Ethik.

War das aber nicht nach menschlichem Maße schon einmal erreicht im Altertume, das uns also Vorbild sein könnte? Nein, dann wäre es auch nicht untergegangen. Damals verlief die Gesamtbewegung so, daß sich alles Culturleben in einen Kreis zusammendrehte, mit dem einen Mittelpunkt Rom, dem gegenüber auch das griechische Leben seine lebenschaffende Kraft einbüßen mußte. Das ist der große Fortschritt der neuern Zeit über das Altertum hinaus, daß diese Einheit, in der die naturgegebne Mannichfaltigkeit unterging, gebrochen ist. Der Versuch, sie wenigstens der Form nach aufrecht zu erhalten, der dem deutschen Volke in die Wiege gelegt wurde, mußte ein schwächlicher Versuch bleiben. Wenn das größte Leben mit seiner Bewegung in einen Kreis gebannt wird, so kommt es ins Eingehen, der eine Mittelpunkt kann nicht leisten, was er soll, dem Leben sein Wachstum zu verbürgen, in dem alles

Leben besteht. Das ist nur möglich, wenn der lenkende Mittelpunkt höher liegt und damit das Ganze zum Wachsen nach oben zieht. Das kann es aber nur, wenn eine Mehrzahl von Kreisen außer ihren besondern Mittelpunkten zugleich einen höhern haben, den sie suchen müssen. Das ist das Gesetz für alles Leben, von der Familie und allen kleinern Gemeinschaften bis zu den größten und höchsten. Und jetzt ist, wenn man auch nur auf Europa blickt, und die Staaten und Völker in Amerika und Asien beiseite läßt, die sich immer deutlicher zur Gemeinschaft der Menschheit melden, die Aufgabe der großen Lebensarbeit, der Culturarbeit glücklich kein Monopol mehr, sondern an eine Anzahl von Völkern verteilt, die bei allen Reibungen, die noch unterlaufen, zuletzt doch auf eine herzustellende Gemeinschaft angewiesen sind (von der man übrigens schon seit dem sechzehnten Jahrhundert gesprochen hat). So ist die Arbeit am Fortschritt der Menschheit nun einem Wettstreite von verschiednen Kräften übergeben, der im Altertum fehlte oder vor Roms Übermacht nicht aufkommen konnte.

Dieser Wettstreit aber, das sieht man sicher, wird nie wieder auf die falsche Linie geraten können, wo ein Mittelpunkt alles in seinen Kreis zu ziehen und darin zu verschlingen vermöchte, dazu sind die einzelnen Kreise in sich zu sehr gefestigt. Er kann höchstens in einen Streit um den Vorrang der Führerschaft übergehen im Aufstreben zu dem gemein-

samen geistigen und Culturleben, das seine Nahrung aus der gemeinsamen Höhe zu holen hat, ein Wettstreit, der denn nie fehlen wird oder soll. Ist er doch im ganzen Gange des höhern Lebens der neuern Zeit zu erkennen, indem darin Italien, Frankreich, England einander ablösten zum Besten des über allen schwebenden Ganzen. Jetzt ist, wie es scheint, dieser Vorrang im Wettstreit des europäischen Lebens an Deutschland übergegangen, das sozusagen wieder an der Reihe war, nachdem es ihn im Mittelalter schon einmal politisch besessen und traurig verloren hatte. Der Umschwung ist aber seit länger als einem Jahrhundert vorbereitet durch die Geistesthaten seit der Genieperiode, deren Wesen recht eigentlich ein lebenschaffendes war durch Befreiung des innersten Eigenlebens. Daß dies neue innere Leben nun auch zu einem neuen äußern Leben und Zusammenleben geworden ist, beweist, daß jenes mit seinem Kern eben rechtes Leben war, auch formschaffend. Es ist mit uns gegangen nach dem Dichterwort im Wallenstein: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Unsre Nachbarn können sich, wohl begreiflich, noch nicht darein finden, daß wir nun auch wieder, um ein politisches Bild des siebzehnten Jahrhunderts anzuwenden, das Zünglein im Gleichgewicht der europäischen Wage darstellen, das den Ausschlag giebt, wie das doch schon äußerlich unsrer Mittellage nach uns eigentlich zukommt. Aber wir wissen, dafür bürgt unser ganzes Herkommen und unser in langen

Leiden geschulter Geist, was diese Stellung bedeutet, nicht als ein Vorrang zum Behuf äußerer Herrschaft, sondern als hohes Amt im Dienste des Ganzen, das wir gern auch jedem Berufnern abtreten würden. Daß unser großer Staatsmann seine und Deutschlands Aufgabe in diesem Lichte sieht und übt, das kann Europa sehen, wenn es will. Und dieser Geist kann nicht sterben, es ist der rechte deutsche Geist wie ihn in ihrer Art z. B. schon Leibnitz, Goethe, Herder hatten.

Man braucht nicht zu zweifeln, es hebt ein neues großes Leben an. Wir sind schon in dem Stande gewesen, in dem das Altertum war, als sein Leben sich unrettbar zum Eingehen neigte. Aber eben das Zusammenleben der Culturvölker als Mehrheit hat uns glücklich über den gefährlichen Punkt hinweggeholfen und wird weiter helfen. Im Anfang unsers Jahrhunderts sah eine geistvolle Französin, die Staël-Holstein, die Culturmenschheit dem Altern ausgesetzt; Il se peut que . . la jeunesse du genre humain soit passée pour toujours, fügt aber hinzu: cependant on croit sentir dans les écrits des Allemands une jeunesse nouvelle (de l'Allemagne 3. Buch 9. Cap.), sie witterte in den Schriften unsrer Dichter und Denker Frühlingsluft für die Menschheit, und jeder von uns kennt ja das aus eigner Erfahrung, hat sie für sein eignes Leben daraus geatmet. Dem Frühling folgt nun der Sommer mit seinen heißen Tagen, seinen Gewitterstürmen und seiner sauern Arbeit. Aber ohne

ſolche Gefahren und ſaure Arbeit keine Ernte, und es handelt ſich um eine neue Ernte für die Menſchheit, dafür iſt ein Wettbewerb aufgethan, groß, wie noch nie in der Weltgeſchichte. Das Leben, das iſt die Antwort auf die geſtellte Lebensfrage, iſt gerettet, ſobald wir, die Lebenden nur wollen und glauben, und nimmt einen neuen Anlauf zu höhern Zielen als je, indem es weitere und größere Kreiſe zieht als je, die von ſelbſt zu einer Vertiefung des Lebens, auch des Einzellebens in ſich führen und zugleich zu einer Erhöhung in der Richtung zum Ewigen, Göttlichen, die mit der Vertiefung von ſelbſt gegeben wird. Das muß der Verlauf der neuen großen Lebensbewegung ſein, wie ihn Gott und Natur zu lenken bereit ſtehen, wenn ſich die Einzelnen ihr freudig, mutig und gläubig hingeben. Aber auch aufzuräumen giebts mit altem Wuſt; helfe dazu jeder, der weiß, was wahres Leben iſt.

## II. Wie Wahr und Gut zusammenhängen

Januar 1888

Die Gährung, die in unsrer Geisteswelt arbeitet, hat auch die Begriffe Wahr, Gut und Schön erfaßt, diese Dreiheit geistiger Mächte, die uns wie eine edle Formel aus der geistigen Werkstätte des vorigen, unsers großen Jahrhunderts überliefert ist. Man behandelte sie damals als feste Punkte, um die man alles neu zu ordnen hätte, wenigstens als über allem Suchen fest schwebende Zielpunkte, nach denen sich alle Wege des Suchens zu richten hätten, dabei als solche, die in engster Beziehung stünden, als eine Dreieinheit, ähnlich der Dreieinigkeit in der kirchlichen Begriffswelt. Man nennt sie ja auch noch so zusammen mit aller Achtung in einer gewissen Höhe des Denkens, die der Höhe

jener Zeit die Hand reicht, und doch kann man sich nicht bergen, daß etwas damit anders geworden ist. Sie erscheinen jetzt zugleich in die gährende Bewegung herein oder herunter gezogen, über der sie stehen sollten, werden von der Unruhe da mit erfaßt, von der Trübung mit getrübt, sollen da zweifelnden Fragen standhalten, müssen sich bedenklichen Experimenten unterziehen, und können so nicht mehr sein, was sie ursprünglich waren. Hört man aber die edle Dreiheit, Dreieinheit wieder einmal im alten, vollen Sinne nennen, so ist einem wohl, wie wenn einmal mitten im Straßenlärm vom Turme herunter der hehre, reine Dreiklang der Glocken in die wirren Töne unten hereinschallt, auch nur Töne, aber schön, gut und wahr, wenn man den Begriff musikalisch gelten lassen will, aus der reinen Höhe, wo die Türme der Stadt, dem Himmel näher, einander als Nachbarn sehen nebst den Bergen draußen. Und diese Töne kommen doch auch von Menschenhand, aus Menschensinn.

Und noch in einem andern Punkte ist eine Änderung eingetreten, in dem Verhältnisse der drei Begriffe zu einander. Kommt man einmal glücklich recht in die Stimmung jener großen, aufbauenden Zeit, so kann man gewahr werden, daß sie da in einer Stellung gedacht oder empfunden wurden, als ob sie aufs engste zusammengehörten und einander zustrebten wie von einem gemeinsamen Mittelpunkte bestimmt. Und so war es denn auch und muß auch

wieder so werden. Jetzt dagegen erscheint ihr enges Verhältnis oft wie unsicher geworden oder gar in der Lösung begriffen, als ob sie aus einander strebten und sich innerlich nichts weiter angingen, wohl gar einander abstießen.

Ein andrer Wechsel in ihrem Verhältnis ist alt und liegt in der natürlichen Frage nach ihrer Rangordnung. Eigentlich natürlich ist diese Rangfrage freilich nicht, sondern zufällig, weil man beim Aufzählen in Wort oder Gedanken doch eins zuerst nehmen muß, was sich denn nach ihrer augenblicklichen Wertschätzung richtet. Aber man thut, glaube ich, nicht recht, sie sich ernstlich in einer Linie stehend zu denken, ich denke mir sie schon lange im Kreise stehend, also mit einem gemeinsamen Mittelpunkte, dem sie dienen und aus dem sie quellen. Doch ist der Wechsel in der Rangordnung wiederum begreiflich und dadurch bedingt, daß die wechselnden Bedürfnisse der Zeiten eine wechselnde Voranstellung, ein lebhafteres Suchen des Einen oder Andern mit sich bringen. So stellte man im Beginn der neuern Entwicklung das Gute voran (recht nötig bei der Versumpfung, aus der sich die Zeit zunächst herauszuarbeiten hatte), nachher erhielt das Schöne den ersten Rang (man war inzwischen in reinerer Höhe angelangt), jetzt hat ihn unverkennbar das Wahre, und das Gute und Schöne sollen für ihre letzte Herstellung darauf warten, bis man mit dem Wahren im Reinen sein wird.

Das Wahre voran und über allem, wer wollte

das an sich irrig finden? Ganz und auf alle Fälle unwidersprechlich erscheint es so ausgesprochen! Ja aber: wo und was ist das Wahre? Diese achselzuckende Frage, weltgeschichtlich berühmt aus dem Munde des Römers dort in Jerusalem Jesu gegenüber, liegt wieder einmal so in der Luft verbreitet und so aufdringlich, daß sie einem alle Tage mit Bangigkeit aufstoßen kann, als ob das Festeste, auf das alles Andre gebaut werden soll für den vorschwebenden Neubau, sich auflösen wollte und damit alles. Damit war es doch im vorigen Jahrhundert auch besser bestellt, wo sich das Suchen der berufenen Geister nach dem Wahren im Ganzen als ein gemeinsames, sicheres Vorwärtsdringen nach einem bestimmten Zielpunkte darstellt, den das allgemein gefühlte Bedürfnis der Zeit aufstellte, und der in Kant erreicht erscheint. Das war eine glückliche Zeit, in der auch das Wahre, Schöne, Gute in den Geistern mit einer Einheit auftreten, wie wohl selten, vielleicht nie in der Geschichte der Menschheit. Daher denn auch die köstlichen Früchte, von denen wir Enkel noch genießen oder leben; es wäre übel bestellt um den Haushalt unsers Geistes, wenn sie ausgeräumt und weggeworfen werden sollten, und doch nagt nun auch der Zeitgeist, der der Führer zu der neuen Welt sein will, an ihnen oder ist beim Wegwerfen, weil sie zu dem Wahren nicht völlig stimmen wollen, das ihm vorschwebt. Sie müssen ja zugleich in uns nachwachsen, wenn sie lebengebende Früchte für uns

sein sollen, aber der Stamm, aus dem sie wuchsen und wachsen müssen, erhält einen Schnitt oder Hieb nach dem andern von der Hand jenes Zeitgeistes, der für ihn einen neuen pflanzen will. Man braucht nur an die Ideen zu denken, um die der große Kritiker in Königsberg seine Welt aufbaute, Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, um sich der vorgehenden Änderung bewußt zu werden, Ideen, gegen die von der Kritik von heute ein Schlag nach dem andern geführt wird, daß sie immer mehr in den Geistern wanken oder fallen.

Was ist also die Wahrheit, auf die sich die neue Welt einmal aufbauen soll? Man hat sie noch nicht; wohl noch lange nicht. Neue Systeme treten ja fast wöchentlich auf, und gewiß ist in jedem ein Stückchen von der gesuchten Wahrheit. Aber Wahrheit, in Stückchen hie und da zersplittert, ist nicht das Wahre, das nötig ist, um darauf ein Haus oder eine Stadt zu bauen, darin alle als gute Nachbarn hausen oder als Gemeinde wohnen und wirken könnten; das müßte ein Wahres sein, das breit und fest durch die Lande ginge als allgemeiner Untergrund, wie es in glücklichen Zeiten ist. Wie weit wir davon entfernt sind, ist wohl klar, wenn ich verrate, daß man in Kreisen von Fachphilosophen hören kann, im Reiche der Philosophie herrsche jetzt eine wahre Anarchie.

Wie fahren aber das Schöne und das Gute bei diesem Stande im Reiche des Wahren? Eins scheint

mir sicher: sie können nicht darauf warten, bis das neue Wahre einmal fertig, bis es ein wirkliches Wahres sein wird. Dazu sind sie jeden Tag zu nötig für den Bestand des Ganzen. Und um das Schöne für jetzt aus dem Spiel zu lassen, für das Gute scheint man auch in den Kreisen der Denker vom Fach nachgerade etwas bange zu werden bei dem Gange der Dinge, wenn man nach dem Gewicht urteilen darf, das da jetzt der Ethik beigelegt wird, und nach der Mühe, die man jetzt darauf verwendet, dem Geheimnis des Guten metaphysisch und historisch nahe zu kommen. Freilich aber, das Gute selber kann auch nicht warten, bis diese Arbeit einmal bei ihrem Ziele sein wird, für das doch auch eine Einigung wenigstens der maßgebenden Forscher vorauszusetzen wäre und was nicht alles noch, bis die Erkenntnis ihre tägliche Wirkung im Leben haben könnte, also ihr wahres Ziel ergriffe.

Da habe ich denn für den Hausgebrauch eine Betrachtung zur Hand, die mir eben aus der Bangigkeit kam, in die einen jener Stand der Dinge wohl versetzen kann, eine Betrachtung, wie das Gute gerade an und mit dem Wahren gleichsam von selber wachsen kann, wenn man diesem auf rechtem Wege nachgeht.

Der erste Anlaß dazu kam mir zufällig sehr früh, in der Zeit der ersten Lesewut des Knaben, wo sich für das nachherige Denken die ersten, oft bleibenden Gleise in der Seele eingraben. Ich kam da zuerst mit über Theaterstücke, es waren die Stücke

für Kinder in Weißes Kinderfreund, der damals noch in Gunst war (der Verfasser war noch nicht dreißig Jahre tot), sie fesselten mich in einer Weise, daß ich ein solches inneres Glück noch nicht kannte, als sie mir gewährten. Was mich aber daran so fesselte und reizte, dessen erinnere ich mich bestimmt mit nachträglichem Genießen, das war neben dem äußern Geschehen, das ja nicht groß ist, aber für den Knaben auch groß genug war, das innere Geschehen, der fortwährende Wechsel der Meinungen, mit dem merkwürdigen Gefühl, daß eigentlich immer jede Person, die eben sprach, Recht hatte, so sehr sie von einander abwichen, während doch zuletzt alles so hübsch zusammenklang. Dies Gefühl, das zur fortwährenden Arbeit mit heimlichem, wachsendem Genuß wurde, wiederholte sich dann gesteigert und vertieft, als man über Lessing, Schiller usw. kam, man sah in den Kampf der menschlichen Meinungen und Strebungen vom erhöhten Standpunkte des Dichters aus wie von oben hinein, mit einem Blick, der einem den Kampf selbst zum höchsten Genuß machte, bei tiefster Lehre über das Menschenwesen und tiefbefriedigendem Ausklang.

Freilich, was vor dem Buche und vor der Bühne zu solchem Genuß wurde, das gab im Leben selber draußen einen ganz andern Geschmack, oft genug herbe, bitter, sauer. Man erfuhr da das Auseinandergehen der Meinungen über die Dinge der Welt, über das, was einem wert und wichtig geworden

war, auch über sich selbst und sein eignes Thun und Wollen in einer Weise, daß auch die Urteile solcher, die man achten mußte, gegen einander treten konnten wie schwarz und weiß. Solche Verschiedenheit des Urteils und der Ansicht über denselben Gegenstand, dieselbe Frage, wie ist das möglich, was unmöglich sein müßte? Da galt es denn, für den Wirrwarr auf der Bühne des Lebens den Punkt wieder zu erringen, von dem aus auf der Bühne des Dichters der Wirrwarr doch zur Lehre, selbst zum Genuß werden konnte. Dazu half das Bild vom Standpunkte, das man immer anwenden hörte, und mit dem man nur Ernst zu machen brauchte. Das that ich denn bei mir in ausmalender Darstellung, wozu ich mich mit den Sprachbildern früh selbst gewöhnte, ein Ausmalen, das selbst zu geistigstem Genuß wurde bei schönster Lehre, auch wo es sich um schlimme, herbe Dinge handelte. Betrachter auf verschiednem Standpunkte mit demselben Gegenstande in der Mitte, das war hier auszumalen. Der erste, der das nun aller Welt geläufige Bild in Gang gebracht hat, muß in demselben Gedankengang gewesen sein mit aller Deutlichkeit, die sich nur im Gebrauch der Andern dann leidig verwischt, wie das Gepräge der Münzen sich abgreift, wenn sie länger von Hand zu Hand gehen.

Ich dachte mir gern ein Bergschloß als den Gegenstand, und zwar ein bestimmtes, das mir von Knabenjahren her fest und wichtig in der Vorstellung stand mit seinen sehr verschiednen Erscheinungsformen.

Ich malte mir aus, wie verschiedne Beschauer auf verschiednen Punkten stünden, und jeder beschriebe oder zeichnete von seiner Stellung aus das Schloß. Die Beschreibungen oder Bilder würden alle anders sein, unter Umständen bis zu verwirrender Abweichung. Auf einem würde z. B. ein Giebel nicht sichtbar sein, den ein andres zeigte, würde dafür das entsprechende Dach sehen lassen, das jenem fehlte. Auf wieder einem würde der kleine Turm fehlen, hinter dem Hauptturm versteckt. Diesen zwar, der alles hoch überragt, würden alle wesentlich gleich zeigen, aber doch auch mit Unterschieden, z. B. die Fenster an verschiedner Stelle oder nicht alle. Ich habe mir das manchmal so ausgemalt in müßigen Stunden, mit tröstlichem Behagen, wenn es wieder einmal galt, sich in der grellen Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten der Menschen über denselben Gegenstand zurecht zu finden. Dort steht das Schloß so sicher für sich, jeder Stein fest, in stolzer Ruhe und Unberührtheit seit Jahrhunderten, und hier im Menschenauge und Menschensinn erscheint es so wechselnd, so beweglich, so streitig unter Umständen. Denn bei Mißtrauen und üblem Willen kann wirklich Zweifel uud Streit auftauchen, ob der eine Beschauer richtig gesehen und gezeichnet habe, wenn der andre nicht darauf eingehen mag, auf den Standpunkt von jenem zu treten. Das Ganze aber, wie es ist, sieht doch keiner und zeigt kein Bild, nur abweichende Erscheinungen. Auch denken kann sich keiner das Ganze,

wie es ist, immer erscheint ihm auch in den Gedanken nur eine bestimmte, einseitige Auffassung, allenfalls mehrere nach einander, die man mit Denken über das Sehen hinaus wohl zusammenzufassen versuchen mag, man kommt aber über ein bestimmtes Sehen doch auch dabei nicht hinaus. So beschränkt in seinem Erfassen und Erkennen ist der Einzelne einer Sache gegenüber, die bei aller Einheit in sich doch Mannichfaltigkeit nach außen zeigt, wie wichtigere Weltdinge allemal, am meisten die Welt selber.

Was mir aber bei solcher wiederholten Betrachtung das Wertvollste und Merkwürdigste wurde, war das, daß sie schließlich immer auf einen Punkt führte, wo sich die Frage nach dem gesuchten Wahren von selbst aufs sittliche Gebiet hinüberspielte und auf ihm erst ihr beruhigendes Ende fand; das Gute mußte dem Wahren helfen und sproßte zugleich aus ihm. Das kommt von jener Beschränktheit des Einzelnen jeder Frage gegenüber, deren Antwort nicht auf der Oberfläche liegt. Es handelt sich da immer um ein Ganzes, ein kleines oder großes, oder doch um eine Frage, die in einen Zusammenhang eingreift, also einem Ganzen angehört, vielleicht gar dem letzten Ganzen, dessen Dasein ja überall in der Nähe zu spüren ist. Ein Ganzes kann aber sozusagen nur von einem Ganzen erfaßt oder umfaßt werden, das ist aber der Einzelne nie, obschon er sich leicht in gehobnen Stunden als solches fühlt; die Berichtigung solches Selbstgefühls bleibt nicht aus und ist bitter genug.

Man erfährt es ja früh, in den Jahren, wo sich zuerst die Flügel des eignen Denkens über die Welt frei regen, daß man eine Wahrheit gefunden zu haben glaubt und sich gedrängt fühlt, sie einem Freunde mitzuteilen, daß man aber da selten oder nie die ganze Zustimmung findet, auf die man sicher gerechnet hatte, vielleicht selbst scharfen Widerspruch, zumal wenn der Andre schon eine eigne Ansicht von der Sache fertig hat, was dann leidigen Streit geben kann statt der erwarteten Freude. Und das wiederholt sich täglich im Leben in mannichfachster Form, es ist ein notwendiges Stück im Gange unsers Lebens, auch in dem der Wissenschaft.

Wie ist nun da der Gang der Dinge? Und wie fährt das Wahre dabei? Es wird zunächst die Sachfrage zu einer Personenfrage, die Denkfrage zu einer Gemütsfrage, das Wahre wird aus seiner reinen Höhe, seinem ruhigen Außen in das Eigenleben und die Bewegung des Ichs hereingezogen, in dem es ja freilich zugleich seine Stelle finden soll als das Nötigste im Haushalt des Ich, es hat aber einen schweren Stand, ehe es so weit kommt. Wer jene Enttäuschung erfährt, in dem greift zunächst Verdruß Platz, er ist von der Sache weg, die er schon erfaßt zu haben meinte, auf sich selbst zurückgeworfen und fühlt sich, zumal wenn ihn die Einwendungen getroffen haben, kleiner als vorher, wo er sich gerade recht über sich hinaus gewachsen gefühlt hatte. Macht sich aber nach der ersten Überwindung des Unmuts

und der Unruhe das Gefühl wieder Platz, daß die fragliche Sache für beide doch ein und dieselbe ist und bleibt, draußen außer den Ichen stehend, so fest und sicher wie jenes Bergschloß, so kommt die Frage auf die verschiednen Standpunkte zurück, deren Ausgleichung und gegenseitige Ergänzung allein zur Sache zurückführt. Da soll nun jeder, damit völlige Ruhe werde, die Sache rein und redlich vom Standpunkte des Andern sehen. Das ist aber nicht leicht. Wenn ich wieder das Bild des Schlosses unterlege — eine andre ernste Frage wäre ja sachlich besser, aber die Verhältnisse, um die sichs handelt, sind doch bei dem Gedankenspiel dort dieselben und sind da sicherer zu fassen: der Andre, der herbeikommt (schon dazu, daß er überhaupt kommt, gehört guter Wille), bringt von dem Bau in sich das Bild mit, das ihm von seinem Standpunkte aus sich eingeprägt hat. Das steht zunächst zwischen ihm und dem Gegenstande, er soll es sozusagen erst beiseite schieben oder überspringen, um vor die Sache selbst zu kommen, an der er das Bild des Andern messen will, soll auch über das Widerspruchsgefühl, das er aus dem Streite her in sich mitgebracht hat, hinwegspringen oder es ausräumen, daß in ihm Platz werde für die Sache selber. Kurz, das Sachliche verflicht sich unmerklich, aber eng mit dem Sittlichen, es greift in dieses ein und hilft da Ordnung schaffen, sobald nur alles mit rechten Dingen weiter geht, d. h. hauptsächlich mit gutem Willen. Denn auch die Gründe, die jeder für sich ins Treffen

führt, muß er doch von der Sache entnehmen; jeder wird genötigt, genauer hinzusehen, als er vorher gethan hatte: so zieht der Streit selbst den Sinn der Streitenden notwendig über sich selbst hinaus, in einer höhern Richtung der Sache zu, und von dieser kommt dann für die Unruhe und Trübung vorher die schöne Ruhe und Klarheit in die Gemüter, die von jeder reinen Berührung unsers Innern mit dem Äußern in uns übergeht, daß es ein reineres Wohlsein gar nicht giebt. So kehrt die Ichfrage zur Sachfrage zurück, und beide finden da eine Antwort, die durch die verschiednen Standpunkte hindurch deren Vertreter zugleich der gemeinsam gesuchten Sache und sich selbst einander näher führt, als sie für sich kommen konnten. Denn alle Wahrheit, von der überhaupt die Rede wird, ist ein Gemeinsames, auch der Streit darüber entsteht nur aus der vermißten Gemeinsamkeit, wie dort bei dem wahren Bilde des Schlosses. Daß aber diese Gemeinsamkeit sich herstelle, dazu gehört, daß der Einzelne die Kunst lerne, sich vorübergehend selbst zu vergessen über dem Ganzen, sich gleichsam selbst zu überspringen, er springt ja damit weiter in das Ganze hinüber. Dazu gehört aber Kraft, und das ist wirkliche Güte, nicht Schwäche, wie man sie oft aufgefaßt findet, ja die höchste Kraftäußerung, deren die menschliche Seele fähig ist. Diese Kraftäußerung der Selbstverleugnung lohnt sich aber reichlich, denn man erhält sich aus dem Ganzen selbst gleichsam ganzer zurück, d. h. einiger nicht nur mit

der Sache draußen, die für alle ein und dieselbe ist, sondern auch mit den Andern, die sie angeht. Ein besonders deutlicher Fall, wie das Einzelleben erst im Gesamtleben recht zu sich selbst kommt. So hilft das Wahre dem Guten zum Leben und das Gute dem Wahren.

Ich habe nicht einen Vorgang zeichnen wollen, der hoch in der Idee schwebt, sondern einen, der im Leben sich täglich schon vollzieht, und ohne den es gar nicht so gehen könnte, wie es eben geht, von der Familie bis zur Wissenschaft. Aber es könnte, scheint mir, noch besser gehen, wenn man sich das recht zum Bewußtsein brächte, daß auch die Widerstrebenden sich rascher überzeugten, wo sie ihren wahren Vorteil finden, als sie es dann durch den Drang der Dinge doch lernen müssen. Wir alle werden ja von diesem in die Schule genommen und müssen an jener Kunst lernen, mit oder ohne Lust dazu. Mir ist es aber, als könnte schon in der wirklichen Schule in geeigneter Weise davon die Rede sein, die Schüler, die verständigen wenigstens, würden schon aus eigner Erfahrung Ja dazu sagen können. Es wird in der Schule so viel von Sprachen und Sprache gehandelt. Die Sprache ist das unentbehrliche Werkzeug alles Streites und der Einigung, aber durchaus kein vollkommnes, läßt vielmehr dem guten Willen, auf den alles ankommt, Spielraum genug, zumal wo es sich um Dinge handelt, die nicht in die Sinne fallen, so fest wie jenes Schloß, wie in den meisten

Fällen. Denn in dem Vorrate von Wendungen, die die Sprache darbietet, finden sich nur wenige, die ganz scharf aussprechen, was man eben sagen und bestimmen will, die meisten haben gleichsam angrenzende mögliche Auffassungen neben sich, die nur durch genaue und gutwillige Vorstellung des Andern beiseite gehalten werden. Fortwährend kommt man, zumal in der unwillkürlichen Erregung des Streites, auch bei guter Übung, in den Fall, Wendungen zu brauchen, die mehrseitig sind, oder auch solche, die nicht alles sagen, was eben nötig wäre, die sich aber aus dem Zusammenhange ergänzen. Da kommt nun alles auf des Einzelnen guten Willen an, daß er bei dem Worte des Andern sich das Fehlende selbst ergänze oder die Wendung gerade von der Seite nehme, die nach dem Zusammenhange eben die rechte ist, d. h. das Suchen der Wahrheit kann des Guten gar nicht entbehren, das die Sache selbst suchen will über die Ichheit hinaus und auch die treue Hingebung des guten Willens übt, in den Denkkreis des Andern hineinzutreten, als wäre es sein eigner, also: dem Gegner zu helfen, nicht um seinetwillen, sondern um der über beiden stehenden gesuchten Sache willen. Im gewöhnlichen Leben freilich gilt das Gegenteil bei manchen als eine besondre Kunst, das Geschick, in der Rede des Andern Lücken und Mehrdeutigkeiten zu erhaschen, aus Wortlücken Sachlücken zu machen zu augenblicklichem Triumph über den Gegner. In der Jugend, z. B. in der Schulzeit, übt sich wohl

jeder mit Lust in dieser geistigen Fechtkunst. Aber im Laufe der Jahre kommt wohl auch einer, der sie besonders gut kann, davon zurück durch die Erfahrung, daß sich an den augenblicklichen Triumph ein Schade hängt für den Ernst der Sache und damit auch für ihn, und daß es eine größere Kraftäußerung ist, dem eben fraglichen Ganzen zu dienen als nur sich selber.

So eng hängen Wahr und Gut zusammen, sobald man mit dem ersten Ernst macht. Und das Schöne? Ja, wo Wahr und Gut treulich zusammenstehen, tritt es von selbst dazu. Wo im Streit sich einer herbeiläßt, z. B. dem Andern in einem Punkte voll Recht zu geben wider seine anfängliche Meinung, wo er in der Rede über sich hinaus die Sache rein in sich wirken läßt, da nimmt unwillkürlich seine Stimme einen Klang, seine Miene einen Schein an, die schön sind, so schön wohl, als es seiner Natur überhaupt gegeben ist. Das Schöne wächst von selbst zwischen dem Guten und Wahren, hier wie überall, die drei bleiben doch verschwistert als Dreieinheit.

## 12. Trauer und Treue

16. März 1888

Das war eine merkwürdige Woche. Plötzliche schwere Trauer ihre Färbung, bange, schwere Sorge als Einleitung und nun auch als Folge. Man sollte gedrückt sein, und wars denn auch, aber man war dabei auch gehoben, wie lange nicht oder so eigenartig noch nie: Druck und Sorge im Gemüte und Erhebung und Größe zugleich in seltsamer Mischung.

Es war, wie wenn im Hause ein Trauerfall eintritt, der schwerste, der möglich ist, längst gefürchtet und längst zu erwarten, und doch nun, da er kommt, mit einer Wirkung, die unerwartet neu ist und auch seltsam gemischt. Man sieht und empfindet den betroffenen Lebenskreis mit einem Schlage verändert,

eine Lücke gähnt tief hinein, unausfüllbar, an der Stelle, die für den Kreis der bestimmende Mittelpunkt, der Haltpunkt war. Schmerz ohne ein Ende, Trauer, Sorgen erfassen das Herz, das bisherige Alltagsleben mit allen Mängeln sieht heiter aus gegen dies düstere Bild. Und doch steigt zugleich daraus etwas empor, still, aber groß, das im Alltagsleben so schwer oder nie zu haben ist, und hebt das Gemüt mit sich auf eine Höhe, die es vielleicht so noch nie gekannt hat, die über Lust und Leid, die Teilung, in der sich gewöhnlich unser inneres Befinden darstellt, wundersam hinaussteigt. Der ganze Blick ist verändert, es ist, als wären einem, wie die Sprache es ausdrückt, Schuppen von den Augen gefallen. Alles Nahe, Kleine, in dem man sonst befangen lebt, als wäre es alles, steht plötzlich in anderm Lichte, denn das Große tritt auf einmal dahinter und darüber empor, ins Weite weisend und von oben alles umspannend, wenn man es auch zunächst nur durch Trauer hindurch und hinter dem Schleier der Thränen sieht. Nichts öffnet ja unsre Seele so tief, und giebt ihr eben damit Weite und Höhe, als Thränen, ihr Schleier ist für die Dinge draußen und drinnen verklärend, giebt ihnen ihre reine, volle Farbe wieder, die vom Alltagsleben erbleicht wie ein Bild an der Wand unter dem Staube, den das Leben aufregt. Man sieht in Trauer und Thränen auf einmal wie von Bergeshöhe in die Verhältnisse von oben hinein; sieht wohl auch die Lücken und Schäden

genauer als sonst, aber eingetaucht und eingereiht in das große Ganze, daher in ihrem wirklichen Verhältnisse, nicht so für sich und damit vergrößert, wie unter dem engen, nahen Gesichtswinkel des Alltagslebens. Die Mühe und Sorge der Arbeit im kleinen Kampfe des Lebens ist einmal von großer Ruhe abgelöst, in der gewisse Dinge, Kräfte, Einsichten allein keimen können, die man eben für den Kampf braucht. So kommt es, daß solche Tage herbster Trauer später, wenn man in einer reinen Stunde in sein Leben zurückblickt, wie Höhen erscheinen, von denen man freier und weiter in die Welt hinaussah, weil man eben durch das Leid in sich selbst erhöht, reiner, größer und weiter war. Ja wer nur diese einmal gewonnene Höhe dann im Sturme des Lebens treu festhalten könnte! Die Trauer würde ihm mit dieser Treue der beste Segen werden.

So war es, wie da im Hause im Kleinen, im Großen in deutschen Landen in dieser merkwürdigen Woche. Man mußte den Mann davongehen sehen, der, ohne ein Genie zu sein, sich in die Herzen der Deutschen eingenistet hat mit einer Wärme und in die deutsche Geschichte eingeschrieben hat mit einem Glanze, wie man es sonst nur Genies zutrauen will. Alle Gedanken flogen über das Geschäftsdenken hinweg an das Sterbelager dort unter den Linden, beim Denkmal des großen Friedrich, geteilt freilich durch das Krankenzimmer unten an der sonnigen Küste der Riviera und dann, als der Schlag gefallen

war, durch die gefährliche Reise des Kranken in die Heimat zurück, dessen eigne Gedanken über seine Krankheit hinweg an das Sterbelager dort gefesselt waren und an das, was für ihn dahinter aufstieg. Das Sterbezimmer war wie erweitert zu der Weite der deutschen Lande, ja darüber hinaus, daß man von der ganzen Welt reden kann mit der Erhöhung des Ausdrucks, die der tief erregten Empfindung gemäß ist. Ein französisches Blatt, wohlbemerkt ein französisches, auch eine eigne Freude dieser wunderbaren Tage, der Matin, gab dem Verhalt einen überschwänglichen und doch wunderschönen Ausdruck: die Welt ist wie in ein Sterbehaus verwandelt, in dem alles auf den Zehen geht.

Überschwänglich, in einer Zeit, wo nüchtern das Stichwort ist! ja du lieber Gott! es giebt Augenblicke zu allen Zeiten, wo das Empfundne im Gefäß der Seele zu solcher Größe und Überfülle anschwillt, daß der überschwängliche Ausdruck dem Bedürfnis gerade der rechte wird, eigentlich auch gar nicht unwahr, denn das Wahre, das Thatsächliche ist dann die große, ungeteilte Empfindung, diese Quelle alles Lebens. Das sind Augenblicke, wo sich das Leben selbst unmittelbar zur Poesie erhöht, sind Feierstunden des Lebens, und so wars in diesen Tagen. Was sind nicht in den Berichten über die Krankheit und das Sterben des Kaisers Wilhelm in den damit aufgeregten Betrachtungen über seinen Wert und sein Wesen, über die Wirkung seines Ab-

schiedes in Deutschland und im Auslande für hohe Worte gebraucht worden, sie stiegen von Tag zu Tag an Höhe: aber es fiel mir neben aller bewegten Teilnahme einmal auf, und Andre haben mir das herzlich von sich bestätigt, daß sich dabei nirgends die Empfindung einstellte, in der wir Deutschen von heute so scharf geschult sind, als ob die Worte mit dem Gegenstande in Widerspruch träten und über ihn hinausflögen. Hohe, höchste Worte und doch nicht in das Gebiet der Redensarten oder Phrasen hinaustretend, die man in solchen Fällen so oft mit in Kauf nehmen muß; es war eine wahre Wohlthat für den Geist, eine nationale Genugthuung mitten in Schmerz und Sorgen, ein hocherfreuliches Zeichen der Gesundung, der alle unsre Verhältnisse zustreben. Hier war sie einmal erreicht. War doch der Gegenstand der hohen Worte, der Kaiser selbst, eine durch und durch gesunde Natur, dem denn auch das Höchste zu erreichen beschieden war, hoch über alles Denken und Erwarten hinaus, ein Fall, in dem auch das Überschwängliche einmal wahr werden konnte. Mir fiel auch auf, wie in diesen Tagen in Prosa und Versen Gutes, Bestes, Vollkommnes fast in allen Blättern geleistet wurde, die Schriftsteller und Redner waren eben auch über sich selbst erhöht, fast in jedem Aufsatze oder Gedichte, fast in jeder Rede oder Predigt tauchten ganz neue Wendungen auf, die einen mit tiefer Wahrheit und Schönheit trafen und wert wären, Redensarten zu werden.

Und wie die Federn von großer, gesunder Empfindung geführt wurden, die eben von selbst Wahrheit für sich verlangt, so brach sie auch im Leben überall aus in Zeichen ohne Ende, daß man auf den Straßen unter der fremden Menge wie im Familienhause ging. Ein Bekannter, ein Mann von Jahren, ein Gelehrter, mit dem ich am Sterbetage ein paar Worte auf der Straße rasch austauschte, faßte sich kurz (es war nicht in Preußen): Es ist einem, als ob man einen Vater verloren hätte. Eine junge Frau aus dem Volke aber hat tief bewegt gesagt, es wäre ihr, als ob sie einen Großvater verloren hätte. Vater und Großvater — volles Familiengefühl — nun, weiter kanns ein Fürst nicht bringen. So bricht bei tiefstem Empfinden auch das Einfachste, Älteste aus der Tiefe der Seele von selbst aus, denn was die gesuchte rechte, gesunde Lebensform eines Volkes als solchen betrifft, so kann auch die weiseste und scharfsinnigste Philosophie zuletzt keine bessere oder andre als Ausgangspunkt finden, als sie da die tief erregte Empfindung unbewußt frisch weg aus sich selbst nahm, d. h. die Form der Familie, aus der ja geschichtlich erkennbar Gemeinde, Volk, Staat erwachsen sind. Wie solches Empfinden überhaupt Kindergedanken wieder heraufruft, lang verschüttete, das erfuhr ich eigentümlich in mir, als am Sterbetage, da die Todesnachricht sich kaum verbreitet hatte, von den Türmen die Glocken, die Herren der Luft, zu läuten anhuben, um der Empfindung, von der

die Luft voll war, den Ausdruck zu geben, wie sie das am besten können: da huschte mirs einen Augenblick durch den Sinn, als ob sie das von selbst thäten als Wissende, wie es in Sagen sinnig vorkommt. Als das aber der kritische Gedanke gleich tot knickte mit der Vorstellung der Leute, die am Strange ziehen mußten, da brachs in mir aus mit aller frohen Sicherheit, und das Wasser kam mir in die Augen: ach, die ziehen auch gern am Strange, sie thuns nicht, weil sie sollen, sondern weil sie wollen! Und so wars gewiß, wenn ich auch nicht weiter nachforschen konnte. Auch sonst tauchte in diesen Tagen viel schöne alte und auch neue Poesie auf, immer mit dem scheidenden Kaiser als Mittelpunkt, ja die Umstände gaben sie selbst an die Hand. So der eigne Umstand, daß er gerade am Tage vor dem Geburtstage der Königin Luise starb, deren Gedächtnis er da seit Jahren an ihrem Sarge im Mausoleum zu Charlottenburg zu begehen gewohnt war, wie die Berliner da gern das schöne Standbild der Königin im Tiergarten aufsuchen und bei dem Blumenschmuck in treuem Gedächtnis verweilen. Ist es doch für deutsche Herzen überhaupt wie ein heiliger Sammelpunkt der geweihtesten Erinnerungen voll Schmerz und Erhebung, wie viel giebt es da zu denken! Diesmal nun hieß es unter den Besuchern, wenn die Gedanken sich sammelten, der treue Sohn habe sich gerade gestern aufgemacht, um heute nun selber vor der geliebten Mutter zum Geburts-

tage zu erscheinen. Man hat dem auch in Versen schönen Ausdruck gegeben.

Und solcher Augenblicke hat es, wenn man sich die ungezählte Menge der Teilnehmenden denkt, in diesen Tagen so viel gegeben, jeder weiß es aus seinem Kreise. Darunter sind auch Augenblicke, wo dem Inhalte, der sich im Gemüt zusammendrängt, auch die Sprache nicht genügt, daß ihr das Weinen nachhelfen muß, wie in der Freude, wenn sie uns zusammengedrängt anwandelt, das Lachen. So haben denn auch Männer, feste Seelen, geweint in diesen Tagen, um sich Luft zu machen. Einer der merkwürdigsten Augenblicke war der, als Fürst Bismarck am Sterbetage das eben Geschehene im Reichstage der Nation von Amts wegen anmeldete, ein Augenblick, in dem sich um die Gestalt des nun heimgegangnen Kaisers Wilhelm, des ersten deutschen Kaisers, wie der Fürst sagte, die ganze wunderbare Geschichte Deutschlands zusammendrängte wie in einem abschließenden Knoten, am größten, nächsten, deutlichsten natürlich in der Seele Bismarcks selbst, und da sind denn auch dieser festesten Seele Thränen nötig gewesen, um den Augenblick zu überwinden. Das erfuhr man glücklich hinterdrein aus den Berichten von Augenzeugen, die sich nicht bloß staatsmäßig zu halten brauchten, wie der amtliche Bericht, in dem davon nichts stand, nur die Worte des Staatsmannes, die, groß wie der Augenblick selber, mir wie das beste Denkmal für den eben Beweinten vor-

kamen und durch den Staatsmann, der da für die Welt wie weltgeschichtlich redete, doch auch den Menschen wunderschön färbend hindurchleuchten ließen, dabei den deutschen Mann, den deutschesten von allen, in Sinn und Thaten. Fürst Bismarck, der Eiserne, wie ihn die Welt nennt, vor dem Reiche weinend, nichts kann so schön das Wesen dieser Tage, das Große des Augenblicks beleuchten, groß in Schmerz und Erhebung zugleich, groß in Trauer und Treue.

Vor dem Reiche, d. h. nach der alten Vorstellung gedacht, die in den Zeiten des alten Reiches ganz lebendig war, daß in den Vertretern, den Ständen, das Reich selbst eben nach seinen Ständen gegenwärtig sei, das ganze Reich sichtbar. Was am Reichstage vorging, vor Kaiser und Reich, wie die Formel war, das geschah wie in einem engern Kreise für den ganzen weiten Kreis, der von jenem nur die Fortsetzung war, alles aber zugleich ein Ganzes, ein Kreis, ein Leben, mit dem gekrönten Kaiser als Mittelpunkt. Diese Vorstellung konnte einem bei jener Gelegenheit am 9. März wieder recht deutlich wach werden; macht es doch heutzutage die wunderbare Kunst, Gedanken und selbst klingende Worte blitzartig in die Ferne gehen zu lassen, möglich, das gleichzeitige Zugegensein Aller beinahe zu einer Wahrheit zu machen, daß der engere Kreis inmitten des Ganzen sich wirklich wie zugleich durch die ganze Weite nach außen erstreckt und Alle an demselben Tage mit einem Zeitunterschiede, der immer geringer

wird, im Geiste um ihren Mittelpunkt versammelt sind. So war es an jenem Tage so lebhaft, so allgemein und so eigenartig, wie gewiß noch nie. Es gab dem Geschehenen und Geschehenden gegenüber eigentlich keine Parteien mehr, in deren Reibung sich sonst im Reichstage wie im Reiche das große Leben bewegt oder was das große Leben sein soll, keine Parteien, d. h. Teile, Stücke, es gab da ein Ganzes oder das Ganze, soweit das menschenmöglich ist, wie so noch nie. Selbst die sogenannten Sozialdemokraten, mehr als andre Parteien ein Stück für sich, das sich doch wunderlich als zukünftiges Ganzes träumt, gingen in das gegebne Ganze ein. Und wenn sie im Dresdner Landtage dem Beispiele der Berliner Genossen nicht folgten, sondern, ihrem Führer folgend, den Saal verließen, als der Vorsitzende verkünden wollte, was sie wußten, als wollten sie sich der Wirkung des Augenblicks nicht unterziehen, nun, so traten sie eben damit aus dem Kreise des Ganzen hinaus, der in diesen Tagen zu einem geheiligten Bannkreise wurde, fest und weit, wie noch nie, zur geschlossenen Einheit geweiht durch die tiefe Trauer um den gemeinsam Verlornen, aus der doch die Größe des durch ihn gemeinsam Gewonnenen hoch aufstieg, und durch das Gefühl der Treue, das durch Verlust und Gewinn neu gepflanzt wurde.

Ungezählte Tausende, ja Hunderttausende, standen im Geiste um die hohe Gestalt des Mannes, der nun

unter der Weihe des Todes mit tiefer, schöner Ruhe in den Zügen zur ewigen Ruhe gestreckt dalag, zum Ausruhen von einem langen Leben, wie es wenigen beschieden ist, aber auch von einem Tagewerke von einer Größe, daß man nach einem Vergleich sich umsehend unwillkürlich zu Karl dem Großen zurückdenken mußte, den die alten deutschen oder römischen Kaiser in amtlicher Rede als „unsern lieben Vater" bezeichneten: hier lag der Vater des neuen deutschen Reiches, dessen klare, feste, milde Gestalt hochaufgerichtet in die deutsche Geschichte auf Jahrhunderte hin hineinleuchten wird als mahnender Vater, den Enkeln die rechte Richtung zu weisen.

Und bei solcher Wirkung kein Genie! Das ist ein Punkt, der bei mir und Andern in meinem Kreise sich unter den angeregten Gedanken immer wieder mit in den Vordergrund drängte. Er hat aber auch für unsre Zeit einen ganz besondern Wert, da sie weithin noch an dem Bodensatz des Genieweſens krankt, den sie für den Genietrank selber nimmt, daß damit vor allem gründlich aufzuräumen wäre, wenn wir zu ganzer Gesundung, Kraft und Freude kommen wollen, und damit denn auch zu wahrhaft Genialem, wenn es einmal nicht anders heißen soll. Wir haben es an zwei Fürsten erlebt, in Preußen und in Bayern, die den Thron bestiegen mit dem Lichte oder Scheine von genialem Wesen umgeben, daher mit größten Erwartungen empfangen, und man weiß, wie sie davongegangen sind, daß alles heimlich oder offen froh

war, das Feld wieder für einfaches, treues, zielbewußtes Arbeiten frei zu sehen.

Dies war die Kraft des geschiednen ersten deutschen Kaisers, ein unausdenklicher Segen für die Aufgabe, die der deutschen Nation gestellt war, sich nun auch nach außen zu verjüngen, wieder neu aus der Wurzel aufzuleben, wenn sie überhaupt weiter leben wollte, wie es nach innen, im Geiste, wenigstens im innersten Marke schon eigentlich fertig war. Und wie bei dieser riesenhaften Vorarbeit oder Hauptarbeit von innen seit etwa 1750 ein Segen des Himmels auf uns ruhte, daß für die Arbeit nahe beisammen so hoch erlesene Geister und Kräfte gestellt wurden, wie Klopstock, Lessing usw., so traf ein solcher Segen auch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein für die Vollendung der Arbeit nach außen, die immer auch als die Hauptarbeit gelten kann. Daß Kaiser Wilhelm zu dieser Aufgabe, die ihm früh klar geworden war aus der gegebnen Lage der Dinge und auch oft schon ausgesprochen, Helfer fand, wie Fürst Bismarck und Graf Moltke, das ist wirklich wie ein genaues Seitenstück zu der Erscheinung im vorigen Jahrhundert, wie da erlauchte Geisteskräfte von Klopstock bis zu Schiller und Goethe hin auf verschiedensten Wegen doch in einer Richtung und zu einem Ziele einander in die Hand arbeiteten. Aber indem ihr Gebäude glücklich fertig wurde, doch nur ein luftiges, wie in den Wolken, brach auch das Sehnen und

Bedürfnis darnach aus, daß ihm nun ein feſter Bau auf dem Boden würde, aus den zerfallenen Bauſtücken des alten Reiches herzuſtellen nach neuem Grundriß. Ein Wort Th. Körners im Abſchiede von Wien im Jahre 1813, mit dem er ſich von ſeiner bisherigen Kunſtwelt verabſchiedet und vor ihr rechtfertigt, daß er ſich und ihr nicht untreu werde:

Laßt mich der Kunſt ein Vaterland erfechten,
Und gält' es auch das eigne wärmſte Blut,

dies Wort des Jünglings, von edelſtem eignem Aufſchwung eingegeben, bezeichnet genau die Aufgabe, wie ſie von der deutſchen Geſchichte geſtellt war, und nun iſt ſie denn gelöſt.

Überhaupt war in dieſen Tagen, wo die deutſche Geſchichte ſich wie zu einem zugleich abſchließenden und weiterweiſenden Knoten zuſammenſchloß, der Geiſt angeregt und eingeladen, zurückzudenken eben an dem Lebensfaden entlang, der nun da als fertig abgeſchnitten wurde vom Rocken des Ganzen. Denkt ſichs doch ganz anders noch, wenn der Geiſt von tiefer, geſättigter Stimmung getragen iſt, als mit bloßen Gedanken, was man ſonſt ſo nennt, weil nur Stimmung ein Ganzes als ſolches erfaſſen kann. Und welches Ganze war hier zu überdenken! Wie weit und umfaſſend und bedeutſam führt jener Lebensfaden in das Werden zurück, aus dem unſer Heute ſtammt, von einer Höhe, die in unſrer Geſchichte kaum ihres Gleichen hat, über ſeltſame Abſätze hinweg

in eine Tiefe, die schon damals die tiefe Erniedrigung Deutschlands genannt wurde, nachher gesteigert zur tiefsten Erniedrigung. Aber wenn man noch weiter zurück denkt, tritt einem solche Erniedrigung auch um Jahrhunderte rückwärts schon entgegen, bei der sich einem früher das Herz zuschnürte, wie seit 1870 doch so nicht mehr. Was im Faust in Auerbachs Keller Frosch singt: „Das liebe heilge römsche Reich, wie hälts nur noch zusammen?“ Worte, die auch der Censor durchließ, so wenig galt an Amtsstelle das Reich noch — diese verwunderte Frage paßt schon für unser fünfzehntes Jahrhundert oft genug als rechtes, weltgeschichtliches Motto. Mich führte der Zufall in jene Zeit gerade an dem Tage, wo der Kronprinz nun als Kaiser Friedrich III. wieder auf den deutschen Boden kam, ins Jahr 1473 nach Trier, wo der damalige Kaiser Friedrich III. als Gast Karls des Kühnen war, zum Zwecke wichtigster politischer Verhandlungen, aber vor dem Herzog eine so traurige Rolle spielte als Vertreter des Reiches daß er es vorzog, bei nächtlicher Weile unvermutet abzureisen. Schärfer konnte einem der Abstand von damals und heute nicht zu Gefühl kommen.

Die alte große Idee des römischen Reiches von Karl dem Großen her, daß es eigentlich die ganze Christenheit, ja die ganze Welt umspannen und zu einem Ganzen zusammenhalten solle, eine Idee, die nicht leben und nicht sterben konnte, aber immer mehr ins Sterben kam, wie fern liegt sie nun der

Zeit! Und doch konnte man in diesen Tagen daran erinnert werden, als ob sie mit ihrem besten Kern wieder mit aufgelebt wäre, aber in gesunder Weise, unbewußt oder ungewollt. Denn an der Bahre Kaiser Wilhelms und bei seinem Leichenbegängnis offenbarte sich über Erwarten eine Teilnahme aller europäischen Staaten nnd Völker, fielen Äußerungen in Blättern wie aus amtlichem Munde, als ob Europa überhaupt den als verloren empfände, der als Schirmvogt des allgemeinen Friedens und Gedeihens unentbehrlich geworden war. Ein solcher Friedensfürst nach solchen Siegen! Nun, und dessen sind wir freudig sicher, sein Nachfolger tritt in diesen selben Sinn ein wie in ein teures Vermächtnis, und wir Deutschen alle mit ihm.

Überhaupt ist das der Gesichtspunkt, in der ganze Massen durch das Ereignis aufgeregter Gedanken und Empfindungen von selbst ihren rechten Schluß finden, daß wir damit in ein Vermächtnis eintreten mit seinen Rechten und Pflichten, die uns der Genius der Nation und der Weltgeschichte als Erben Kaiser Wilhelms überweist. Es war in den gehobnen Stunden dieser Tage eine und dieselbe Empfindung, die dem Augenblicke zugekehrt Schmerz und Trauer war, der Zeit und Zukunft zugewendet aber von selbst zu solchem Entschluß und Willen wurde, bewußt oder unbewußt in Allen. Fürst Bismarck schloß mit dem Gedanken dieses Vermächtnisses seine Todesmeldung am 9. März im Reichstage ab: „Die helden-

mütige Tapferkeit, das nationale Ehrgefühl, vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes, die in dem dahingeschiednen Herrn verkörpert waren, mögen ein unzerstörbares Erbteil der Nation sein, welches der aus unsrer Mitte geschiedne geliebte Kaiser uns hinterlassen hat. Ich hoffe zu Gott, daß dieses Erbteil bei uns allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmut, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt wird." Wer konnte auch so befugt und berufen sein als Bismarck, zum Reichstage und zum Reiche so zu reden, zur Gegenwart und zur Zukunft, auch das bezeichnete die einzige Höhe des Augenblicks, aus tiefster Trauer gewonnen. Aber eigentlich sprach doch durch ihn die nun stumme Heldengestalt des Kaisers selbst so zur Nation, und sie wird so weiter sprechen und wirken, das ist auch von andern Rednern und in Tagesblättern in verschiedenster Weise gesagt oder angedeutet worden. In dem Nachrufe in der Münchner Allgemeinen Zeitung vom 10. März heißt es: „In frischerer, lebensvollerer Kraft, als das versteinerte Bild Kaiser Rotbarts, mag der erste Kaiser des neuen Reiches im Herzen des deutschen Volkes fortleben. Denn Wilhelm von Hohenzollern war die leibhafteste Verkörperung jener Tugend, welche seit den Zeiten der alten Heldensagen als die erste und beste der Deutschen gepriesen wird. Als das Bewundernswerteste an ihm hat man die Pflichttreue genannt;

aber es war mehr, es war die Treue schlechthin und allerwege, die Treue gegen sich, sein Haus, gegen Andre, sein Volk, gegen Gott den Allerhöchsten."

Ja die deutsche Treue, die Treue schlechthin ist bei uns noch keine bloße Sage geworden. In alter Zeit umspannte und umschloß sie eigentlich als höchste Tugend alle andern, war wie der geistige Kitt aller Verhältnisse, in denen sich das Ganze im Großen und Kleinen bewegt. Und sie thut jetzt noch und immer Wunder, wo sie waltet, thut sie allein. Jeder weiß, was im Leben in irgend einem Kreise mit seinen stillen oder offnen Kämpfen und Stürmen eine treue Seele wert ist, wenn sie zumal mit Klarheit und Kraft gesegnet ist, wie sie da dem Ganzen, wenn es in sich schwankt und erzittert, zum rettenden Mittel- und Schwerpunkt werden kann. Aber die rechte Treue schlechthin ist eigentlich von selbst zugleich stille Kraft und Klarheit, weil sie fest und tief in sich selbst ruht. Nun weiß auch jeder, daß Kaiser Wilhelm eine solche Seele war, die denn auch mit ihrer schlichten Treue, Klarheit und Kraft ihre Wunder gethan hat an dem deutschen Ganzen, daß es an ihm aus seinem langen, schwankenden und zitternden Suchen heraus sich selbst hat wieder finden können.

Kaiser Wilhelm als eine echt deutsche treue Seele, das liegt nun vor aller Augen, nein, es lebt in allen Gemütern. Denn daraus erklärt sich auch die Liebe, die er sich erworben hatte, eine allgemeine Liebe, die wunderbar erscheinen darf, wenn man an

die Stimmung denkt, die ihm bei der Thronbesteigung entgegentrat, von den Irrungen von 1848 her, eine Stimmung, die fast die Farbe des Hasses hatte. Und nun hat sich das ins vollste Gegenteil verkehrt, daß ihm immer mehr und weiter ein Vertrauen zuwuchs, wie es eben nur aus gefühlter Treue kommt: wer treu ist, dem traut man, wo man sonst keinem traut, „Treue um Treue“ sagt das alte schöne Wort. Die Stimmung, die er sich im Reiche und weit darüber hinaus, auch ganz abgesehen von seinen politischen Thaten, als Mensch erworben hatte, das trat bei seinem Scheiden überraschend hervor, war allgemeine Neigung, diese freie Hingabe der Seele, ihre freieste That, die nie geboten werden kann. Es war, was man im Hausdeutsch „lieb haben“ nennt, unter Umständen, wie hier, wohl noch mehr als „lieben.“ Welcher Fürst oder Mensch kann es weiter bringen?

Und noch eine Eigenschaft, die auch das Ausland als eine deutsche lobt, hatte in ihm einen rechten Vertreter, die Gemütlichkeit, das viel mißbrauchte Wort im besten Sinne genommen, als Äußerung des ganzen Wesens, das ruhiges Behagen tief in sich hat und darum auch um sich verbreitet, es mag wollen oder nicht, das aber auch bewußt als allgemeines Wohlwollen helfend und fördernd rings herum wirkt, weil es auf tiefer, eigner Güte ruht, die selbst nur in wohligem Wesen um sich herum ihr Genügen findet. Sie ist eigentlich der Treue

ſchlechthin nah verwandt, beide ſprießen aus einer Wurzel. Nichts ging von Kaiſer Wilhelm aus, was man las oder hörte, Begrüßungen oder teilnehmende oder Dankesworte oder Glückwünſche uſw., nichts, das nicht den ſchönen Hauch des ſchlichten, tiefen, deutſchen Gemüts auf ſich und in ſich hatte, ſeine kaiſerlichen Worte waren immer zugleich rechte, gute, deutſche Worte in dieſem Sinne — und ſein Nachfolger zeigt das glücklich auch. Das hat aber für Deutſchland in ſeiner Lage, wie ſie war, einen ganz eignen, ja hoch politiſchen Wert gehabt. Denn es hat weſentlich mit möglich machen helfen, was noch vor drei, vier Jahrzehnten ganz unmöglich ausſah, daß man nämlich in deutſchen Landen außer Preußen dieſes auch als recht deutſch anſehen und fühlen lernte. Das war ja neben der politiſchen Einigungsfrage, als ſie für den Verſtand ſchon entſchieden war, eine zweite, tiefer liegende, aber eigentlich die Hauptfrage, daß auch die Stimmung, die Neigung, das Gemüt zur Rede des Verſtandes ihr freies, freudiges Ja ſagen lernte. Man muß ſich erinnern, was man noch in den ſechziger Jahren in Bayern, Württemberg, Heſſen uſw. für Äußerungen über den Berliner, den preußiſchen Geiſt zu hören bekam, auch von Beſtgeſinnten, wie auch z. B. ein hochgebildeter Kölner mir faſt leidenſchaftlich ſagte: Wir Rheinländer ſind gute Deutſche, aber keine Preußen — dieſer Dinge, die nun glücklich in Vergeſſenheit geraten, muß man ſich erinnern, um zu empfinden, daß

wir eigentlich in der Hauptsache ein Wunder haben geschehen sehen. Fürst Bismarck sprach am 9. März vor dem Reichstage auch von der allgemeinen Teilnahme in der Welt an dem schmerzlichen Geschicke des kaiserlichen Hauses, und äußerte dabei: „Sie beweist, welches Vertrauen die Dynastie des deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat. Es ist dies ein Erbteil, was des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterläßt. Das Vertrauen, welches die Dynastie erworben hat, wird auf die Nation übertragen, trotz allem, was geschehen." Etwas dem entsprechendes ist denn auch innerhalb Deutschlands selbst vor sich gegangen, der Name Preußen hat da in wenigen Jahrzehnten langsam, aber sicher eine Färbung erhalten, einen Klang gewonnen, wie sie nötig waren für das Ganze, wenn es das freie, schöne Ganze in sich werden sollte, das nun alle empfinden oder vollends empfinden lernen. Diese Färbung und dieser Klang sind aber wohl wesentlich vom Kaiser Wilhelm ausgegangen unter bester Mitwirkung seines Sohnes. Die gewaltige Interessenpolitik, die denn auch nicht ohne Gewalt auftreten konnte, hat ihre nötige Ergänzung gefunden durch Gemütspolitik von oben her, an der doch auch der große Kanzler seinen guten Teil hat.

Nun finden wir uns denn geeinigt in neuer Treue und Kraft, nicht bloß durch Vertragstreue, die zu fordern, allenfalls wohl zu erzwingen ist, sondern durch solche, die als freie Bewegung aus sich heraus zum Ganzen strebt, in dem alle Einzelnen sich nun erst recht

ſelber finden, die Einzelleben im treuen Zuſammenleben. Alle Kräfte der Zukunft ſehen wir nun in dieſer Richtung ſtreben, und die noch widerſtreben, lenken auch entweder allmählich ein oder ſind gleich welken Blättern aus einem vergangnen Leben her, von dem ſie in ſich weiter träumen; jeder Frühling hat ja noch welke Blätter aus dem vergangnen Jahre abzuſtoßen.

So iſt ein großes Leben heimgegangen zu ſeinem Gott, hinterläßt aber den Seinen ein großes Leben. Gerade die Trauer um ihn ließ uns erſt voll empfinden, wie uns, längſt von den Beſten der Nation vorbereitet, aber durch ihn vollzogen, ein neues Leben, das lang erſehnte, endlich gegeben iſt. Die Trauertage werden darin wie eine Höhe erſcheinen, wie bei gleichen Fällen im Hausleben. Nun treu feſthalten, was uns die Höhe hat ſehen und empfinden laſſen, das wäre die rechte Loſung für unſern weitern Lebensweg in den Niederungen und Schlüften, durch die er noch führen wird. So erblüht aus der Trauer die beſte Blüte, Treue mit freudiger Kraft und Zuverſicht.

## 13. Prophezeiungen

Juli 1888

Prophezeien, Prophetentum, Dinge, ohne die in alter Zeit die Völker für ihr höheres Leben gar nicht auskommen konnten, nun aber auch vom Lichte der Aufklärung in die Rumpelkammer verwiesen. Und doch braucht man nicht in Kinderstimmungen zurückzufallen, in Stimmungen, wo man z. B. von der Märchenwelt erfüllt mit Leid empfand, daß es keine Feen und keine Zauberei mehr giebt, um auch jetzt einmal in gespannter Lage einen sichern Ausblick in die Zukunft zu wünschen oder zu versuchen, also den Prophetenblick, an den die alten Zeiten glaubten. Und daß nicht alles daran bloß in die historische Rumpelkammer paßt, daß das alte Prophetenwesen auch bei allem Dunst und leerem

Schimmer einen rechten Kern enthielt, das ist wohl auch nicht schwer zu sehen und hat seinen Wert, nicht bloß geschichtlich genommen. Mir fällt, um kurz den Gesichtspunkt dafür aufzustellen, Wallensteins Wort bei Schiller ein (Wallensteins Tod 2, 3):

Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

Ich erinnere mich noch, wie mich als Schüler, gerade rationalistisch genug geschult und gestimmt, das Wort doch mit einem schönen Ahnen tief durchzuckte, als ichs zuerst las. Setzt man sich für den Weltgeist, der, Wallensteins Denkweise angemessen, etwas nach Mittelalter schmeckt, den Zeitgeist, für das Schicksal, das nach Altertum schmeckt, die Zukunft, so hat man wohl den Gedanken in der Form, wie ihn auch die heutige nüchterne Denkweise noch brauchen kann: es giebt in allen menschlichen Verhältnissen, die als Ganzes in arbeitender Bewegung sind, einen Punkt oder eine Linie, wo die eigentliche treibende Kraft wohnt, und trifft man in glücklicher Stunde mit seinem Denken und Fühlen in diesen Punkt, so kann man den noch nicht gegebnen Fortgang der Bewegung des Ganzen im voraus sehen, soweit nicht äußere, unberechenbare Störungen ihn hemmen; man sieht die Linie entlang, die noch nicht da ist und doch in den Verhältnissen schon mit gegeben. In diesem Sinne wird denn auch noch täglich prophezeit, im kleinen wie im großen

Leben. Im großen Leben z. B. von den Parteien, am selbstgewissesten von den beiden äußersten Parteien, die beide die letzte treibende Kraft und ihre Bewegungslinie am sichersten in der Gewalt zu haben glauben, den Socialdemokraten und Jesuiten. Wo die tiefste, rechte treibende Kraft wirklich wohnt, der man sich mit seiner eignen Kraft anzuschließen und in Dienst zu stellen hat, das gälte es sicher zu finden in dem Durcheinander der Meinungen, das wohl jetzt wilder werden will als je, das wäre das rechte Prophetentum für heute, und das ist eben wesentlich mit der Streit der Parteien. Die verschiedene Antwort hängt neben dem verschiedenen Wollen oder Willensziele von der verschiedenen sogenannten Weltanschauung ab, die aber selbst immer zugleich eine Art Prophezeiung ist, ein Vorausschauen in die Zukunft, eigentlich ein Hinausschauen über die Verhältnisse, wie sie wirklich sind, in eine Gestaltung, wie sie sein könnte oder sollte und werden muß, wie man meint, wenn Rettung kommen soll. Offenbar wie gesagt auch eine Art Prophetentum, das teils in die Zukunft voraus, teils zugleich in die Vorzeit zurückschaut, wohl auch in eine nur geahnte Vorzeit, um aus dieser her über die Enge der Gegenwart hinweg den großen Gang sicher zu erkennen, den die Dinge gehen sollen, ganz wie die Propheten alter Zeit. Das Prophetentum kann nicht aussterben, wenn es auch nicht mehr so heißt, und in der Ausübung manches anders geworden ist, als in alter Zeit.

Wir stehen nun jetzt mit unsern deutschen Angelegenheiten seit dem Abscheiden des Kaisers Wilhelm auf einem Punkte unsers Weges, der zum Rückschauen wie zum möglichsten Vorschauen auffordert oder drängt, wie es nur je in unsrer Geschichte gewesen sein kann. Das Vorschauen wirft Fragen vor uns auf, zum Teil schwer genug; das Rückschauen giebt uns viel Antwort und damit Trost und Mut. Es zeigt aber auch viel schwere, bange, ja verzweifelte Lagen, in denen man sich aus der Beklemmung des Augenblicks herausrettete durch Vorschauen in die Ferne und Aufschauen in die Höhe. Unsre Geschichte ist voll von Prophezeien, das oft zugleich, wie bei den Propheten des alten Testaments, die Form des Strafens und Mahnens annimmt, um die Geister und Herzen auf die rechte Bahn zu lenken, zu treiben oder zu locken. Und immer handelt sichs dabei wesentlich um den einen Punkt, von dem wir heute sagen dürfen, daß er erreicht ist, denn der Kern des alten Prophezeiens ist doch nun eingetroffen. Es reizte mich, Einiges zusammenzustellen, das ich eben zur Hand habe und das gerade reichen wird, diese fröhliche Thatsache ermutigend ins Licht zu rücken. Weiteres, das ich mir recht wünschte, wäre Sache eines Geschichtskenners.

Der schwache Punkt im Gefüge des Reiches, um den sichs im Grunde im Laufe der langen Jahrhunderte hinter uns gehandelt hat, wird schon früh

im dreizehnten Jahrhundert mit aller Klarheit und Schärfe bezeichnet, mit bangem Voraussagen der zerstörenden Wirkung, in einem Spruche Freidanks (73, 8):

der vürsten ebenhêre
stœrt noch des rîches êre;

d. h. daß die Fürsten einander, auch den Kaiser eingerechnet, eben hêr, gleich hochgestellt sind oder zu sein in Anspruch nehmen. Ich weiß noch, wie mir zu Mute wurde, als ich den Spruch zuerst las, nach dem traurig fehlgeschlagenen Frankfurter Versuche, die Kaisergewalt wiederherzustellen als Schutzdach für das Reich in neuem Aufbau oder Ausbau: wie weh wurde einem bei diesem prophetischen Blicke, der, über 600 Jahre alt, nun vor uns so bewährt erschien! Und wie anders, wie ruhig liest man die Worte jetzt! Es ist ja eigentlich der altgermanische Grundgedanke von der Stellung des Königs unter seinen Fürsten, daß er primus inter pares sei, was sich im alten Frankreich ausgesprochen fortsetzte in den pairs, in England noch jetzt in den peers. Aber wie viel guten Willen, welch gesunden Sinn, welche hingebende Treue setzte dies scharf zugespitzte Verhältnis voraus: Gleiche, die wohl Einen als Ersten anerkennen, weil ihnen der allein ihre Gemeinschaft und Einheit sichert, der aber selbst doch auch zugleich noch ihnen gleich sein soll. In Frankreich trug von den Begriffen, die da in so überkünstlichem Gleichgewicht gaukeln, das primus den Sieg davon, bei

uns das pares, und damit kam das Ganze auf den Weg der Auflösung, wie mans also schon im dreizehnten Jahrhundert sah und gewiß unter den Leuten besprach. Das Ende der Richtung war die sogenannte Souveränität der Fürsten, von der nach 1850 wieder so viel und nachdrücklich die Rede war, daß einem dabei um das alte, liebe, große, ganze Vaterland, das uns endlich einmal vor den Händen hingeschwebt war, wie ein Schmetterling, nach dem der Knabe hascht, nun doppelt angst und bange wurde. Jetzt, seit 1870, hört man eignerweise nicht mehr reden von dem französischen Begriff und Wort, und wer verliert dabei? Ist es doch, als wäre das uralte primus inter pares mit seinem guten und gesunden Kern nun auch glücklich hergestellt zum Heile des Ganzen und der Einzelnen.

Unsern Vätern aber ist über ein halbes Jahrtausend lang auferlegt gewesen, das Reich verfallen zu sehen, wie es dort Freidank schon voraussagte. Wie hundert Jahre nach ihm der prophetische Blick in die deutsche Gegenwart und Zukunft sah, zeigt ein Gedicht aus den zwanziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, dann oft erweitert und erneuert, später auch gedruckt; es nennt sich Sibyllen Weissagung, eine litterarische Form des Prophetentums, die aus dem Altertum ins Mittelalter herüber wirkte.*) Die

*) Genaueres bei Fr. Vogt, über Sibyllen Weissagung, in Paul und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 4, 48 ff.

alte Sibylle wird da vorgestellt als dem Kaiser Augustus, also am Anfang des römischen Reiches, dessen Geschicke vorhersagend bis ans Ende, das man sich in der Beklommenheit der Zeiten recht nahe dachte, in Anknüpfung an die biblische Voraussage des jüngsten Gerichts, das tausend Jahre nach Christo kommen sollte, und als es da doch nicht kam, nur hinausgeschoben, aber nahe bevorstehend gedacht wurde. So führt die Sibylle auch die letzten Kaiser und Könige vor, die der Zeit des Dichters im Bewußtsein waren, mit der Angabe, unter ihnen würde rœmesch rich geswecht von jar zu jar: man sah es ja so vor sich, das römische Reich aber war aus alter Zeit her, aus Karls des Großen Zeit her gedacht als die Grundlage, das Grundgefüge aller Ordnung in der Christenheit, d. h. zugleich der Culturwelt, der Welt überhaupt. So düster sah es da aus in den Geistern, die sich zu einem Überblick auf das Ganze erhoben! Und die große Zeit des zwölften Jahrhunderts, wenigstens eine Zeit mächtigen Aufstrebens, um die alte Idee des Reiches kräftig zu verwirklichen, war noch deutlich genug im Gefühl, wenn auch im geschichtlichen Bewußtsein seltsam getrübt, denn an Stelle unsrer Geschichte stand damals noch wesentlich die Sage von Mund zu Mund, wie sie jetzt noch z. B. bei unsern Bauern auch waltet.

Aus der großen Zeit war dem höhern Bewußtsein oder Gefühl ein Name als Stern geblieben, der

gleichsam am Gedankenhimmel stehen blieb und da aus einem Stern der Vergangenheit von selbst nun ein Stern der Zukunft ward, der Leitstern im Wogensturme der Zeit: der Name Friedrich, mit seinem Klang und Gehalt zugleich auf das deutend, wonach die Zeit des furchtbar kämpfenden Wirrwarrs am heißesten lechzte, auf Frieden. Aber nicht, in klarer Bestimmtheit, Friedrich der Rotbart, der in unsrer Kyffhäusersage erst in der neuern, gleichfalls prophetischen Dichtung so bestimmt eingesetzt worden ist, sondern eine Gestalt, die sich aus Friedrich dem Ersten und dem Zweiten im Volksbewußtsein von selbst herausgebildet hatte, ein Friedrich schlechthin als Stern der Hoffnung, als Held von höchster Kraft und Weisheit, der wiederkommen müsse und werde, als deutscher Held schlechthin. In einer lateinischen prophecia Sibyllae aus der Zeit Karls des Vierten (bei Vogt a. a. O. S. 86) heißt es von Friedrich, in dem aber schon da die beiden Friedriche vermischt erscheinen: hic divitiis et gloria praeeminet et similis sui non erit diu, seines Gleichen an Macht und Glanz wird lange nicht wiederkommen. Aber wenn er einmal möglich gewesen ist, muß er auch wieder möglich sein, das mußte der Gedanke sein. Dazu kam der alte Glaube, daß rechte Helden, wie sie die Völker brauchen, nicht sterben, wie andre Sterbliche, sondern nur der Alltagswelt entrückt werden, um wiederzukehren als Retter, wenn ihre Zeit gekommen ist. Also auch der unentbehrliche Friedrich konnte, mußte wiederkommen.

Und welche Aufgabe wurde ihm dafür gestellt! Nicht bloß, wie wirs aus der Kyffhäusersage kennen, Deutschland in Ordnung zu bringen, sondern die ganze Christenheit, die ganze Welt. Er sollte nach der Weissagung der Sibylle der letzte Kaiser sein vor dem Weltende oder der neuen Weltordnung, sollte mit gewaltiger Heeresmacht ausziehen, endlich das heilige Grab zu gewinnen, denn das nur konnte der Mittelpunkt der vollendeten Christenwelt sein. Dort sollte er großes Gericht halten (denn das war aus alter Zeit her der Kern der Königsgewalt), Gericht als eine Art Vorspiel des jüngsten Gerichts. Das aber erscheint vorgestellt in altgermanischer Form, er würde, hieß es, seinen Schild an einen dürren Baum henken, d. h. den altgermanischen Gerichtsbaum, der zugleich heilig war als Wohnstätte der Gottheit und heiliger Mittelpunkt des Volksgebietes, der denn auch hier zugleich in eins gesetzt wurde mit dem Baume, an dem Christus hatte den Tod für die Menschheit erleiden müssen, und mit dem Baume im Paradiese, der zum Sündenfall den Anlaß gab. Dann aber sollte der Baum wieder grünen, als Zeichen eines neuen, großen Lebens gedacht, und alles sollte gut werden auf Erden: eine wunderbar überschwängliche Vorstellungsmasse, aber mit einer großartigen, tiefsinnigen Einheit, gerade so, wie sie die aufgeregte Geisteswelt, wie sie damals war, eben brauchte, um ihr aus der Zukunfts- und Ideenwelt Ruhe und Mut zu geben. Der wunderbare Baum

liegt uns ja noch nahe in der Sage vom Birnbaum auf dem Walserfelde am Untersberg, der ein heimischer Ableger jenes Weltgerichtsbaumes ist, einer Sage, die auch in unsrer kritischen Zeit doch durchaus noch mit Achtung angesehen wird, wie die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser auch; sie prägen sich in der Jugend mit so reicher, schöner, tiefer Ahnung ein, daß sie auch im Mannesalter noch im Gemüte Stand halten vor dem nüchtern kritischen Denken oder Spotten.

Solch ein Ungeheures erwartete man also, und nicht in Deutschland bloß, von dem deutschen Helden der Zukunft, von dem Friedrich. Frieden und Einheit unter den Völkern sollte er herstellen, dabei einen Glauben über die Welt, im Christentum aber auch Versöhnung zwischen Klerus und Laien, die so nötig war nach den schlimmen Störungen durch die langen, erbitterten Kämpfe zwischen Kaiser und Papst. Es weht einen eigen an, wenn man in der Weissagung folgendes liest und dabei unwillkürlich an heutige Verhältnisse denkt:

die pfaffen, die da sint vertriben
und sint bliben (bis) uf die zit leben,
den wirt ir wirdikeit wider geben,
das volk gewinnet si aber (wieder) lieb und wert,
ieder man ir leren und ir bredigen begert.

So rettete die Prophezeiung die Geister aus schwerster Beklemmung durch ein kühnes Aufschwingen hoch über das Elend des Augenblickes hinaus; ein Vor-

schauen von innen heraus zeigte der Zeit das Bild der Welt, wie sie sein sollte, werden mußte, gleichsam in die Wolken gemalt mit Gold und Silber und Morgenrot. Das Nachwirken dieser Prophezeiung aus dem vierzehnten Jahrhundert ist bis ins siebzehnte zu erkennen, wo sie die Böhmen auf sich und ihren König Friedrich von der Pfalz, den sogenannten Winterkönig, anwandten, um sie in ihm erfüllt zu sehen (E. Weller, die Lieder des dreißigjährigen Krieges S. 34, 47, 104); wie vielen Tausenden sonst mag sie in schwerer Lage den sinkenden Mut, die erlahmende Kraft wiedergegeben haben, wie uns manchmal, zuweilen gerade in schlimmster Lage, ein schöner Traum ermutigt und auch durch einen schweren Tag begleitet mit seiner Nachwirkung. Träume sind nicht bloß Schäume, sie können auch unser Bestes aus der Tiefe heraufholen, besser oft, als es das wache Bewußtsein fertig bringt. Und es giebt auch nationale Träume solcher Art, im Leben der Völker nicht zu missen. Propheten, Weise, Dichter malen oder legen sie aus, Staatsmänner, Fürsten, Helden führen sie aus, wenn die Zeit dazu kommt. Wir haben es ja erlebt im größten Stile an zwei Völkern in Europa, wir selbst darunter, und können nun wohl auch auf alte Prophenträume, wie dieser, der sich um den Namen Friedrich bildete, mit aller Achtung und Freude zurückblicken, ja uns selbst noch dran erbauen, im Mut erhöhen.

Um ein Jahrhundert später erscheinen Propheten-

träume in andrer Form, der harten Wirklichkeit nüchtern näher, doch auch mit großem Ziel und Aufschwung. Die alte Gährung der Geister und der Verhältnisse in Reich und Kirche war zu einer Stärke gediehen, daß alles nach einer tiefgreifenden Reform, einer reformatio, einer Neubildung rief oder schrie. In Kaiser Sigismund (richtiger Sigmund) fand die Bewegung einen Mann, der sie, an der rechten Stelle stehend, zu lenken beschloß, wenn er auch später davon zurückkam, und man kam ihm dabei mit einer Begeisterung entgegen, die das Beste versprach.

Auf dem Costnitzer Concil, wo er dem Kirchenschisma ein Ende machte, wurde er als der berufene Verjünger der alternden Welt, als neuer Moses gefeiert (F. von Bezold in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1876 2, 1230). Und sofort rückte er damit in den Rahmen der über diesen Hoffnungen schwebenden, glänzenden Friedrichsgestalt ein, eine Kölner Chronik vom Jahre 1499 giebt geradezu an, er habe bei der Kaiserkrönung den Namen Friedrich erhalten (daselbst), auch die Gewinnung des heiligen Grabes prophezeite man ihm. Daß er dabei selbst an Sibyllen Weissagung dachte, wie alle Welt, und an seine Stellung dazu, ist bezeugt durch die merkwürdige Äußerung, er selbst zwar sei kein Friedrich, aber es werde ihm bald ein Kaiser Friedrich nachfolgen. Er meinte aber einen bestimmten Mann, einen Fürsten, den er schon in

seine Nähe gezogen und mitten in die Reichsangelegenheiten versetzt hatte, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, aus dem Hohenzollernstamm, dem er die Brandenburger Mark mit der Kurwürde übergeben hatte, er erwartete von ihm die Vollendung des begonnenen Werkes der Neubildung des Reiches.*) So prophezeite der Kaiser selbst, auf den man die Prophezeiung bezog, über sich hinaus, aber auch in großer Zeitnähe. Eintreffen sollte es erst Jahrhunderte später, wirklich durch Friedriche aus dem Brandenburger Hause.

Die mit Sigmunds Auftreten aufgeregten Hoffnungen und Forderungen nahmen scharf ausgeprägte Gestalt an in einer Flugschrift, die geradezu unter dem Namen Reformation des Kaisers Sigmund geht, den man ihr schon im fünfzehnten Jahrhundert gab, obschon nicht der Verfasser selbst.**) Sie ist geschrieben vermutlich im Jahre 1438 gleich nach des Kaisers Tode (Bezold a. a. O. 1226) und scheint gedacht als sein Testament an die Zeit, daß die großen Pläne zur Ausführung kämen. Er selbst tritt darin auf und berichtet von einem wachen

*) J. G. Droysen, Eberhard Windeck, in den Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 3, 172.

**) S. W. Böhm, Friedrich Reisers Reformation des Kaisers Sigmund. Leipzig, 1876, S. 159; die Schrift ist da gründlich behandelt, neu abgedruckt in kritischer Herstellung, auch der Verfasser ermittelt.

Traum, den er zwischen Nacht und Morgen gehabt, wie eine Stimme ihn zu dem Werke berufen habe, der göttlichen Ordnung einen Weg zu bereiten, aber doch nur als „wegberaiter des, der nach dir komen sol“ (S. 242). Dieser aber ist ein Priester, der Friedrich von Lantnaw genannt wird, d. h. niemand als der Verfasser selbst, Friedrich Reiser mit Namen, also auch ein Friedrich, wie der neue Markgraf von Brandenburg, aber ein Mann aus dem Volke. Er giebt aber an, der Kaiser habe mit ihm geredet, und zwar in Basel (S. 244), doch wohl auf dem Concil, nennt sich auch seinen Rat (S. 171), und so viel Phantasterei in der Schrift des aufgeregten Geistes mit unterläuft, wäre das doch nicht anders, als wie man von Kaiser Maximilian weiß, daß er gelegentlich bedeutende Männer zu sich beschied, z. B. Kaisersberg, Murner, um ihre Meinung über die Zeitfragen zu hören. In Friedrich Reisers Schrift spricht neben aller Schwärmerei die Not der Zeit, wie sie durch herangewachsene Mißverhältnisse, besonders auch den Mißbrauch der Gewalt von oben, fast allen Ständen auferlegt war. Die Prophezeiung nimmt zugleich die Form der Forderung an, der selbst die Drohung mit dem Schwert nicht fehlt, und greift so tief und umfassend in die Wirklichkeit herunter, daß z. B. außer gründlicher Änderung in dem Elend des Zoll-, Münz- und Geleitswesens auch die Herstellung guter Straßen für den Handel, die Bestellung wenigstens eines studierten Arztes in jeder Reichsstadt, die

Aufhebung des Zunftwesens und der Leibeigenschaft gefordert werden. Man fühlt recht, wie es Zeit war, daß das Prophezeien aus den Wolken der Zukunft auf den verwüsteten Boden der Wirklichkeit herunterstieg, daß es aus tröstendem Vorschauen in Zugreifen und harte Arbeit überging. Freilich eine Arbeit von Jahrhunderten, mit der wir noch zu thun haben, so viel schon aufgeräumt ist und neu gebaut und gepflanzt wird.

Neben dieser Stimme aus dem Volke, aus dem gährenden Drange der Lage von unten erklingt in derselben Zeit in wesentlich gleicher Richtung eine Stimme aus der reinen Höhe des Geistes, aber aus großem Sinn und Herzen, auch von einem Priester, in der Schrift des Nicolaus Cusanus, d. h. von Cues (an der Mosel) De concordantia catholica vom Jahre 1433, d. h. von der gottgewollten und wiederherzustellenden allgemeinen Harmonie (er braucht auch das Wort harmonia) in und zwischen Kirche und Reich, von der alles Heil im ganzen und einzelnen abhängt. Die Schrift ist an den Kaiser gerichtet und an das zu Basel versammelte Concil, auf dem das Heilmittel für die aufs höchste gestiegene Not gefunden werden sollte; im dritten der drei Bücher, das vom Reiche handelt, zeichnet der Verfasser, wie Bezold a. a. O. S. 1219 es ausdrückt, „großartig und prophetisch das Idealbild eines einheitlich organisirten, von Rom unabhängigen Deutschland, in dem sich eine starke Centralgewalt

und eine ausgebildete Vertretung der Einzelstände das Gleichgewicht halten": von Rom unabhängig, denn der hochgestellte Priester, nachher auch Cardinal, ist zugleich ein ganzer, rechter Deutscher, dabei Gelehrter und Philosoph recht im guten, neuen Sinne, eine Leuchte seiner Zeit und des deutschen Geistes überhaupt, mit großem Blick auf das Ganze und scharfem Auge für das Einzelne. So übersieht er auch klar die verkommenen Zustände der Zeit, sieht aber mit demselben Blick darüber hinaus in einen Zustand, wie er sein könnte und werden müßte, und zeichnet sein Bild davon, groß wie ein rechter Philosoph und zugleich ins Einzelne hinein wie ein geübter Staatsmann und Geschäftsmann, man wird an Leibniz erinnert. Was er aber vor sich sah, wenn es weiter ginge wie bisher, erfährt man im 32. Capitel: Mortalis morbus imperium Germanicum invasit, cui nisi subito salutari antidoto subveniatur, mors indubie sequetur, et quaeretur imperium in Germania et non invenietur ibi et per consequens alieni capient loca nostra et dividentur inter nos, et sic alteri nationi subjiciemur. Dabei muß an die Franzosen gedacht sein, es ist, als wäre vorausgesehen, was durch Napoleon wahr werden sollte eine Zeit lang: das deutsche Reich (wohlbemerkt nicht das römische) dicht vor dem Untergange, wenn nicht ganz rasch Hilfe gefunden wird, ein andres Volk wird uns unterwerfen, die Reichsgewalten an sich nehmen und sich herrschend unter uns verteilen.

Und noch ein andrer düsterer Vorblick im 30. Capitel, das von der reichsvergessenen Selbstsucht der Fürsten handelt, die die Kraft des Reiches zerpflücken (also wie bei Freidank oben im dreizehnten Jahrhundert) und unter einander hadernd auch sich selbst und die Glieder lähmen: Curantibus omnibus sua augmentare, imperio ad nihil tendente, quid sequitur nisi universorum destructio? Es fehlt dem Ganzen die potentia major conservativa et pacativa imperii, also „conservativ" schon hier, vielleicht neu; merkwürdig übrigens, was damals der Weise für das Reich verlangte und vermißte, das ist nunmehr, fünftehalb Jahrhunderte später, das neue Reich, dem wir angehören, für Europa, die potentia conservativa et pacativa. Am Ende des Capitels aber klingt es dort düster prophezeiend für die Fürsten: Sicut principes imperium devorant, ita populares devorabunt principes, der gemeine Mann wird die Fürsten verschlingen, wie diese dem Reiche thun, also wie es dann in den Stürmen von unten durch den sogenannten Armen Konrad und die Bauernkriege wahr werden wollte, deren Sturmgeist man schon in der Schrift des Priesters Friedrich wehen fühlt. Aber die Bauern forderten ja auch eine Erneuerung und Wiederherstellung der zerstörten Reichsordnung und Reichsgewalt, eine gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht durch das Reich usw.

Im sechzehnten Jahrhundert erhielt der Gang oder besser Stand der Dinge eine neue Wendung,

die stockende Gährung fand eine bestimmte Richtung, in der die Kräfte sich zusammenfassen konnten zu nahem, hohem Ziele. Es weht eine Frühlingsluft durch die ersten Zeiten der Bewegung, mit der ein deutscher Mann, ein Mönch, nun fertig zu bringen schien, was die Concilien mit Kaisern und Päpsten nicht vermocht hatten, die Reformation, ein deutsches Christentum, verjüngt aus der reinen Quelle des Evangeliums und der Wirkung des erweckten Gewissens. Und in derselben Zeit war auch ein Augenblick, wo die Reichsfrage gleichfalls auf neuen Fuß gestellt zu werden schien, indem man nach Maximilians Abscheiden die Reichsgewalt nach dem Lande verlegen wollte, das schon seit dem zur Neige gehenden Mittelalter sich wie zu einem neuen Kraft- und Schwerpunkte für die Zukunft des Reiches herausgebildet hatte, demselben Lande, von dem die religiöse Reformation ausging ins Reich. Es mußte wohl dem Volke, vielleicht den Kurfürsten selbst nicht als Zufall erscheinen, daß es ein Friedrich war, dem sie im Jahre 1519 die Krone des Reiches anbieten konnten.

Luther selbst setzte den Namen seines Kurfürsten in Beziehung zu der alten Prophezeiung, obwohl nur im religiösen Sinne, in der Schrift vom Mißbrauche der Messe vom Jahre 1522 (Jenaer Ausgabe der Schriften 2, 45b): „Ich hab oft in diesen Landen, als ich ein Kind war, ein Prophecey gehort, Kaiser Friderich würde das heilige Grab erlösen,

und wie denn der Propheceien art und natur ist, daß sie ehe erfüllet, denn verstanden werden, so sehen sie allzeit anderswo hin, denn die Wort für die Welt lauten. Also deucht mich auch, das diese Prophecey in diesem unserm Fürsten Herzog Friderichen zu Sachsen erfüllet sey. Denn was kunnen wir für ein ander heilig Grab verstehen, denn die heilige Schrift, darinnen die warheit Christi durch die Papisten getödtet, begraben gelegen usw. Denn nach dem Grab, da der Herr in gelegen hat, welchs die Saracen inne haben, fragt Gott gleich so viel, als nach allen Küen von Schweiz." Der Fürst, heißt es weiter, sei doch in Frankfurt von den Kurfürsten einträchtiglich als Kaiser gewählt worden und wäre es, wenn er gewollt hätte, sich selbst aber denkt er, fragweise hingeworfen, als Engel bei dem Grabe, also als gottbestellten Hüter der evangelischen Wahrheit. Der Gedanke wurde in einem Liede verarbeitet, das sich „ein neuer Bergreye von der Sibilla weissagung" nennt (Uhlands Volkslieder Nr. 353). Aber auch Luther selbst wurde als der rettende Friedrich aufgefaßt, man deutete den in Sigmunds Reformation prophezeiten Priester Friedrich auf ihn (Bezold a. a. O. S. 1221). Es hat etwas tief Rührendes, dies Festhalten an einem Hoffnungsfaden, einem Faden in einer Spinnewebe gleich, aber fortgesponnen in den Geistern an einem Namen, der alle Not überleuchtete. Und die Hoffnung sollte ja nicht täuschen, wenn auch die Not sich noch lange mit fortspann in wirrem Gewebe.

Von Luther selbst ist über Deutschlands politischen Stand eine Äußerung glücklich aufgezeichnet, die gar nicht mittelalterlich mehr, sondern recht modern klingt, in seinen Tischreden (Frankfurt 1571 395b, Förstemanns Ausgabe 4, 662, auch in der Auswahl von Friedr. v. Schmidt, Leipzig, Reclam, S. 371): „Teutschland ist wie ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und alles genug hat, was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem Reuter. Gleich nun wie ein stark Pferd on einen Reuter, der es regiert, hin und wieder in die irre lauft, also ist auch Teutschland mechtig genug von Sterke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten." Anwendung auf das, was wir nun über dreihundert Jahre später erlebt haben, ist auszusprechen nicht nötig. Mir wars aber, als müßte Bismarck auf alle Fälle von Luthers Worten wissen, so hab ich mir denn einmal erlaubt, sie ihm als Neujahrsgruß zuzuschicken. Von ihm selbst weiß man ein anklingendes Wort, in dem er aber, man könnte sagen bescheiden, Deutschland selber zum Reiter macht: „Setzen wir nur Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können."

Auch im siebzehnten Jahrhundert, in der Zeit des größten deutschen Elends, konnte das Prophezeien nicht fehlen; mitten in der entsetzlichen Ernüchterung gegenüber der Blütezeit des vorigen Jahrhunderts glich es mehr als je dem Brete, an das sich der Ertrinkende klammert, um über Wasser zu bleiben.

Wenn es im sechzehnten Jahrhundert auf bestem Wege war, daß sich ganz Deutschland um die Stimme des Propheten sammelte, um zunächst die religiöse Reformation durchzusetzen, so gab eben diese nun den Anstoß dazu, daß die politischen Kräfte gegen und durch einander gingen in einem Kampfe der Vernichtung und Verwüstung, daß die alterſehnte Reformation unter Mitwirkung des Auslandes zu einer allgemeinen Zerstörung zu werden drohte. Und doch blühte in derselben Zeit in der Litteratur eine neue Geisteswelt auf, auch eine Reformation, die für die Gesamtreformation selbst die Führung übernehmen sollte.

Das patriotische Prophezeien erscheint groß und eigenartig bei Christoph von Grimmelshausen, mit eigentümlicher Mischung von Ideen, die der Vergangenheit, und solchen, die der Zukunft zugekehrt sind, dabei in dem köstlichen Tone, der dem merkwürdigen Manne zu Gebote steht, jener Mischung von ganzem, großem Ernste, wie ihn die Zeit nährte, und freiem Humor, wie sie ihn in gesunden Geistern gerade auch wach rief, einem heiter in sich selbst ruhenden Sinne, der über die Greuel und Ängste der Zeit frei hinwegschwamm.

Diesen Ton zeigen gerade auch die beiden Capitel des Simplicissimus, die von dem deutschen Helden der Zukunft handeln, das vierte und fünfte des dritten Buches. Grimmelshausen braucht das feine Kunstmittel, das Traumbild von einem halb

Irren ausgehen zu lassen, der sich für einen Gott hält, auf die Welt heruntergekommen, um nach ihrem Elende und der Abhilfe zu sehen. Simplex trifft ihn im Walde, mit sich selbst redend: „Ich will einmal die Welt strafen, es wolle mirs dann das große Numen nicht zugeben"; er erkennt in ihm „einen Erzphantasten, der sich überstudiret und sonderlich in der Poeterey gewaltig verstiegen (d. h. bis in den Olymp hinauf), dann da er bei mir ein wenig erwarmete, gab er sich vor den Gott Jupiter aus." Es geht einen schwer an, die köstliche Ausführung der Verhandlung zwischen beiden zusammenzuschneiden, die fortwährend zwischen tiefem Ernste und heiterer Laune spielt. Jupiter verkündet: „Ich will einen Teutschen Held erwecken, der soll alles mit der Schärfe des Schwertes vollenden; er wird alle verruchte Menschen umbringen und die fromme erhalten und erhöhen": mit der Schärfe des Schwertes, das lag ja der blutigen Zeit nahe genug. Der Held erscheint aber zugleich noch als der in Sibyllen Weissagung Verheißene, der das jüngste Gericht einleiten oder vollziehen sollte und damit die Erneuerung der Welt mit allgemeinem Frieden und Einigung im Glauben. Er heißt zwar nicht mehr Friedrich, wie auch vom heiligen Lande und dem wunderbaren Gerichtsbaume nun nicht mehr die Rede ist, aber er ist im Kern immer noch der Friedrich der alten Prophetenträume. Reif für das jüngste Gericht wäre diese Welt, das ist als Grimmelshausens Stimmung

hindurch erkennbar (kommen doch bei Goethe ähnliche Gedanken vor). Auf die Einwendung des Simplex, daß ja das wieder nur Krieg gebe, dessen Greuel man genug habe, heißt es: „Ich will einen solchen Held schicken, der keinen Soldaten bedarf und doch die ganze Welt reformiren soll," reformiren, das Wort aus dem fünfzehnten Jahrhundert her. Der Held wird dann lange geschildert als eine außen und innen glänzende Erscheinung, als ein Gewaltiger an leiblichen und geistigen Gaben, daß einem wohl wird, ihn auch nur in Gedanken vor sich zu sehen. Er ist auch mit einem wunderbaren Schwerte ausgerüstet, das ihm Vulcan schmiedet und das ihm alle Beihilfe weiterer Gewalt überflüssig macht, Jupiters Donnerkeil ähnlich, eine Erfindung, würdig der Romantiker oder der Propheten des vierzehnten Jahrhunderts. „Zu letzt wird er den größten Potentaten in der Welt befehlen und die Regierung über Meer und Erden so löblich anstellen, daß beides, Götter und Menschen, ein Wohlgefallen darob haben sollen."

Denn auch das alte Bild vom römischen Weltreich in deutscher Hand liegt noch dem Ganzen zu Grunde, es konnte nicht so bald sterben, so groß war es. Es heißt ausdrücklich, da Simplex auf den Widerstand der gegebenen Verhältnisse verweist: „Die Könige in Engelland, Schweden und Dennemark werden, weil sie Teutschen Geblüts und Herkommens, der in Hispania, Frankreich und Portugall

aber, weil die alte Teutschen selbige Länder hiebevor auch eingenommen und regieret haben, ihre Kronen von der Teutschen Nation aus freien Stücken zu Lehen empfangen, und alsdann wird wie zu Augusti Zeiten ein ewiger beständiger Friede zwischen allen Völkern in der ganzen Welt sein": ein wundersames Traumbild, zumal mit dem grausigen großen Kriege als Hintergrund, aber eben dieser trieb als Gegensatz dies Traumbild heraus als Trost in den Wolken erscheinend. Daß auch in dem geträumten Verhältnis von Europa zu Deutschland ein ernster Kern enthalten ist, wird durch den Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit erkennbar. Man weidete sich damals, im Beginn des sprachvergleichenden geschichtlichen Denkens, an der Einheit der Sprachen und des Geblüts der germanischen Völker, man stärkte sich daran in dem mitten in allem Jammer neu aufsteigenden deutschen Selbstbewußtsein, und hier leuchtet aus der neuen Erkenntnis ein ahnender Gedanke auf: wenn diese Einheit das Ursprüngliche ist, muß sie wohl auch wiederkommen in der Zeit der Vollendung, wo die deutsche Nation (denn diese ist gemeint, nicht das Kaisertum) als Lehnsherrin von Europa Allen den ewigen Frieden verbürgen wird.

Der närrische Jupiter denkt aber auch an die harte Gegenwart und greift mit großen Zukunftsgedanken ein. Nach dem großen Gericht wird der teutsche Held „von jeder Stadt durch ganz Teutsch-

land zween von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Städte mit einander auf ewig vereinigen (von den Fürsten ist keine Rede), die Leibeigenschaften samt allen Zöllen, Accisen, Zinsen usw. aufheben und solche Anstalten (Einrichtungen) machen, daß man von ... keiner Beschwerung beim Volk mehr wissen, sondern viel seliger als in den Elysischen Feldern leben wird." Ja Jupiter selbst will dann mit dem ganzen Chorus der Götter zu den Deutschen heruntersteigen, „mich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergötzen," biblisch traumhaft gedacht. Auch an die Bewegung denkt er, in der damals und noch auf lange hin die Geister ihren nächsten Hoffnungsstern glänzen sahen, an die durch Opitz angeregte. Da einmal die Götter in Deutschland sich ansiedeln werden (von denen ja die Dichter und Redner so viel sangen und redeten, die Maler malten usw.), will er auch den Helicon nach Deutschland versetzen und die Musen von neuem darauf pflanzen, ein traumhafter Ausdruck für das Ziel, das man sich im Wetteifer mit den Italienern, Franzosen usw. als höchstes gesteckt hatte: aus Deutschland ein neues Kunst-Griechenland zu machen, ein Ziel, das ja treibend und lockend gewirkt hat, eigentlich, bis es durch die Romantiker von einem andern abgelöst wurde.*) Köstlich ist zwischen Ernst

*) Dieser Gedankenkreis giebt, beiläufig zu sagen, auch noch den Ilm-Athen, Pleiß-Athen, Isar-Athen, Gleim-Ana-

und Spiel schwebend und giebt dem Gedanken doch noch seine beste Kraft, wenn Jupiter zusagt: „Die Griechische Sprache werde ich alsdann verschwören und nur Teutsch reden, und mit einem Wort mich so gut Teutsch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vor diesem den Römern, die Beherrschung über die ganze Welt werde ankommen lassen," also Deutschland in der verjüngten seligen Welt als Griechenland und Rom in einem gedacht, die Königin an Bildung und Macht, alles Beste und Höchste, was die Welt gesehen, in ihm gesammelt und vertreten. Auch darin steckt mehr Ernst, als zunächst scheinen mag, war das doch auch das stille Strebeziel in Frankreich und auch in Italien. Ganzer Ernst aber steht hinter Jupiters Zusage, dann nur deutsch zu reden, das fließt aus dem Selbstgefühl, zu dem man sich, eben mitten in der Zeit, als die deutsche Sprache im Munde der alamodisch Gesinnten (die jetzt noch nicht ausgestorben sind) zu einem buntscheckigen Bettlersmantel wurde, an ihrem nähern Studium in der Studirstube erhöht hatte; der Fund oder Gedanke war ein Haupt-

---

kreon, Goethe-Apoll usw., die uns nun doch bestaubt aussehen, seinen Hintergrund und rechte Beleuchtung. Im siebzehnten Jahrhundert wimmelt es von solchen Gleichsetzungen von Griechischem und Deutschem, mit einem Ernst behandelt, z. B. bis in die Litteratur der Kochbücher hinein, der für uns ins Widerliche oder Spaßhafte übergeht, damals aber der Träger eines hebenden unentbehrlichen Gedankens war, ausgegangen von den Humanisten.

anhalt für die beklemmten patriotischen Geister, daß die deutsche Sprache von allen lebenden Sprachen die herrlichste sei. Die Franzosen sonnten sich an dem Gedanken, auf ihre Sprache angewandt, und halb Europa stimmte bei, die Deutschen rafften kämpfend und ringend daran ihren Mut auf für eine bessere, große Zukunft.

Simplex sagt nichts zu der Versetzung des Helicon in die deutschen Grenzen, scheint also damit einverstanden, wirft aber eine nüchterne politische Zwischenfrage ein: „Höchster Jupiter, was werden aber Fürsten und Herren dazu sagen, wann sich der künftige Held unterstehet, ihnen das Ihrige so unrechtmäßiger Weis abzunehmen und den Städten zu unterwerfen?“ Damit ist aber Jupiter rasch fertig. Darum wird sich der Held wenig bekümmern; er wird die schlechten vertilgen, den andern die Wahl geben, im Lande zu bleiben oder nicht, aber „was bleibet und sein Vaterland liebet, die werden leben müssen, wie andre gemeine Leute“ usw. Also ein Aufräumen mit allen Fürsten und Herren, glücklich nur einem Narren in den Kopf und Mund gelegt, aber mit einem tiefernsten Hintergrunde, der schon im fünfzehnten Jahrhundert in jener Reformation des Kaisers Sigmund, ja bei Nicolaus Cusanus zu erkennen ist, wo nicht schon in den Gedanken Freidanks aus dem dreizehnten Jahrhundert. Vom deutschen Kaiser auch ist gar nicht die Rede, der deutsche Held steht an seiner Stelle, wohl aber vom römischen, im alten Sinne.

Der deutsche Held wird nämlich „Constantinopel in einem Tage einnehmen und allen Türken, die sich nicht bekehren oder gehorsam werden, die Köpfe vor den Hindern legen; daselbst wird er das Römische Kaisertum wieder aufrichten und sich dann wieder in Teutschland begeben“ usw., also der römische Kaiser nun aus Deutschland hinaus und wieder nach Konstantinopel gesetzt, um von da aus sein von den Türken abgebrochenes Amt als christliche Vormacht des Morgenlandes wieder anzutreten, ein Amt, das denn nunmehr der russische Zar übernehmen will oder soll, während bei Grimmelshausen von Rußland gar nicht die Rede ist, das lag da noch über den europäischen Gedankenkreis hinaus.

Aber noch eins fehlt in dem Zukunftsbilde, das Wichtigste, die Religionsfrage. Ihr ist das fünfte Capitel gewidmet, sie erfordert noch mehr traumhaften Aufschwung, als das vierte Capitel brauchte, und wird eignerweise eingeleitet durch einen starken Anlauf von Humor, selbst bis in Derbheit hinein, als wollte sich der Verfasser vor dem Leser und sich selbst sicher stellen, daß er sich des Träumens gar wohl bewußt war. Simplex rückt mit der Frage heraus: „Wie wird aber Teutschland bei so unterschiedlichen Religionen einen so langwierigen Frieden haben können? werden so unterschiedliche Pfaffen nicht die Ihrige hetzen und wegen ihres Glaubens wiederum einen neuen Krieg über den andern anspinnen?“ „O nein!“ sagte Jupiter, „mein Held wird dieser Sorge

weislich vorkommen und vor allen Dingen alle Christliche Religionen in der ganzen Welt mit einander vereinigen." Und da der Frager an das Wunder nicht glauben will, entwickelt Jupiter seinen Plan. Sein Held werde die nach dem Universalfrieden versammelten geistlichen und weltlichen Häupter der christlichen Völker und Kirchen durch einen „sehr beweglichen Sermon" dahin zu bringen wissen, „daß sie von sich selbst eine allgemeine Vereinigung wünschen" und seiner „hohen Vernunft" die Leitung des Werkes übergeben werden. Dann wird er „die allergeistreichste, gelährteste und frömmste Theologos" von allen Religionen zusammenbringen, daß sie in frei behaglichster Lage die streitigen Fragen behandeln und beilegen und „mit rechter Einhelligkeit die rechte, wahre, heilige und Christliche Religion, der heiligen Schrift, der uralten Tradition und der probirten heiligen Väter Meinung gemäß schriftlich verfassen sollen." Freilich wird sich der Teufel (er heißt Pluto) dabei gewaltig hintern Ohren kratzen und seine ganze Macht dagegen loslassen, aber der Held wird, „so lang dieses Concilium währet, in der ganzen Christenheit alle Glocken läuten und das Christliche Volk zum Gebet an das höchste Numen unablässig anmahnen und um Sendung des Geistes der Wahrheit bitten lassen." Also so spät noch einmal der alte Gedanke der Concilien, auch in der zu erzielenden Einhelligkeit, die allein die Wahrheit durch den heiligen Geist, der ja nur einer ist, verbürgen kann, herzustellen auf

Grundlage der heiligen Schrift und der echten Tradition, also mit versöhnender Vereinigung der lutherischen und katholischen Grundsätze (vom Papst ist nicht die Rede), wie sie dann im vollen Ernst z. B. Leibniz anstrebte. Ja aber eben diese Einhelligkeit! Der Held wird sie im Notfall erzwingen, sie muß ja werden. „Wann er merken würde, daß sich einer oder ander vom Plutone einnehmen läßt, so wird er die ganze Congregation wie in einem Conclave [d. h. bei der Papstwahl] mit Hunger quälen, und wann sie noch nicht daran wollen, ein so hohes Werk zu befördern, so wird er ihnen allen vom Hängen predigen oder ihnen sein wunderbarlich Schwert weisen" usw. Mag man über den Einfall, der noch nach dem aufgeregten und erbitterten Geiste des Priesters im fünfzehnten Jahrhundert schmeckt, lachen oder sich ärgern, auf alle Fälle durfte ein Narr im siebzehnten Jahrhundert unter der Angst der Zeit und der Bitterkeit der Stimmung so träumen und damit mehr als Narr sein, der Kern des Traumes ist weder zum Lachen noch zum Ärgern, er war und bleibt wohl träumenswert. Was hier von dem Zwange des gottgesandten Helden erwartet wird, das kam im achtzehnten Jahrhundert doch in Gang durch den Zwang der Bildung und Sinneserhöhung und Ausweitung, die, darin zugleich echt christlich, allgemeine Menschenliebe als höchstes Wort leuchtend an den Gedankenhimmel setzte. Wie es jetzt auch damit anders steht, wo es für so viele wohl noch eine Gedankenwelt, auch eine reichere

als früher, aber keinen Gedankenhimmel drüber mehr giebt, man wird darauf doch zurückkommen, man wird eben auch müſſen.

Neben Grimmelshauſen muß aber auch Leibnizens gedacht werden, der neben oder über ihm ſteht, wie im fünfzehnten Jahrhundert Nicolaus von Cues über Friedrich Reiſer. Es iſt wirklich, als ob ſich das Verhältnis zwiſchen dieſen beiden im ſiebzehnten Jahrhundert in jenen beiden wiederholte: der Mann aus dem Volke, der die ſchwere Not der Zeit mitten aus ihr ſelbſt heraus mit der Phantaſie bezwingt, und der Mann des hohen Geiſtes, der die Not aber auch mit großem Herzen voll empfindet und von der Höhe des Lebens ratend, mahnend, anweiſend eingreift oder dazu thut, was er kann. War Nicolaus ein Prieſter durch die Weihe der Kirche, ſo erſcheint Leibniz in ſeinem Thun und Denken als ein rechter Prieſter durch die Weihe des Geiſtes, dabei im Vaterlande wurzelnd mit allen Sinnen, wie der Coblenzer Prieſter. Das iſt erſt recht ans Licht geſtellt worden durch das köſtliche Buch von Edmund Pfleiderer, G. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger, ein Lichtpunkt in Deutſchlands trübſter Zeit, Leipzig, 1870 (auf dem Titel könnte noch mit ſtehen: als Menſch). Wie Nicolaus in jener Denkſchrift an das Baſeler Concil, ſo arbeitet Leibniz in Denkſchriften, Briefen und ſonſt mit allen Mitteln an der Not des Vaterlandes und der Zeit, ja an allen europäiſchen Fragen überhaupt, und zwar ſein

Leben lang, fast ein halbes Jahrhundert hindurch; es ist, als schwebte er über dem Chaos wie ein schaffender Geist, alles sehend, tief ins Einzelne eindringend mit scharfem Blick und zugleich aus der Höhe, aus der Idee und aus der Geschichte genommen das leuchtende Bild zeigend, wie Deutschland sein und wieder werden müßte. Prophezeit er auch nicht eigentlich, so arbeitet er doch als Prophet, immer aus dem Bilde der Zukunft und der Geschichte heraus, dabei im Namen Gottes, dessen Nachahmung auf Erden er früh und spät als höchste Menschenleistung bezeichnet. Merkwürdig ist dabei, wie auch in diesem modernen Geiste noch die alte Reichsidee lebendig nachwirkt, durch seine philosophische Weltanschauung vertieft und verklärt: das heilige römische Reich, dem alle Fürsten der Erde eine gewisse Achtung und Ehrfurcht schulden, ist ihm der Idee nach das Abbild des allumfassenden, vollkommen harmonischen besten Gottesstaates, vor andern bestimmt, die Ehre Gottes und seines Namens zu wahren und auszubreiten, daher auch sein großes Vertrauen, daß es nicht untergehen könne (Pfleiderer S. 19). Das wirkliche Reich freilich sah er in seinem Baue nur noch mit einem seidenen oder strohernen Faden zusammenhängend und unter dem Drucke der Feinde von Westen und Osten mit dem Einsturz bedroht (S. 297). Das wäre denn die volle Tragödie in dieser deutschesten Seele, wie sie so viele deutsche Seelen in den langen Jahrhunderten in sich haben

abspielen müssen. Aber man sieht ihn nie ohne Mut, immer neu strebend, hoffend, glaubend, planend, immer neue Hebel ansetzend, wenn einer versagte, eben aus der Kraft einer rechten Prophetennatur heraus. Freilich sieht er auch, wenn der um sich greifenden Zersplitterung alles Gemeinsinns durch wachsende Selbstsucht nicht Einhalt geschehe durch neue Vaterlandsliebe, eine allgemeine Umwälzung (révolution) voraus, von der Europa bedroht ist; aber auch darüber blickt er mutig hinaus, denn damit „wird die Vorsehung die Menschen zu heilen wissen" (Pfleiderer S. 7, Nouveaux Essais IV, 16), also eigentlich das jüngste Gericht der alten Prophezeiungen in verjüngter Gestalt. Leibniz, der große Philosoph, der große Mathematiker, der große Allgelehrte gehört zugleich, wie einer, zu den prophetischen Vorkämpfern unsrer neuen Zeit, zu unsern Rettern.

Aber auf dem politischen Boden war zunächst die Rettung nicht möglich, das Reich ging wirklich seiner Auflösung entgegen. Doch nach andrer Seite, nach oben, that sich ein Weg neuen Lebens auf. Wie im sechzehnten Jahrhundert die Führung des Aufwärtsstrebens an die religiöse Bewegung überging, so nun seit dem siebzehnten Jahrhundert an die durch Opitz angeregte litterarische Bewegung, eine Fortsetzung der Arbeit der Humanisten in deutscher Form und Vorbereitung der Arbeit auch in deutschem Geiste von Klopstock, Lessing, Goethe,

Schiller usw., die zunächst freilich aus der wirklichen Welt und ihrem Elend hinausführte in Gedankenhöhe, ja Traumwelt, das ging nicht anders und war im Grunde auch Prophetenarbeit, die dann aber doch von der gewonnenen Höhe rückwärts eingreifen sollte in die verkommene Wirklichkeit zu neuer Gestaltung oder der Arbeit daran.

Schon der Einfall von Grimmelshausens närrischem Jupiter oben, den griechischen Helicon nun in Deutschlands Grenzen zu setzen, kann zeigen, mit welchem Mute man in diese Bewegung eintrat. Auch Leibniz sah sie mit mutigster Hoffnung an, arbeitete auch selbst, wie überall, mit Ratschlägen an ihrem Gedeihen, wie er denn einmal für ein deutsches Epos oder Heldengedicht, wie man damals besser sagte, einen Plan gezeichnet hat, von dem Klopstocks Messias als teilweise Ausführung erscheint. Auch bittere Enttäuschungen lähmten den neuen Mut nicht, wie die an dem Lohensteinschen Geschmack erfahrene, den man ziemlich lange als auf der Höhe des Helicon angelangt, ja darüber weit hinaus sah, bis man gewahrte, daß es ein Sumpf war, das Ende alles Weges. Als man dann ganz aufs neue geduldig auf die Suche ging, nun mit Natur, Vernunft und Geschmack als Wegweisern, kam auch bald der mutige Aufblick wieder. Gellert z. B. in seinen letzten Jahren, in der Rede von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neueren in den schönen Wissenschaften vom Jahre 1767, vor dem jungen Chur-

fürsten auf dessen Wunsch gehalten, weist am Schlusse einer Untersuchung, was der Dichter aus den klassischen Vorbildern und was er aus sich selbst nehmen könne, d. h. was Gegenwart und Zukunft wert seien dem glänzenden Altertume gegenüber, die Dichter ermutigend an: „Es giebt in dem Reiche der schönen Wissenschaften, wie auf der Erdkugel, unangebaute, auch ganz unentdeckte Gegenden, und kein großes Genie darf verzagen, daß es nichts Neues werde unternehmen können," d. h. noch gar nicht Dagewesenes in aller Zeit: Genie, das Wort, das sich durch Gellerts Einfluß bei uns einbürgerte und in der Gedankenbewegung nach oben die Führung überkam, mit einem Begriff, dem man Wunder zutraute, auch das Wunder des deutschen Sieges in der Welt des Schönen, in der wir vorher nur demütige Schüler der andern Völker gewesen waren, nun aber Meister werden sollten; damit nahm der deutsche Mut seit der Mitte des Jahrhunderts einen Aufschwung, einem großen Ruck nach oben gleich, in derselben Zeit, wo an dem politisch wirr bewölkten Himmel sich eine Lichtstelle aufthat, durch welche die Sonne der Zukunft hervorbrach. Freilich kümmerte sich der große Friedrich nicht um die deutsche Geistesbewegung, wandte ihr vielmehr den Rücken zu und erschien der Nation als Franzose von Geist, während unsre Bewegung wesentlich mit das Ziel hatte, sich aus der Umklammerung durch den französischen Geist loszuwinden; aber man arbeitete in allem Schmerz

darüber auch ohne ihn mutig weiter. Es folgten sich ja an der Arbeit ein Genie nach dem andern in wunderbar raschem Aufsteigen. Bodmer, einer von den treuesten Vorbereitern, jubelt im Jahre 1748 selbstentsagend über Klopstocks Auftreten und über Kleist, in einem Briefe an Lange: „Wir stehen vorn an [dicht vor] dem goldnen Alter. Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldnen hinüber geht“ (Briefe der Schweizer ꝛc., Zürich 1804, S. 84).

Wenn aber da das goldne Alter nur in dem alten Schulsinne gebraucht ist, nach dem goldnen Zeitalter der römischen Litteratur, so ging man in dem neuen Mute auch darüber hinaus und verstand es vom Lebensglück, wie es die goldnen Zeiten des Paradieses aus Kinderjahren her der Phantasie zeigten. Das Genie sollte nicht bloß schöne Verse zu Wege bringen, mit denen der Deutsche nun vor Aristoteles, Horaz, Boileau usw. als die Lehrer hintreten könnte, um auch endlich einmal die erste Censur zu erhalten: es sollte in und mit ihnen Leben schaffen, ein neues Leben, das des Wortes wert wäre, und alle unsre großen Dichter des vorigen Jahrhunderts und nicht nur die großen haben dafür als ihr letztes Ziel gearbeitet. Haller fand das goldne Zeitalter in den Alpen wieder, in der Einfachheit des Gebirgslebens, noch im Schoße der Natur: „Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten,“ und nun sucht sich jeder gebildete Städter, jeder Schüler der

Cultur jährlich einmal einen Abschein davon, Sommerfrische genannt, im Gebirge, auf dem Lande, findet da auch paradiesische Thäler usw. Aber die goldne Zeit sollte auch in der Stadt selbst wieder einkehren, mitten in der Cultur und Übercultur, so hoch stieg der ahnende Mut der jungen Bewegung. Man hatte das Herz gleichsam wieder entdeckt als ewige Quelle alles guten und schönen Lebens, die Kunst und das Schöne in ihrer Wirkung auf Herz und Sinn mußten nun auch im Leben draußen ein neues schönes Leben herstellen, wie es von Haus aus von Gott und Natur gemeint war. In diesem Sinne ist gerade in der Frühlingszeit unsrer großen Litteraturbewegung von der Wiederkehr des goldnen Zeitalters entschieden die Rede, recht im Gegensatz zu dem politischen Jammer, dessen Empfindung aber gerade jenen Aufschwung des Gemütes verstärkte. Ein begeisterter Schüler Gellerts prophezeit sie in einer entzückten Stunde für das folgende Jahrhundert als Wirkung seines Meisters, der zu früh verstorbene J. W. von Brawe in einem Briefe von 1757 eben an Gellert selbst, in dem er seine Vision ausmalt, darin: „Seine Gedichte halfen das goldne Weltalter wieder herstellen“ (A. Sauer, J. W. von Brawe, Straßburg 1878, S. 14). Und wenn uns solches jetzt recht kindlich anweht und zum Lächeln oder Spötteln reizt, so haben wir doch nicht ganz recht damit, wir sind solchen Gedanken gegenüber gar zu nüchtern geworden. Es ist damit wie mit der Sonne, die

wir, wie sie ist, auch nicht brauchen könnten im Zimmer oder Garten, aber ihre Wirkung brauchen wir. Uns fehlt eigentlich eine solche Sonne am Gedankenhimmel, der uns recht verwölkt ist, eine Sonne, die alles Leben nach oben zieht und alles Einzelne mit ihrem Licht und ihrer Wärme umfangend zu einem Ganzen macht.

Das treue Arbeiten unsrer Dichter und Philosophen, die dabei als Helfer nicht zu vergessen sind, leuchtete bald mit glänzenden Erfolgen, auch über die Grenzen hinaus, nach Osten und Norden, selbst nach Westen, wo uns wiederholt das Genie zur Kunst abgesprochen worden war. Im Jahre 1770 schon las man im Leipziger Almanach der deutschen Musen eine begeisterte Auslassung über die Leistungen unsrer Dichter von einem Franzosen, Dorat, in einer idée de la poésie allemande, als Einleitung zu einer frei übersetzten Schrift von Wieland, darin: „O Deutschland, unsre guten Tage sind dahin, die deinigen brechen an! Du trägst in deinem Busen alles, was eine Nation über die andern erheben kann, Sitten, Talente und Tugenden“ usw. (S. 132), er findet bei uns noch den wahren Enthusiasmus, nicht eine Philosophie, die das Herz verschließt, die Phantasie austrocknet usw., wie in seinem Vaterlande (S. 131). Und im Jahre 1782 las man im Almanach der Belletristen: „Abbé Raynal sagte erst neuerlich zu einem deutschen Gelehrten: Ihre Litteratur steigt, unsre sinkt. Sie bekamen den Geschmack von uns,

nun werden wir ihn von Ihnen wiederholen müssen" (S. 79). Und im Jahre 1786 erlebte man auch die Freude, daß sich Friedrich der Große endlich am Abend seines Lebens vor der Nation aussprach über die Erfolge und Hoffnungen ihrer Litteratur, in dem Schriftchen: De la littérature allemande. Da erfuhr man denn, wie der große König ihren Gang doch auch im Auge gehabt hatte, wenn auch aus hoher Ferne, aber mit einer Liebe und einem Glauben an ihre Zukunft, die alle Erwartungen übertreffen mußte. Er enthüllte sich da in französischer Sprache mit einer deutschen Gesinnung, die tiefer und größer gar nicht sein konnte. Er, der klare, scharfe Geist, damals den Menschen gegenüber so furchtbar ernüchtert, spricht hier im vollen Prophetentone von der heureuse révolution (Umschwung), que nous attendons (S. 17), mit Ausführung der glücklich erarbeiteten Vorbedingungen, auch im Volksleben (tiers-état), zu einem großen geistigen Aufschwung, mit dem les Muses nous introduiront à notre tour dans le Temple de la gloire. Und am Schlusse stellt er so Großes in Aussicht, daß es für ihn und noch für uns zum Teil überschwänglich klingt: Des Augustes feront des Virgiles. Nous aurons nos auteurs classiques, nos voisins apprendront l'allemand, les cours le parleront avec délice, et il pourra arriver que notre langue polie et perfectionnée s'étende en faveur de nos bons écrivains d'un bout de l'Europe à l'autre. Diese schönen Tage unsrer Litteratur seien zwar noch nicht

da, mais ils approchent, je vous les annonce, ils vont paraître. Er selbst freilich werde sie nicht mehr sehen, aber er sei wie Moses, der das gelobte Land von ferne sehe, ohne es selbst zu betreten. Eine mutigere und kühnere Prophezeiung, wenn man zumal ermißt, was der König von unsern Dichtern wußte und nicht wußte, ist selten ausgesprochen worden. Es ist, als hätte er alles, was er vom Deutschen an sich hatte vermissen lassen, nun am Ende bei seiner Nation recht gründlich wieder gut machen wollen, indem er das Deutsche, Sprache und Litteratur, im Geiste im voraus in die europäische Ehrenstelle einsetzte, in der er selber das Französische fand, doch gewiß nicht gegen seine Überzeugung, daran ist bei diesem Geiste nicht zu denken. Deuten doch die Äußerungen der Franzosen Dorat und Raynal vorhin auf dasselbe hin, hochherzig auf Kosten ihrer Nation gethan.

Allein, so glücklich und rasch dieser geistige Neubau gedieh, es blieb doch dem Kerne nach nur eine Traumwelt, im grellen Widerspruch mit der wirklichen, die einem einstmals stolzen, nun elend verfallenden Schloßbau glich. Man kann nicht auf die Länge in einem solchen Bau ruhig weiter wohnen und sich die zerbröckelnden Mauern und Dächer gutmütig nur ganz träumen und in dem alten Schmuck. Das Ahnen und Sehnen nach einem Neubau des Reiches war nicht zu ersticken. Das legten uns gerade die Franzosen nahe genug, als sie im siebzehnten Jahrhundert straflos verwüstend und raubend in das

Reich einbrachen. Daher denn mahnende, spornende Stimmen, wie in einem Gedichte von Abschatz (Eisenhütel) mit Bezug auf das Unerhörte, was da in der Pfalz, in Schwaben, im Elsaß geschah:

Wollt ihr [Deutsche] euch unterwinden,
Zu thun, was sich gebührt,
Ein Hermann wird sich finden,
Der euch an Reihen führt.

Ein Hermann, wie man sich den römischen Namen Arminius schon seit dem sechzehnten Jahrhundert deutsch zurechtmachte. Der große Cheruskerfürst, der einst die römische Flut zuerst zum Stauen und Rückfluß gebracht hatte, als sie nach der Verschlingung Galliens nun auch Germanien verschlingen wollte, war erst im sechzehnten Jahrhundert wieder aufgetaucht aus der Tiefe der Vergessenheit, in die er für das deutsche Bewußtsein lange Jahrhunderte versunken war. Die Humanisten haben ihn aus römischer Quelle wieder erweckt, er trat nun im gelehrten Bewußtsein auf als wunderbar glänzende Gestalt, kam von da nachher auch ins Volksbewußtsein und trat eigentlich an die Stelle des Friedrich der nationalen Weissagungen und Hoffnungen, den die Gelehrten schon seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert dem Volke überließen wie ein Kindermärchen. Nun ward der Cherusker der deutsche Held, an dem sich der Glaube an deutsche Kraft und Größe und Zukunft anklammerte, für die Heldengestalt aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert trat eine um

mehr als ein Jahrtausend ältere aus dem ersten Jahrhundert ein, eine gewaltige Ausweitung des geschichtlichen Selbstbewußtseins, und der Held hatte es ja mit Rom, der Weltherrin, auf der Höhe ihrer Macht siegreich aufgenommen, was auch der Römer Tacitus mit bewundernden Worten ausspricht, und hatte dazu das Wunder vollbracht, die deutschen Stämme aus ihrer herkömmlichen Zwietracht einmal zu gemeinsamer Kraftwirkung zusammenzufassen; sein tragisches Ende aber, auch so recht deutsch, indem er eben an dem Versuche, die deutschen Kräfte auch beisammen zu halten, zu Grunde ging, gab der Heldengestalt eine Weihe des Schmerzes von höchster Poesie und mahnender Lehre zugleich. So lebte er, sechzehn oder siebzehn Jahrhunderte nach seinem wirklichen Leben, wieder auf im deutschen Geiste als Mahner und Ermutiger mit lebendig wirkender Kraft, wie ihn die zwischen fortschreitendem Verfall und frischem Aufschwung, zwischen großer Angst und großer Hoffnung kämpfende Zeit gerade brauchte.

So nimmt ihn das achtzehnte Jahrhundert gerade in der Zeit seines Aufstrebens. Wir müssen uns die Begeisterung wieder heraufrufen, mit der wir als Knaben an Hermann den Deutschen dachten, um den Ernst nachzufühlen, mit dem ihn auch da der Mann in der Seele trug als Anhalt des Glaubens in der vaterländischen Not und mit ihr in Beziehung setzte. Uz z. B. in einem Gedichte, „Das bedrängte Deutschland," mit dem Anfang:

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?

spricht in heiligem Zorn von dem politischen Elende, dem „der Adler entschlafen zusieht," von der höllischen Zwietracht:

Ihr Natternheer zischt uns ums Ohr,
Die deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kömmt ihr kein Hermann vor,
In Hermanns Vaterland ein schmählich Denkmal stiften.

Schönaich widmet seinen „Hermann oder das befreyte Deutschland," ein Gedicht, das viel besser ist als sein Gottschedischer Ruf, dem kommenden neuen Hermann:

Hermann! Dich will ich erheben: und dem sey mein Lied geweiht,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut.
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget
Und der stolzen Lilgen Pracht vor dem Adler niederleget.

Am Schlusse der Ruf an den Himmel:

Ach! wo lebt nun wohl ein Hermann? holder Himmel! schaff ihn doch!
Deutschland heget ja wohl Helden, aber keinen Hermann noch.
Ist es möglich, oh! so laß meinen heißen Wunsch gelingen,
Und du, Muse! sollst alsdann mit erhabnerm Tone singen!

Das klingt, als hätte er, der junge Mann, ihn selbst noch zu sehen gedacht, um ihn selbst noch höher zu besingen. Wo sollte er aber herkommen? Die Hoffnungen auf Österreich, die man so lange und treu

festhielt auch in Norddeutschland, erlahmten ja immer mehr. Und doch war er vielleicht schon da!

J. A. Cramer, Gellerts und Klopstocks Freund, feiert Hermann im Jahre 1744 in den Belustigungen des Verstandes und Witzes in einer sogenannten pindarischen Ode, die Deutschlands Verfall in tiefstem Schmerze ausmalt, er sieht die Deutschen in Sittenverderbnis und in Knechtschaft vor dem Auslande (beides von Frankreich ausgehend):

Doch stets wird es nicht knechtisch bleiben,
Ein Held wird ihren Feind vertreiben.
Wer wird Germanien befrein?
Er: denn er wird wie Hermann sein!

Er, also ein bestimmter, nur nicht genannter, aber zu erkennender Er (es erinnert unausweichlich an das langjährige Er des Kladderadatsch von Napoleon dem Dritten), wer ist das? Jul. Riffert in einem trefflichen Aufsatze in Herrigs Archiv 63, 288, „die Hermannsschlacht in der deutschen Litteratur," sieht Friedrich den Großen darin, und es kann gar nicht anders sein; daß Cramer als Sachse nicht deutlicher wird, läßt sich begreifen aus Rücksicht nach oben. Auch von Klopstock weiß man nun (Riffert S. 294, Strauß kleine Schriften, 1866, S. 132 ff.), daß in der Jugendode: Heinrich der Vogler ursprünglich Friedrich gemeint und gefeiert war als künftiger Befreier Deutschlands. Der Gedanke könnte in dem Leipziger studentischen Freundeskreise, dem Klopstock und Cramer angehörten, als ein Punkt, ein Kern-

punkt der neuen deutschen Welt, die sie kühn in sich ausbrüteten, gar wohl mit aufgetaucht und ausgebildet sein, vielleicht gerade zuerst in Klopstocks, der feurigsten deutschen Seele. Wenn man ihm seine spätere Abwendung von Friedrich jetzt als patriotische Lücke auf die Rechnung oder in sein Bild setzt, so denkt man sichs zu rasch vom heutigen Standpunkte aus und vergißt, was in Klopstocks deutschem Welt- und Fürstenbilde bewußtes Deutschtum und Christentum war, die er bei dem großen König schmerzlich vermißte, vermissen mußte. Cramer, der Theolog, hat daran freilich keinen Anstoß genommen, er feiert noch später Friedrich in hochgehendster Begeisterung als den rechten Mann Gottes, z. B. in den Sämtlichen Gedichten 1783 3, 326 ff. 374 ff.

Das Denken an Friedrich fand aber auch schon einen ältern Hintergrund vor. War doch schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts der deutsche Gedankenheld geradezu nach Berlin versetzt worden, in Lohensteins Roman Arminius, den erst nach des Verfassers Tode sein Bruder Hans Casper herausgab, „von andrer Hand" vollendet. Es war im Jahre 1689, das Werk hatte ursprünglich dem großen Kurfürsten gewidmet werden sollen, nun wurde Friedrich der Dritte für ihn eingesetzt. Aus der ersten Fassung ist aber stehen geblieben, im Anschluß an die Erfindung des Dichters, daß Armin von einem Brandenburger Fürsten treue Hilfe erfährt: „Was Wunder, daß er [Armin] sich mit seinen Sieghaften

zu dem großen Europäischen Friedrich Wilhelm zu wenden begehret?“ d. h. der Armin im Buche zugleich als lebende Gestalt, als Vertreter des deutschen Gedankens vorgestellt. Und dann geradezu: „Arminius bleibt nun zweifels ohne in dem berühmten Berlin, dessen Verherrlichung [herrliches Aufsteigen] einen Auguste zum Beherrscher andeutet,“ mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß Friedrich der Dritte der Hermann Deutschlands sein werde, als Nachfolger des großen Kurfürsten (Riffert S. 252).

Dem großen König selbst wird bei seinem allumfassenden und scharf eindringenden Denken auch dieser Gedankenkreis nicht fremd gewesen sein. Er muß in dem Gespräche Friedrichs mit Gellert im Jahre 1760, das uns leider nur mit Lücken bekannt ist, gestreift worden sein, da der König auch die Frage aufwirft: „Wie? will Er denn einen Auguste in ganz Deutschland haben?“ worauf Gellert ausweichend antwortet, er kümmere sich nicht um die Politik. Die Kleinstaaterei mit ihrem unaussprechlichen Elende nach allen Seiten, von dem wir Alten noch einen schwachen Nachgeschmack kennen, wurde ausdrücklich mit dem Hermannsgedanken in Verbindung gesetzt, z. B. von Schönaich im ersten Buche seines Hermann, im Munde eines weisen Römers:

O wie glücklich sind die Völker, die ein einzig Haupt regiert,
Wo man kein geteiltes Herrschen, keine fremde Macht verspürt.

Und Möser in seinem Drama Arminius, einem Jugendwerke vom Jahre 1749, das durchaus als

Spiegel der Gegenwart gearbeitet ist, wie Kleists Hermannsschlacht, denkt dabei unverkennbar an Friedrich (Riffert S. 275):

Glückselig ist das Land, das nur ein Fürst regiert,
Der bloß um wohl zu thun der Gottheit Szepter führt usw.

Hätte man von dem Friedrichsglauben der alten Weissagungen noch gewußt, der bei den Gebildeten so versunken war, wie bis ins sechzehnte Jahrhundert die Gestalt des Cheruskerhelden, die Dichter hätten sich sicher den wirksamen Zug nicht entgehen lassen: da will ja die alte Prophezeiung in Erfüllung gehen! und gerade so, wie sie Kaiser Sigismund einst ausgelegt hatte, vom Hause Brandenburg aus! Und es war nicht einmal ein blinder bloßer Zufall, denn der Name Friedrich, im Hause der Hohenzollern so treulich fortgeführt bis auf den heutigen Tag, geht bis in ihre schwäbische Zeit zurück und hat gewiß Zusammenhang mit den hohenstaufischen Friedrichen, als Ausdruck treuen Vasallenverhältnisses und naher Zugehörigkeit. Und wenn im Titel der Kaiser schon lange vor den Staufern der Ehrenname pacificus erscheint (Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte 6, 114), noch nicht als leere Titelfüllung, sondern als bedeutsame Bezeichnung vom Wesen des Kaisertums in seiner Stellung nach innen und außen (vergl. Nicolaus Cusanus oben), so fand man das in dem staufischen Friedrich, d. h. eigentlich Friedenskönig, gewiß mit ausgesprochen, und heutzutage wird unser Kaiser als Friedensfürst in Deutschland herum gepriesen. Und

da muß doch auch erwähnt werden, daß von mehrern Forschern schon, unabhängig von einander (zuletzt von dem gelehrten und scharfsinnigen Isländer Vigfusson, mir fast überzeugend) die Vermutung aufgestellt worden ist, Arminius habe vor seiner römischen Umtaufe mit heimischem Namen Siegfried geheißen und lebe im Siegfried der Nibelungensage verdunkelt fort. Siegfried, der schönste Name für einen Volkshelden, der denkbar ist: Sieg und Friede in und mit einem Manne, durch großen Sieg zum großen Frieden. Haben wir das nicht erlebt? sind nicht unsre Hohenzollernhelden rechte Siegfriede? und das deutsche Reich und Volk will und soll es auch sein. Wie sich aber da in Arminius, Siegfried, Friedrich unsre Nationalhelden so verschiedner Zeiten, der ältesten, der mittlern und der neuern und neuesten, in Namen und Wesen die Hand reichen, oder in einen leuchtenden Punkt über achtzehn Jahrhunderte hinweg zusammentreten, das wäre ein brauchbarer Gedanke gewesen für die prophetischen Dichter und kann es wohl auch für uns andern sein in Sonntagsstimmung.

Um aber auf den geschichtlichen Faden zurückzukommen: bald nach Friedrichs des Großen Tode kam eine wunderbare Wendung in die Geschicke Deutschlands und Europas. Auf der Scheide des achtzehnten und unsers Jahrhunderts standen auch die deutschen Dinge auf einer entscheidenden Kippe. Das Reich in sich an seinem Ende, von außen dem

Einbruche der französischen Kräfte ausgesetzt gefährlicher als im siebzehnten Jahrhundert, es drängte von dort vor wie aus einem Vulcane, unter Führung eines Mannes, der an Caesar und Alexander erinnerte und selbst an sie als Vorbilder dachte. Das neue geistige Reich aber in Dichtung und Philosophie auf eine Höhe gediehen, wie sie die Geschichte der Menschheit noch nicht höher gesehen hatte, ein wundersamer Widerspruch, und in beiden Erscheinungen doch nur die Vollendung einer seit Jahrhunderten begonnenen Doppelbewegung.

In Weimar, der Hauptstadt des neuen Reiches, gedachte man den Wechsel des Jahrhunderts festlich zu begehen. Schiller war erwärmt dafür, fand aber beim Herzog und bei Goethe nicht den nötigen Anklang, weshalb das Fest unterblieb. Er hatte wenige Jahre vorher in den Xenien (Nr. 96) das trostlose Wort ausgegeben, das doch eigentlich als Trost gemeint war (es soll aber von Goethe sein):

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus,

eine harte Nuß, an der noch wir vom alten Geschlecht die Zähne zu üben Gelegenheit gehabt haben. Das Fest aber sollte zugleich ein deutsches Siegesfest werden, Schiller fühlte oder sah sich mit Goethe und den andern seltenen Kräften, die in dem Kreise wirkend waren, auf der Höhe angelangt, nach der der deutsche Geist neben und über dem politischen

Verfall lange so unermüdet emporgearbeitet hatte, er wollte die Nation ins neue Jahrhundert als in eine neue große Zeit hinübergeleiten, rückschauend, umschauend und vorschauend wie von heiliger Bergeshöhe. Man erfuhr das deutlich erst aus den Vorarbeiten zu einem Festgedicht, die im zweiten Bande von Goedekes großer Ausgabe aus dem Nachlaß bekannt gemacht wurden, gerade im Jahre 1871, in dem das selbst wie eine nachträgliche oder vorläufige Feier der neu erlebten großen Dinge erschien. Da heißt es in hochprophetischem Tone z. B.: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des deutschen ist die Ärnte der ganzen Zeit" (S. 410), d. h. indem er, das Beste von allen Völkern und Zeiten sich aneignend, die Idee der Menschheit in sich rein vollendet und darstellt (der Gedanke der Weltlitteratur); „er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten," er „verkehrt auch mit dem Geist der Welten" (ein Blick auf die Philosophie der Zeit), ist „der Kern der Menschheit," die andern Völker Blüte und Blatt. Den Mut zu solch hohem Glauben schöpft er auch aus der Sprache (wie man im siebzehnten Jahrhundert that und dann auch Fichte in den Reden an die Nation): „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen" (S. 412). Bis zu geahnter Herrschaft steigt der prophetische

Blick: „Unsre Sprache wird die Welt beherrschen," und: „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, wenn anders die Welt einen Plan hat; am Ende muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt [des Stoffes] der Form [Idee] erliegen." Also Herrschaft einstmals, wenn auch nur geistige; schleicht sich aber da nicht das Politische von selbst mit ein? Es wird doch förmlich abgelehnt: „Der Deutsche wohnt in einem alten, sturzdrohenden Haus, aber er selbst ist ein edler Bewohner, und indem das politische Reich schwankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet" (S. 414), denn „deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge," und:

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn (S. 413).

Wunderbar, Untergang von außen, und Größe von innen! wie gesagt, das Ende der Doppelbewegung aus Jahrhunderten her, in dem doch die Berichtigung durch die Zukunft von selbst schon begrifflich gegeben war. Deutsches Reich und deutsche Nation zweierlei, das war wohl damals gut als Trost, aber auf die Länge? unmöglich! Schon um fünfzig Jahre früher hatte der junge Cronegk (er starb leider jung) den Mut dieses Gedankens, vor dem Schiller, der mutige, hier Halt macht, in dem Gedichte „Einsamkeiten" im zweiten Gesang, wo er auf diese Gedankengänge kommt, die ja in der Luft lagen (Schriften 1766 2, 72):

Aber ich sehe den Schutzgeist, der Deutschland zu schützen bestimmt ist . . .
Klage nicht, sprach er mit himmlischer Stimme, bei dem, was du siehest.
Auch den Unsterblichen ist es verborgen, was ewige Vorsicht
Über das zitternde Deutschland beschlossen. Vielleicht zu der Freiheit
Oder vielleicht zu der niedrigsten Knechtschaft bestimmt sie dein Deutschland.
Doch ein Weiser ist niemals ein Knecht, erhabene Seelen
Bleiben bei jeder Veränderung groß. Der Ewige winket,
Und ein Reich geht unter: er winkt, und ein neues entstehet.

Auch Schiller hätte seinen Gedankenfaden oben so weiter spinnen können mit eignen Gedanken aus seinem Wallenstein, und wir könnens noch für ihn thun. Im Anschluß an die Deutschen als „Kern der Menschheit," im Pflanzenbilde, mit Wallensteins Worten (Wallensteins Tod 3, 13):

Da steh ich, ein entlaubter Stamm; doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
Die sprossend eine Welt aus sich geboren.

Und als Motto über die ganze neuere deutsche Geschichte passen wie geschaffen Wallensteins Worte ebenda:

Noch fühl' ich mich denselben, der ich war!
Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Die hohen Prophetenworte Schillers, die uns ans Überschwängliche streifen, wie die Friedrichs des Großen, klingen doch noch nüchtern gegen das, was aus den Kreisen der Jugend erschallte in wahrem Prophetenrausch; sie hatte ihn doch von dem Trank,

der von Goethe, Schiller, Herder, Kant, Leſſing nüchtern gebraut war, hatte ſich aber daran einen Mut getrunken, der eine ganz neue Welt von Deutſchland aus ins Leben rufen wollte, wie zwanzig Jahre früher Zimmermann von den Genies der ſiebziger Jahre ſagte (Einſamkeit 2, 9), ſie wollten „ganz Deutſchland umſtimmen und dann, unter ihrer ſtolzen Führung, durch die deutſche Nation alle Nationen um ſich her.“ Die Romantik brach hervor, wirklich zugleich eine fortſetzende Wiederaufnahme der Genieperiode, brach aus wie ein Weltfrühling, deſſen neuer Lebenshauch in der That nachher rings um Deutſchland herum ſo wirken ſollte, wie Zimmermann da mehr ſpöttelnd von den Genies ſagte. Der Umſchwung der äſthetiſch-philoſophiſchen Welt, den Franzoſen wie Dorat, Raynal vorausgeſagt hatten und der Deutſchland zunächſt auf dieſem Boden wieder zur Mitte Europas machte, fällt wirklich weſentlich mit dem Wechſel des Jahrhunderts zuſammen. Die Franzöſin, die im Anfang des Jahrhunderts beim deutſchen Geiſte Troſt ſuchte für das Unglück ihres Vaterlandes, wie ſie die Schickſale Frankreichs unter Napoleon empfand, die Staël-Holſtein, witterte die neue Lebensluft in Weimar. · L'Allemagne, par sa situation géographique, peut être considérée comme le coeur de l'Europe, ſagt ſie in ihrem Buche de l'Allemagne, Paris 1810, London 1813 1, 13, und fügt, an Napoleon denkend, politiſch prophetiſch hinzu: et la grande association continentale (Europa als eine

Gemeinschaft gedacht) ne sauroit retrouver son indépendance que par celle de ce pays; denn l'indépendance de l'âme, die sie in Deutschland sah (la patrie de la pensée), fondera celle des états (1, XVI), also im Grunde wie Schillers „Geist, der sich den Körper baut"; vom Herzen muß die Neubelebung des Ganzen ausgehen, das ist der Gedanke der Französin. Sie sah sonst düster in die Zukunft Europas und seiner Cultur, sah Verfall vor sich: il se peut . . que la jeunesse du genre humain soit passée pour toujours, es scheint abgelebt, dem Altern verfallen, aber: cependant on croit sentir dans les écrits des Allemands une jeunesse nouvelle (3, 136, im 9. Kapitel des 3. Buches), eine neue Jugend für die Menschheit in der deutschen Litteratur, mit wahrhaft geistreich philosophischer Ausführung und Begründung, die ich ungern bei Seite lasse. Der Grundgedanke, hier von philosophischer Beobachtung einfach, ruhig und klar ausgesprochen, ist doch derselbe, wie er im Folgenden etwas verworren und unruhig aus gährendem Jugendgeiste einherbraust.

Friedrich Schlegel feierte für sich den Wechsel des Jahrhunderts mit einem langen Gedicht „An die Deutschen," gedruckt im Athenäum 3, 165 ff. (in den Gedichten 1809 S. 239 ff. mit sinnzerstörenden Fehlern), als Vertreter des Kreises der jugendlichen kühnen Weltverbesserer oder Weltvollender, die in der Zeitschrift predigend und orakelnd philosophirten. Er hebt zürnend an:

Vergaßt auf ewig Ihr der hohen Ahnen,
Ihr uneins all, an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Layen, Herrn und Unterthanen!

Die Herrlichkeit und Kraft der Vorzeit, bis zu Arminius zurück, wird mahnend ausgemalt, auf politisches Thun zwar verzichtet, aber aus Kunst, Wissenschaft, Religion, Philosophie ein neuer Weltbau aufgeführt, der eben jetzt im deutschen Geist erstehe. Als „Meister" erscheint Goethe, als „Priester der Natur," der zur „Hierarchie der Kunst" sein Werde spreche. Gezürnt wird mit den Stumpfen, die noch nicht merken, „daß sich der Nacht ein Weltall neu entrissen." Wem aber die Augen geöffnet sind, der „muß im Mittelpunkt den Erdgeist fassen," der sieht „des Menschengeistes kühnen Weltenbau," auch eine Wunderpflanze genannt, in die aller bisher erworbenen Bildung Mark strömt, auch ein Tempel, eine Kirche:

Wohl seid Ihr taub, sonst hörtet Ihr mein Rufen!
Der Tempel grünt in euch, in euch noch leben
Die Kräfte, so das Alterthum erschufen.
Dringt, Jüngling', ein! Ernennt durch tapfres Streben
Euch selbst zu Herrn und Fürsten jeder Kunst,
So wird die Kirche sichtbar sich erheben . . .
Entflammt die ganze Welt zu einer Brunst usw.
Europas Geist erlosch, in Deutschland fließt
Der Quell der neuen Zeit usw.,

also immer noch das Ziel von Opitz her, aber nun in höchster, ungeahnter Vollendung, Erhöhung und Ausweitung, nahe vor den Händen schwebend oder erreicht, und der deutsche Geist nun nicht mehr bloß

Europa ebenbürtig, sondern sein Lehrer und Führer zurück oder vorwärts zum goldnen Alter, denn dieser Gedanke aus dem Anfang des neuen Aufschwunges wirkt auch noch darin. Am Schluß:

Bleibt jung, gedenkt der Ahnen, das Fantom
Der trägen todten Meng' ist nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Riesenstrom.
Des Geistes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter.

Also Krieg angesagt, ein heiliger Krieg, aber nur Geisteskrieg (Eichendorff schrieb ein Spiel „Krieg den Philistern"), ohne sichtbare Ahnung der nahen Zeit, wo wirklicher Krieg furchtbar blutig nötig wurde, auch ein heiliger Krieg, für den Th. Körner das Stichwort der jungen Kunstwelt aussprach, wie mit seinem Blute geschrieben: „Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten!"

Noch mehr wie weltentrücktes Träumen, wie der Traum einer geistberauschenden Sommernacht, klingt dasselbe, eben auch im Jahre 1800, bei Novalis im Heinrich von Ofterdingen, in einem Gedichte, das den zweiten Teil (Erfüllung genannt) eröffnet. Darin z. B.:

Es bricht die neue Welt herein
Und verdunkelt den hellsten [bisherigen] Sonnenschein.
Man sieht nun aus bemoosten Trümmern [der alten Welt]
Eine wunderseltsame Zukunft schimmern usw.

Was sollten aber solche Träumer aus Wolkenkukuksheim, so glänzend sie es ausmalten, unten in der deutschen Welt, wie sie nun wirklich war? In

die Sterne gucken, während ihnen die Bergspitze, auf der sie guckten, von unten her abgegraben wurde? Man begreift da völlig, wie Napoleon, der unsäglich nüchterne (und selbst doch gewaltiger Träumer) von den Deutschen als Ideologen sprechen und denken konnte. Nun der Ideenheld, als die Zeit kam, war doch auch gleich wieder der alte deutsche helt ze sînen handen, das sollte Napoleon im Jahre 1813 erfahren, wie sein Neffe im Jahre 1870 wieder. Im Jahre 1805 tröstet sich Arnim prophetisch ahnend in der Abhandlung von Volksliedern, als Anhang zum ersten Bande des Wunderhorns: „Ob sich die (deutsche) Welt ausruht zum Außerordentlichen? Das Speculiren, das so ernsthaft genommen wird, macht es wahrscheinlich, denn dies ist der Traum der Thätigkeit, nur der Morgenträume sind wir uns bewußt" (Wunderhorn 1845 1, 461). Und so kam es, es waren Morgenträume auf einen neuen Welttag gewesen. In den Heeren von 1813 kämpfte und lenkte nun der Geist mit, der eben aus jenem Gedankenhimmel herunter kam, gerade auch der romantische, durch den ja auch das deutsche Nationalgefühl aus der Vorzeit her wieder zu ganzer Kraft erweckt, der deutsche Geist in der eignen Heimat wieder heimisch geworden war. Die Träumer hatten dort oben doch die rechten Lichter aufgesteckt oder wiederentdeckt, die die rechten Wege auch hienieden wiesen und beim Zugreifen an der da gebotnen sauern Arbeit leuchteten.

Wie sich gerade in der Zeit und dem Geiste der

Romantik der Umschwung, der nun nötig war, entschieden meldete, die Rückkehr von Träumen zum Eingreifen in die gegebne Welt, vorbereitet allerdings schon in der Genieperiode, das läßt sich z. B. in Hölderlins Seele sehen, der den Weg vom Hellenismus her zur deutschen Zukunft durch die Romantik hindurch suchte. So wenn er im November 1794, also schon vor dem eigentlichen Drang und Zwang der politischen Not, aus Jena in die Heimat an Neuffer von der ästhetischen Welt schreibt, die ihm nun in ihrem Aufsteigen abgeschlossen vorkommen will, zugleich unter dem mächtigen Einfluß von Fichtes Vorlesungen: „Wenns sein muß, so zerbrechen wir unsre unglücklichen Saitenspiele und thun, was die Künstler träumten. Das ist mein Trost.“ (Werke 1846 2, 106.) Und im Hyperion hat er das gethan, so weit es mit der Feder in der Hand in der Stube möglich ist, der Roman ist bei aller seligen Seelenträumerei, bei allem Rausch von Phantasie und Naturfühlen doch zugleich voller Prophetie auf ein großes Thatleben der Zukunft hin, zu dem eben der Traumrausch hindrängt für eine Neugestaltung und Wiedergeburt der Welt nach den Traumbildern, auch politisch. Den Wendepunkt in der Richtung der jungen Geister, allerdings eben wacker vorbereitet mitten in der ästhetischen und philosophischen Ideenwelt, bezeichnet auch sein goldnes Wort: „Leben die Bücher bald?“ das wohl noch auf Jahrhunderte hin als mahnendes Motto hoch über all unsrer Gedanken-

arbeit dienlich oder nötig wäre, in einer Ode „an die Deutschen“:

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt.
Denn ihr Deutsche, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.
Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben, so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästerung!

Und so geschah es, die That kam aus dem Gedanken, wie der Strahl aus des Himmel Wolken, als die Zeit erfüllet war. Die ganze deutsche Dichterwelt, die unsrer großen Philosophen und Tondichter nicht zu vergessen, war doch wie eine große Prophetie für ein neues Leben, nicht für uns bloß, sondern für die Welt, wie auch das Ausland rings herum immer mehr empfindet und anerkennt. Zunächst aber für uns, für ein neues Leben, welches den Namen Leben verdiente, und ohne welches auch das höhere Leben fest und dauernd nicht möglich ist.

Aber es drängt mich zum Ende, auch über die Zeit hinweg, die nach jenen Träumen von 1800 in so furchtbarem Widerspruche folgen sollte, über das verzweifelte Wanken und Schwanken unsrer äußern und innern Zustände hinweg, wo eintraf, was Leibniz und schon Nicolaus von Cues voraus gefürchtet hatten, daß Deutschland zusammenbrach und alles durcheinander purzelte unter den Schlägen und Fußtritten

des westlichen Nachbarn, der seit Jahrhunderten auf den Augenblick gelauert und ihn, an uns von außen und innen nagend, unter Mitwirkung der Vaterlandsverräter vorbereitet hatte. Gab es doch Deutsche, die in der verzweifelten Lage in Napoleon selbst den Gotteshelden sehen wollten, der die Welt, auch die deutsche, verjüngen sollte, als wäre er der deutsche Held der alten Prophezeiung, der seinen Schild an den Weltgerichtsbaum henken sollte ꝛc., der Erfüller von dem, was der große Friedrich begonnen hatte. Gerade auf Friedrichs Schöpfung drückte der Corse, sein vermeintlicher Nachfolger, am stärksten, um den letzten Widerstand loszuwerden, traf aber da die Stelle, in der sich der deutsche Geist die größte Schnellkraft gesammelt hatte, die sich dann, wie einst die Kraft der Cherusker gegen die Römer, gegen den vernichtenden Druck aufschnellte und sich auch dem deutschen Volke mitteilen sollte, nicht nur vorübergehend, sodaß auch der tragische Ausgang des Heruskerhelden nun ausblieb und sich in sein Gegenteil verkehrte, wie wir es selbst vollends erlebt haben: die Geschichte hat uns endlich, endlich gewitzigt.

Auch die edeln Sänger der Befreiungskriege müssen übergangen werden, Körner, Schenkendorf, Arndt, Fouqué, Rückert, Kleist ꝛc. (auch Fr. Schlegel erschien nun unter ihnen), die, wie der Philosoph Fichte in seinen Reden an die Nation, zugleich als echte Propheten wirkten, nicht in ferne Höhe schauend, sondern unmittelbar in die Geister und Willen ge-

waltig eingreifend als Lenker, Sporner und Ermutiger, zum Teil selbst mit dem Schwerte in der Hand. Nur von Goethe muß noch die Rede sein, doch auch nur kurz, denn eine Besprechung seines eigenartigen, ja seltsamen Verhältnisses zur deutschen Lebensfrage wäre eine Arbeit für sich. Aber man fragt unwillkürlich nach ihm, wie man damals that, was er zu den unerhörten Kämpfen und Nöten seines Vaterlandes dachte, wollte und that, er, der sich so oft und früh schon selbst als Propheten gefühlt und bezeichnet hat. Er war ja allein übrig von den Führern der großen Zeit, an sich der größte von ihnen, während es Schillern wie Herdern, auch Klopstock und Kant eben noch erspart worden war, das längst geahnte tiefste Elend ihres Volkes im Alter mit anzusehen.

Goethe war, kann man sagen, ganz Grieche geworden, d. h. auf dem von Opitz eingeschlagenen Rettungswege bis ans Ende geschritten; er sah vom alten Helicon auf die Barbarei der Zeit herab und auf die wilde Brandung der culturzerstörenden Wogen der Politik, wie er es ansah, um dort auf heiliger Kunsthöhe in sich ruhig bleiben zu können; flüchtete er sich doch nachher, merkwürdig genug zu einer Zeit, wo es nicht mehr nötig schien, noch weiter hinaus in den „reinen Osten," um da „Patriarchenluft zu kosten" und bei seinem reinen Binnenleben zu bleiben, ein rechter Vertreter der deutschen Ideologie. Auch andre verwandte Geister hatten in Hellas ihre ästhetische Rettung aus der deutschen Not gesucht, waren

aber auch ins Vaterland zurückgekehrt, z. B. Schiller im Tell. Auch Goethe that das endlich, versuchsweise schon in Hermann und Dorothea, aber es wurde ihm schwer, und erst die wachsenden Erfolge der romantischen Schule im Auslande brachten bei ihm das Gefühl zum Durchbruch, wie es dem Hellenismus gegenüber nötig und einzig natürlich sei, wieder „Zeitgenosse seiner selbst“ zu werden, also den Riß, die Kluft im eignen Innern aufzuheben. Eine solche Kluft zwischen sich und den Deutschen spricht aus vielen seiner Aussprüche über die Deutschen, ich weiß noch, welches Weh sie mir vor Jahren erweckten, wenn das oft klang, als rede er von ihnen wie aus dem Monde herunter, als gingen sie ihn nichts weiter an, außer wo es zu schelten, ja zu schimpfen galt. Aber auch darin war er ein Kind seiner schlimmen Zeit. Es ist noch nicht lange her, daß es förmlich guter Ton war, von den Deutschen, den „guten Deutschen“ so zu reden, daß man sich außer ihnen hinaus, möglichst hoch über sie stellte, um sich selbst sicher als etwas Rechtes für sich zu fühlen; wer die Erscheinung nachträglich studiren wollte, würde wohl finden, daß auch das erst seit 1870 langsam aus der Mode gekommen ist. Wie es früher entwickelt war, kann man z. B. an einer brieflichen Äußerung Knebels an Goethe vom 12. März 1814 empfinden, die doch auch die Umkehr zeigt: „Die Deutschen geben sich jetzt Mühe, wie es scheint, ihre Nation zu einer Nation zu bilden,“ wohlbemerkt noch im März 1814

nur „wie es scheint“! und „die Deutschen,“ so als ob er durchaus draußen stünde, fern und hoch wie ein unbeteiligter kühler Gelehrter, der für eine Geschichte Notizen sammelt. Allerdings heißt es dann, mit Umkehr: „Dahin sollten alle Hände oder vielmehr Köpfe gerichtet sein“ und: „Den braven guten Willen, den gegenwärtig die Nation zeigt, hätte man auch kaum erwarten können.“ Hätten aber alle berufenen Geister so gedacht und sich so kühl fern gehalten, bis allenfalls solche Stöße an sie kamen, wie damals bis ins Jahr 1806 zurück, hätten z. B. auch Leibniz, Fichte, Schleiermacher, Stein und die Tapfern alle so gedacht und geredet und gewirkt, was wäre aus uns geworden? Da dachte die Französin, durch deren Schrift de l'Allemagne die Äußerung Knebels veranlaßt war, anders von uns als die deutschen Weimaraner; in der Vorrede vom 1. October 1813, also vor der Leipziger Schlacht, schreibt sie: J'ai dit que les Allemands n'étoient pas une nation, mais certes ils donnent au monde maintenant d'héroïques démentis à cette crainte, spricht dann auch von der Schande der deutschen Landsleute, die ihren Unterdrückern beistehen, au mépris de leurs alliés mêmes, les Français, sie mag ihre Namen gar nicht nennen. So hatte die Fremde die gesunde Empfindung für uns, die bei uns so gebrochen war! Den einzigen Trost dabei giebt die Geschichte um ein paar Jahrhunderte rückwärts, wo klar wird, wie auch dieser Schandzustand lange vorbereitet und aus den jammer-

vollen deutschen Reichsverhältnissen erwachsen war, er ist nun aber auch in der Wurzel abgeschnitten.

Was Goethe in den entsetzlichen Jahren in sich doch gelitten hat als Deutscher und als Mensch, davon wäre viel zu sagen, er war geübt, dergleichen in sich zu verbergen und still zu verdauen, wenn ers nicht als Dichter verarbeiten konnte. Nur als Probe die merkwürdige Auslassung gegen den Kanzler von Müller vom 14. December 1808: „Ich studire jetzt die ältere französische Litteratur ganz gründlich wieder, um ein ernstes Wort mit den Franzosen sprechen zu können," in welchem Sinne, wird leider nicht klar, es scheint, um ihnen zeigen zu können, wie die deutsche Cultur, obschon weit jünger, doch der ihren nun ebenbürtig, Achtung und Schonung fordern könne. Denn politisch ist es gar nicht gemeint, es heißt dann vielmehr geradezu: „Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sich Letztere gerade das Umgekehrte ein," wunderlicher, schroffster Widerspruch gegen die, die noch an Deutschland glaubten und es eben damit retteten, und doch zugleich wunderbarer Umschlag von der Geringschätzung ins gerade Gegenteil. Dann aber als sein Trost und seine Hoffnung: „Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt." Wie die Juden! ihm kam also die Lage Deutschlands selbst vor, wie die des Judenstaates nach der Zerstörung von Jerusalem.

So stand es da in einem Geiste, wie Goethes, der so hoch und weit über die Weite der Welt hinblickte. Er sucht sich eben auch den Trost in der Weite, daß die Deutschen doch einen Wert für die Welt behielten — als Völkerdünger, wie man das nachher genannt hat. Denn es war in der Geschichte schon einmal dagewesen, am Ende des verrotteten Altertums, als Beginn der deutschen Geschichte, und sollte nun ihr Ende werden! Wir aus der Zeit vor 1848 haben an dem Gedanken noch oft kauen müssen, so lag er in der Luft (Goethes Äußerung ist erst 1870 bekannt geworden), wenn auch nun mehr mit Zorn oder Spott behandelt. Wir dachten zum letzten Trost an die alten Griechen, die am Ende ihrer nationalen Geschichte so der Culturdünger der Welt wurden, wie wir uns auch für das Mißverhältnis zwischen Preußen und Österreich Trost suchten bei dem Verhältnis zwischen Athen und Sparta. Was übrigens Goethe da meinte als Trost beim Verzichte auf ein Vaterland, das geschieht ja nun doch wirklich in alle Weite, wie es nach dem Osten schon seit dem Mittelalter im Gange war, aber es geschieht neben der Wiederherstellung des Mutterlandes, und beide Arbeiten fördern einander wechselseitig, die in der weiten Welt und die in der Heimat. Wie aber Goethe später, nach der vorläufigen Wiederherstellung durch die Freiheitskriege, von den Deutschen ganz anders dachte, davon auch eine Probe aus den Sprüchen in Prosa (Nr. 512): „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr,

als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern. Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vorteil gerechte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm," also die Deutschen, nun auch als Nation anerkannt, ganz auf sich selbst gestellt, sich selbst genug für alle Entwickelung der Zukunft, während in jener Äußerung von 1808 ihr Heil und Wert im zersplitternden Aufgehen in den andern Völkern gesucht wurde. Es ist freilich von Litteratur und Kunst gemeint, aber ein mutiges hohes Prophetenwort, das wir nun auch politisch anzuwenden allen Anlaß haben, wie es wissenschaftlich genommen auch längst im besten Gange ist.

Als die bösen Zeiten, die bösesten unsrer Geschichte, durchgelitten und durchgekämpft waren, wobei Brandenburg-Preußen der ihm von der alten Prophezeiung des Kaisers Sigismund zugewiesenen Aufgabe genug gethan hatte, und ein neuer Tag mit ahnungsvollem Morgenrot aufstieg nach der langen, bangen, öden, kalten Nacht, die man sich ja um Jahrhunderte zurück ausdehnen kann, da kam Goethen die Gelegenheit in die Hand, sich vor der Nation darüber auszusprechen. Als Aufforderung dazu konnte er schon im Jahre 1809 die Worte in J. Pauls „Dämmerungen für Deutschland" (unsicher, ob Abend- oder Morgendämmerung) in der Vorrede ansehen: „Mit den deutschen Wunden sind zugleich auch die deutschen Ohren offen, daher rede Heilsames,

wer es vermag, und möchten nur Männer, die es am besten vermöchten, jetzo nicht schweigen!" Schon im Jahre 1793 mahnte ihn die Fürstin Gallitzin: „Ach Lieber, Sie sollen darauf denken, unsre schläfrige Nation etwas aufzuwecken über ihre jetzige Lage" (Goethe-Jahrbuch 3, 285). Er hatte sich ja auch ausgesprochen über die politisch-nationalen Dinge von damals, in dem Märchen vom Jahre 1795, aber so im Tone des Märchenrätsels, daß es bis heute noch nicht eigentlich gelöst ist, was konnte der romantische „Spaß" im furchtbaren Ernst und Drang der Zeit helfen? Nun kam aber im Mai 1814 von Berlin aus Iffland an ihn: „Seit Luthers Reformation ist kein so hohes Werk, dünkt mich, geschehen, als die jetzige Befreiung von Deutschland. Begeisterung hat alle Menschen ergriffen. Es giebt keine höhere Feier als die, daß der erste Mann der Nation über diese hohe Begebenheit schreibt." Und Iffland sprach im Sinne Tausender. Wer nun aufatmend aufsah und sich umsah nach einem, der für die Nation und zu ihr das Segenswort zu reden hätte, der sah Goethen in dieser Stelle, nachdem Schiller zu früh abberufen war. Er war eben mehr für die Nation als bloß Dichter, oder der Begriff Dichter rückte nun in der Erregung der Zeit von selbst wieder in das alte Licht und die Würde ein, wie z. B. zu den Zeiten Walthers von der Vogelweide, daß er zugleich der höchste nationale Berater und Prophet zu sein habe. Las man doch noch 1839

im Vorwort der Ausgabe von Goethes Briefen an die Gräfin Auguste zu Stolberg das merkwürdige Wort, aber recht deutsch nach altem Begriffe: „Goethe ist, so lange die Deutschen keinen öffentlichen politischen Charakter haben, der öffentlichste Charakter. Die Dankbarkeit, Verehrung und Liebe, die wir alle in unserm Herzen aufgespart haben für einen großen deutschen Mann, sind wir geneigt [einstweilen] zu übertragen auf einen großen deutschen Dichter." Also, können wir fünfzig Jahre später nun sagen, Goethe als Abschlagszahlung des deutschen Genius auf Bismarck genommen, die Dichterwelt als Prophetie auf eine neue wirkliche Welt, für die sich dann auch eine neue politische Form des Ganzen von selbst verstand. So tröstete sich und seine Deutschen J. Paul im Jahre 1809 in den Dämmerungen und mahnte in Prophetenhaltung: „Ist das vaterländische Feuer erloschen und haben die Vestalen nicht gewacht, so holet es, wie der Römer seines von der Sonne wieder, vom himmlischen Musengott" (Werke 1827 33, 148). Und so kam es, war schon längst still im Gange.

Nun war denn das vaterländische Feuer in Tausenden von Herzen wie auf seinem heiligen Herde wieder entfacht zur vollen Flamme und leuchtete auch aus großen Thaten und Erfolgen in die Welt hinaus, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war, leuchtete als ahnungsvolles Morgenrot eines neuen vaterländischen Tages. Und Goethe,

der selbst den Funken des Prometheus dazu vom Himmel geholt hatte, wenn auch mehr für die Menschheit als für das Deutschtum, sollte dazu treten und es als Priester segnen. Das hat er denn gethan in „des Epimenides Erwachen." Er war noch nicht genug wieder Deutscher geworden, um es anders thun zu können als in griechischer Maske. Das Stück, mit der Spannung der wunderbar gehobenen Zeitstimmung erwartet, begegnete vieler Enttäuschung. Man brauchte unmittelbare Wirkung in dem unmittelbaren Leben, das man wieder schmeckte, und sollte sie sich durch Gelehrsamkeit vermittelt zusammensuchen, sodaß die Nichtgelehrten von vornherein davon ausgeschlossen waren. Ja hätte Schiller noch zehn Jahre länger leben und das Stück schreiben können, wie hätte er seine hohen Prophetenworte vom Jahre 1800 nun nach der politischen Seite, für die er den höchsten Sinn hatte, ergänzt vortragen können! Goethe mußte dazu sich gleichsam selbst überspringen, um ein Jahrzehnt oder mehr über sich selbst hinaus und voraus springen, denn bei Eckermann später findet man ihn in Stimmungen (z. B. am 14. März 1830), die für die Aufgabe die brauchbaren gewesen wären.

Er hat aber das Überspringen seiner selbst, das Schwerste, was einem aufgegeben werden kann, doch auch tapfer geleistet. Er hat als Epimenides die düstere Nacht der furchtbaren Zeit verschlafen und verträumt und sieht nun beim Erwachen auf einmal die ungeheure Wandlung, sieht, was vollbracht ist

ohne sein Zuthun, und — erklärt vor seinem Volke geradezu ein pater peccavi, sieht es nun über sich, nicht mehr unter sich (2. Aufzug, 9. Auftritt):

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.

Man muß, um das zu begreifen, in den Erinnerungen der Malerin Louise Seidler nachlesen, wie ihn Professor Kieser bei einem Besuche am 12. December 1813 fand (2. Auflage S. 104), nämlich erschüttert bis in die Grundfesten seines Wesens, weil die Brandung der neuen Begeisterung nun auch in Weimar selbst an ihn kam und ihn unentrinnbar umfing, daß es ihm über den Wert der Nation und die wahre Bedeutung des Geschehenden recht eigentlich wie Schuppen von den Augen fiel; er beichtete in einer unerhörten Aufregung vor Kiesern wie vor einem Vertreter der von ihm gekränkten Nation, und entwickelte einen großen Plan, wie er selbst nun eingreifen wolle, den Kieser leider als Geheimnis behandelt und dem Briefe nicht anvertrauen mag. Jenes Bekenntnis und Ehrenerklärung des Epimenides stammt aus dem Gedankenkreise, den Kieser da leider nur andeutet, und wenn man in der Goethegemeinde allermeist nicht daran will, daß da in der altgriechischen Maske der Dichter selber von sich selber von der Bühne herab zur Nation so rede, so geschieht das wohl nur, weil er ihnen mit der Selbst-

erniedrigung zu klein würde; ich sehe ihn nirgends größer als da.

Aus der Stimmung jener Stunde begreift sichs auch, wenn er sich nun zu dem alten vox populi vox dei versteht, das zugleich so tief ist und so flach sein kann, für ihn gleichfalls eine wahre Selbstüberwindung, eine Selbstüberspringung. Im siebenten Auftritt singt der Chor:

Brüder auf! die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' ist groß usw.
So erschallt nun Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimme sie erschallt,
Und, entflammt von heilgem Grimme,
Folgt des Blitzes Allgewalt.

Gewalt, Blitz, Grimm, alles sonst so unbrauchbar in Goethes Denk- und Empfindungswelt, und hier, im Licht aus heiliger Höhe gefaßt, unentbehrlich. Er war eben über sich selbst erhöht durch die Gewalt der Ereignisse und der nationalen Erhebung: erhöht, wenn das der Goethegemeinde nicht munden will, kann man auch sagen, aus seiner Ätherhöhe heruntergeholt in die drangvolle Wirklichkeit, in der eben allein sich alles Leben bewegt, das doch sonst sein rechtes Stichwort ist, und hier fand sich doch erst die rechte Höhe für ihn, an der Spitze der Nation. Auch die Volksstimme, mit der er sich selbst hier vorgreift, ward ihm noch zu einem unentbehrlichen Begriffe, als er sich nachher immer mehr darein fand, doch mit der Entwickelung des

neuen Zeitgeistes zu gehen, so weit er konnte; hatte er doch das Gesunde darin selbst halb unbewußt mit pflanzen und pflegen helfen. So in dem erwähnten Gespräche mit Eckermann im Jahre 1830 (3, 215), wo von Beranger die Rede ist, von dem er nicht ohne neidische Regung äußert, „daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt [wie Paris], ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland! Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, da war Deutschland überall" usw. (folgt noch Bedeutsames genug): „Deutschland überall" im Jahre 1814 auf so kurze Zeit, dann eigentlich keins mehr, das wissen ja wir Alten noch aus bitterm wurmenden Weh, und nun doch „Deutschland überall" auf immer, oder wir müßten nicht wollen, auch ohne ein deutsches Paris, das alles Leben in sich auffaugen will, und das wir gar nicht brauchen können.

Auch als Epimenides, dessen er da nicht gedenkt (er dachte offenbar später nicht gern daran zurück), sprach er doch endlich zugleich, aus der griechischen Rolle fallend, als große Volksstimme, auch wie mit dröhnendem Posaunentone, z. B.:

Und wir sind alle neugeboren,
Das große Sehnen ist gestillt.

Bei Friedrichs Asche wards geschworen
Und ist auf ewig nun erfüllt —

auf ewig! ja so dachte, fühlte man damals, man sah durch die Befreiung vom napoleonischen Joche für alles geholfen, wofür doch noch Arbeit, Streit und Leid genug übrig blieb und bleibt, und doch sind die Worte wie schon für die hohen Stunden von 1870 und wie für unsre nähere Zukunft geschrieben. Ebenso im Munde des Epimenides:

Ich sehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen usw.

Und im Liede des Chors am Ende:

Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß usw.
Zusammenhaltet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich.

Damit ist zugleich über den Augenblick hinaus in die Zukunft geblickt, stand er doch mit den Zeitgenossen nun auch wie auf heiliger Bergeshöhe, wie Schiller damals im Jahre 1800, und doch nun auch ganz anders. Wenn Schiller die Höhe ganz aus sich selbst und dem deutschen Innern hatte nehmen und sein prophetisches Ausschauen auf das Innere beschränken müssen, so war oder wurde nun, wie Hölderlin zwanzig Jahre vorher geahnt hatte, die Wasserscheide vom bloßen Innenleben zu neuem wirklichen Leben überschritten, und man sah vor sich und hinter sich in das Land der deutschen Geschichte mit ganz verschiedenem Anblick. Auf Wasser-

scheiden stehen an der Straße gern Capellen zur Andacht, zu der die Höhe mit ihrem Weitblick den Wanderer ohnehin leicht einladet. Auch auf dieser Höhe war der deutsche Geist zur Andacht erhöht, von Gott und dem Heiligen voll. Es ging eine hohe Sonntagsstimmung durch die Lande, zugleich Frühlingsstimmung, Osterstimmung, wie Schenkendorf in die Geschichte zurückblickend jubelnd ausbrach (Frühlingsgruß 1814):

Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum.

Auch Epimenides blickt so andächtig hoch gestimmt ins Weite von der noch nicht erlebten Höhe. Schon im Eingange thut es die Muse für ihn, um voraus den Grundaccord anzuschlagen (am Schluß der Ansprache):

So ging es mir [Goethen], mög es Euch so ergehen,
Daß aller Haß sich [nun] augenblicks entfernte ...
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte.
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußern Kampf den innern Frieden.

Frieden, Eintracht: wie reicht das zugleich dem Schlußbilde der alten Prophezeiungen die Hand, in der des Jupiter im Simplicissimus, wie in Sibyllen Weissagung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Und wenn Goethe die Welt, die Eintracht von uns lernend wünscht (das Gefühl, daß man ein ganz neues Leben zu beginnen habe, ging ja durch ganz

Europa), wie fällt das in der Sache zusammen mit dem alten Zuge in der Idee des deutschen Kaisers, der sich in dem Titel pacificus ausdrückt, bei Walther von der Vogelweide in der Mahnung an Kaiser Otto IV. als an seine höchste, letzte Aufgabe, nachdem er in Deutschland Frieden gemacht: und süenet al die kristenheit (12, 22 Lachmann). Die hohe Idee war eben wie von selbst nicht nur an die Kaiseridee, auch an unsre Mittellage in Europa gebunden, die Leibniz so nachdrücklich betonte. Völlig, als wäre er mit den alten Weissagungen bekannt, schrieb am 3. November 1814 Cornelius aus Rom an Görres, seine Stimmung jugendlich ausschüttend u. a.: „Ich glaube, Gott will sich aller herrlichen Keime, die in der deutschen Nation liegen, bedienen, um von ihr aus ein neues Leben, ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über die Erde zu verbreiten“ (Görres Schriften 8, 435).

Aber Eintracht bei den Deutschen! und der Dichter dachte sie sich offenbar auch wie nun dauernd, als Muster für Europa. Ja damals war sie da, rein und groß, eine hübsche Zeit lang, wie lange nicht in unsrer Geschichte, von einer jugendlichen Begeisterung getragen, wie man sie seit den Kreuzzügen nicht wieder gesehen hatte. An die dachte man denn auch, wie Cornelius in dem erwähnten Briefe, wie Schenkendorf öfter, wie Körner: „Es ist ein Kreuzzug, ist ein heilger Krieg,“ und auch das als Kriegszeichen gestiftete eiserne Kreuz faßte

man so auf. Nehmen wir Goethes Wunsch aus den wunderbaren Tagen von 1814 als mahnendes Prophetenwort für die Zukunft, für das wir thun, was wir können! Geschieht es doch schon, freilich mehr zwangsweise, seit bald zwanzig Jahren.

Ein wichtiges, mehr nüchternes, und doch auch ein Prophetenwort fällt noch am Schlusse des Stückes. Epimenides erklärt:

Er [der Höchste] lehrte mich das Gegenwärtge kennen,
Nun aber soll mein Geist entbrennen,
In fremde Zeiten auszuschaun.

Das ist zunächst wieder ein bloß persönliches Bekenntnis: ich hatte mir die Gegenwart (in seinem eigentümlichen gedrungenen Sinne genommen) als Ziel und Umkreis meines Erkennens gesetzt, das Sinnengegebene, die Natur, nun aber erkenne ich, daß das nicht ausreicht und die Geschichte zur Ergänzung braucht; man kennt sein Geständnis noch in Wahrheit und Dichtung, daß er der Weltgeschichte nie etwas habe abgewinnen können. Jetzt aber war er mit ergriffen von dem Drang, die ungeheuern Dinge aus der Geschichte begreifend zu überwinden, sie hatten ihn auch darin über sich selbst erhöht. Er läßt es dann den Priester aussprechen, wie im Namen der Nation:

Und nun soll Geist und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft schaun:

fühlen, sein altes Wort für gründlich erfassen, bis ins Innerste verstehen, also: die Vergangenheit

gründlich erforschen, um von da aus einen Blick in die Zukunft zu gewinnen.

Auch das stand schon mit im Programm der Romantik (zuletzt doch auch aus Herders Ideenmasse abgeleitet), schon im Jahre 1798 von Friedrich Schlegel in das knappe Wort gefaßt, das ein geflügeltes geworden ist: „Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet“ (Athenäum 1, 2, 20), von H. Heine auf Schiller angewandt (die romantische Schule S. 85). Auf Deutschland in seiner verzweifelten Lage im Jahre 1808 angewandt von Arnim, er schreibt da: „Dadurch, daß wir erkennten, wie wir geworden, könnten wir zu einem tiefern Bewußtsein unsrer selbst und zu einem festern Vertrauen auf die Natur unsers Vaterlandes gelangen. Wenn es lange Zeit und gut war, daß Deutschland sich in ruhiger Bewußtlosigkeit entwickelte, so machen die Andränge von außen, die jetzt geschehen, es nötig, daß es in seinem Selbst sich zum Beschluß seiner Bestimmung unter den Völkern sammle“ (W. Scherer, J. Grimm S. 42). Der Gedanke lag eben für denkende Geister, die in der Höhe Trost suchten, in der Luft der deutschen Verhältnisse. Hatte ihn doch auch schon Leibniz gehabt, der deshalb Jahre lang beim kaiserlichen Hofe für Gründung einer historischen Reichscommission wirkte, an deren Spitze er sich selbst dachte; das war in Wien freilich vergebliche Mühe, schon den jesuitischen Einflüssen dort gegenüber, ebenso wie seine langjährige

Bemühung für Gründung einer deutschen Akademie, d. h. einer „deutschgesinnten“ Gesellschaft der Wissenschaften, die ihm dann in Berlin gelang und in seinem Sinne durchaus die zusammenfassende Hebung des deutschen Geistes und Lebens zum Zweck und Kern hatte, sein Leben lang der Mittelpunkt in seinem großen Denken für die Erneuerung und Rettung des Vaterlandes. Der Gedanke an die Neubegründung vaterländischer Geschichtsforschung in diesem Sinne ist nur ein Stück aus dem ganzen Plane und tauchte dann in der Zeit der letzten Kämpfe um das Dasein und der ersten Erfolge von selbst wieder auf, man konnte ihn aus der Zeit nehmen und brauchte ihn nicht erst zu entlehnen. So ist er wohl unentlehnt selbständig bei Arnim, bei Goethe, bei Stein. Denn die Monumenta Germaniae historica als Hauptarbeit der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ sind eine Schöpfung Steins, womit Leibnizens und Goethes Gedanke zur schönsten Ausführung kommt. Stein hat selbst mit Goethe darüber verhandelt im Sommer 1815, um ihn für den Plan zu erwärmen; wie wenig ihm aber das gelang und wie kalt, um nicht mehr zu sagen, sich Goethe nun dagegen verhielt, daß er seinen eignen hohen Gedanken, d. h. die Höhe der vaterländischen Stimmung, aus der er stammte, sobald nachher wieder ganz verloren hatte, kann man im neuesten Goethe-Jahrbuch [1888] S. 90 finden, s. besonders den Brief an Voigt vom

26. Auguſt 1816; die „Verblendung,“ von der er da ſpricht, war doch wirklich auf ſeiner eignen Seite, dieſelbe, aus der man ihn im December 1813 in Kieſers Bericht herausgeriſſen ſah. Wie gut wieder, daß nicht alle ſo dachten und empfanden, nachdem der erſte Morgentraum verrauſcht war und die harte Tagesarbeit begann.

Die Geſchichte eine rückwärts gekehrte Prophetie, das iſt eigentlich die Seele unſrer ſeitdem verjüngten Geſchichtsforſchung und Geſchichtſchreibung geworden. So ausgeſprochen in dem Vorwort zu dem erſten großen Unternehmen der Art von Perthes, Geſchichte der europäiſchen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert 1. Band S. IV: „Damit man ſehe, wie im Laufe der Zeit jeder Staat das geworden iſt, was er iſt, damit die Gegenwart richtig verſtanden und der Blick in die Zukunft, ſo viel möglich, weniger unſicher werde.“ Und in der Einleitung zur Geſchichte der Teutſchen von dem trefflichen ſchwäbiſchen Pfarrer Pfiſter, die das Unternehmen eröffnete, im 1. Band S. IX: „Sehr ernſte Fragen hat unſer Jahrhundert zur Sprache gebracht. Zu ihrer Löſung ſoll die Geſchichte als Einleitung dienen, und ſie wird es, dafür bürgt der Eifer und die ausgebreitete Thätigkeit, wozu ſich eben jetzt ſo viele vereinigen.“ Das iſt im Jahre 1829 geſchrieben, kurz vor den Stürmen von 1830, denen nachher die von 1848 folgten uſw., d. h. die ernſten öffentlichen allgemeinen

Fragen, von denen Pfister 1829 sprach, häuften sich und steigerten sich und rückten uns, jedem Einzelnen, immer näher auf den Leib, daß einer nach dem andern in die Drehung der gewaltigen Bewegung hereingezogen wurde: recht eigentlich unsre Lebensfrage, bis ins alltäglichste Erwerbs- und Geschäftsleben herunter, wie bis in das höchste Geistesleben hinauf, eigentlich die eine Frage: können wir uns als Volk, als lebendiges Ganzes verjüngen aus dem einst alternden, absterbenden Zustande heraus? und nun auch aus den eingetretenen wirren Gährungen heraus zu einer festen Neugestaltung kommen? Welche Arbeit für die Geschichte nach allen Seiten, daß sie als Prophetie aus den Wegen und Irrwegen der Vergangenheit heraus den rechten Weg für die Zukunft weise!

So war und ist nun das Amt des Prophezeiens, das doch nicht leer bleiben kann, an die Wissenschaft übergegangen, ist aus einem begeisterten Träumen oder Schwärmen zu einem ernsten Arbeiten geworden, die Wissenschaft aber damit geadelt, indem sie mit ihrer sauern, nüchternen Arbeit zugleich doch das alte Amt des Sehers und Priesters übernimmt und damit nicht mehr nur, wie in der vorigen Zeit der bloßen Gelehrsamkeit, über das Geschehene wie über ein Abgeschlossenes aus ferner kühler Höhe Buch führt für das bloße Wissen der Schule, sondern bei aller reinen Höhe doch dem Leben so nahe rückt, daß sie nicht nur dessen Puls-

schlag teilt, sondern auch in sein Werden und Geschehen von oben eingreifen lernt oder lehrt, daß es die gottgewollten Wege finde. Und das alles zugleich ein fröhliches und sicheres Zeichen, wie keines sonst, daß die große, ja ungeheure Aufgabe gelingt, an der die Besten bei allen Völkern seit Jahrhunderten arbeiten: die Menschheit aus der Gefahr des Alterns und Verrottens, der das classische Altertum nicht hat entgehen können, heraus zu holen zu einem neuen Leben; ja, „es ist der Geist, der sich (neu) den Körper baut."

Für uns Deutsche aber wurden seit dem Morgen unsers neuen Lebens, der auf den Abend des alten gefolgt ist, die Fragen, wie sie aus dem gründlich rajolten Boden wuchsen, alte und neue, als Kraut oder Unkraut, alle doch von einer umspannt: von der nach Kaiser und Reich. Es war ja auch die alte erste Frage, von allem Anfang her, die Frage nach dem Zaun oder der Mauer, die einen Garten umhegen muß, damit dann in ihnen sicher wachsen und werden könne, was soll oder will, was Menschen Bedarf oder Willkür und was des Himmels Luft und Licht aus dem gegebenen Boden und seinen Keimkräften gewinnen mag.

Solche Namen haben, wie Blumen, einen Duft um sich, weit waltend und allbestimmend und belebend, so lange sie die Träger von Lebensmächten sind; der Duft kann sich aber auch verlieren, wie bei den Blumen, und in sein Gegenteil umschlagen,

wenn das Leben davon weicht. So war es mit „Kaiser und Reich“ gegangen. Für das letztere braucht man nur an die Reichstruppen zu denken, um zu wissen, wie übelriechend der alte edle Begriff geworden war. Und ich weiß noch aus meiner Kindheit, wie da „draußen im Reich“ unter den Leuten in Gebrauch war, wohlbemerkt, „draußen,“ von Sachsen, Preußen, Österreich aus gesagt, wo man längst mit Genugthuung empfand, daß man nicht mehr „drin“ war. Sang man doch schon im sechzehnten Jahrhundert vom sterbenden Reiche, d. h. die damals gar stolzen Buchdrucker sangen in einem Preisliede ihrer „Gesellschaft“ von sich selbst, um der Sicherheit ihrer Fröhlichkeit kräftigen Ausdruck zu geben, auch wie prophezeiend (Fischarts Gargantua Cap. 8, Uhlands Volkslieder Nr. 265):

Sie hat gar kleine Sorgen
Wol umb das Römisch Reich,
Es sterb heut oder morgen,
So gilt es ihnen gleich.

Also schon wie Goethes Studenten in Auerbachs Keller, Frosch:

Das liebe heilge Römsche Reich,
Wie hälts nur noch zusammen?

Aber Brander, dem das doch eine peinliche Gedankenreihe erweckt, unterbricht ihn gleich:

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,

Daß ihr nicht braucht fürs Römsche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.

Schon im dreizehnten Jahrhundert, in Zeiten, wo die so nahe dahinter liegende Herrlichkeit zuerst in bedenkliche Zerrüttung geriet, äußerte Freidank (73, 20), wenn auch zugleich die Schwierigkeit des Kaiseramtes überhaupt gemeint ist:

möht ich minen willen hân,
ich woltem keiser 'z rîche lân.

Wie schmählich aber zuletzt der Kaiserbegriff heruntergekommen war, das hört man am schärfsten aus Kindermunde, wenn z. B. aus Schwaben bei E. Meier, Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben, Tübingen 1851, S. 39 in einem Auszählspruch als Schluß gesagt wurde:

Zipperle pipperle bump,
Der Kaiser ist e Lump,
Er reitet über Feld
Und bringt e Sack voll Geld;

und noch einmal in einem Spiele S. 136: „Birle birle bump, der Kaiser ist ein Lump," wobei gewiß das bump dem Lump zu Gefallen in den Reim kam, nicht etwa umgekehrt. Es giebt ein ganzes Bild; der Kaiser allein daher reitend mit einem Sack voll Geld in der Hand, wie auf einem Bilderbogen, als „Lump," d. h. als ob er sich das Geld eben in einer Reichsstadt geborgt hätte, der Witz

könnte z. B. aus Ulm oder Augsburg stammen, bei den Kindern nur haften geblieben. Erscheint doch der alte Fritz in seinen Geldnöten in Kindermund, freilich nicht als Lump, sondern als Held, in einem Auszählspruche aus Schierstedt:

Friederich der große Held
Hat Soldaten und kein Geld.

Überhaupt klingt oft genug politische Wahrheit so als klarer scharfer Niederschlag in Volks- und Kindermunde, z. B. das unfindbare Deutschland von ehedem, von dem Goethe oben bei Eckermann spricht, in einem Kinderspruch im Wunderhorn (1845 3, 432), „wenn die Kinder auf der Erde herum rutschen," in einer Fassung, wie sie bei Frankfurt von Handwerksburschen gehört worden ist (ihr Wanderleben wie jenes Herumrutschen gedacht):

Such vorne, such hinten,
Such alleweil herum,
Kann Deutschland nicht finden,
Rutsch alleweil drauf rum!

So sangen sogar die Kinder dem alten Deutschland und dem alten Kaiser wie ein Grablied mit Schimpf und Hohn! Man kann aber daran auch wie kaum an etwas anderm den Umschwung ermessen, der sich bei unsern Lebzeiten vollzogen hat, gar mancher von den kleinen Spottsängern wird dann dazu geholfen haben. Gerade in den Knabenseelen wurzelten und hafteten am tiefsten mit wunder-

barem Ahnen die ermutigenden Worte, die von Dichtern ausgegeben wurden. Ich weiß z. B. noch, und gewiß viele, wie Schillers Wort von der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ in der Ballade vom Grafen von Habsburg (v. J. 1803), die man ja ganz früh kennen lernt, mir als Knaben wie einen Stoß gab, der eine Lücke im tiefsten Gefühl eröffnete, die Ausfüllung verlangte. Und was Rückerts volksmäßig gehaltenes Lied vom alten Barbarossa, dem Kaiser Friedrich im Kyffhäuser (v. J. 1814) im stillen Seelengrunde von tausend und abertausend Kindern für Wirkung gethan und vorbereitet hat, das ist nicht zu ermessen: ein romantischer Traum, ja! aber ein prophetischer, einer von denen, die doch dann für die Tagesarbeit auch Kraft und Saft in Sinn und Glieder geben.

Diese Arbeit, die nach den Freiheitskriegen der Nation aufgegeben war, erschien oder war schwerer als je eine, hoffnungslos den widerstrebenden Mächten und Verhältnissen gegenüber. Aber die Kräfte der Nation sammelten sich auch unter dem Druck stetiger und sicherer als je, von allen Seiten auf die eine wunde Stelle drängend, die schon im dreizehnten Jahrhundert Freidank scharf bezeichnet hatte, um sie zu heilen. Wie die ästhetische Stubenarbeit endlich in Drang nach wirklicher Arbeit ausgelaufen war, am schärfsten ausgesprochen in Hölderlins „wir [Jungen] wollen thun, was die Künstler träumten,“ ebenso ging es nun, noch merkwürdiger,

mit der philosophischen Stubenarbeit. Schon in Fichte ballte sich Kants reine Denkwelt wie zu Thatenkraft zusammen, wie es Arnim tröstend geahnt hatte, und das System, in dem der reine Gedanke, die Idee ihren höchsten Flug nahm und im Äther zu verschweben schien, das Hegeltum, schlug doch am Ende auch geradezu in drängende Thatkraft um, die Idee griff nun nach unten und umfaßte die ganzen Nöte der Zeit und des Vaterlandes mit dem in der Höhe gelernten gewaltigen Umspannen, und das Umfassen ging von selbst in ein Erfassen, das Begreifen in ein Eingreifen über. Dazu halfen die Dichter den Philosophen, wie in der großen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts, der Zeit der ahnenden Vorarbeit, so nun bei der Arbeit des Zugreifens; das sogenannte junge Deutschland und das junge Hegeltum gingen ans Werk in stillem und offenem Bunde, alles lang und tief geschulte Denken und Empfinden, Träumen und Ahnen ward aus sich selbst heraus zu einem Wollen. Auch die bildende Kunst wie die Geschichtsforschung, nicht anders die junge deutsche Philologie, eigentlich alle Geistesarbeit der dreißiger, vierziger Jahre hatte mehr oder weniger bewußt nur ein Ziel, auf das alle neu erweckten Kräfte in einer Richtung hinstrebten, wie Strahlen nach ihrem einen Ausgangspunkte, während die umgekehrte Richtung in der deutschen Geschichte das Herkömmliche war. Die zerstreut arbeitenden Kräfte wurden damit zu

einer unwiderstehlichen Kraft, die in sich ihres Erfolges sicher war. Die Luft war voll von einer deutlich geahnten, heiß ersehnten nötigen großen deutschen That, die wie mit einem großen Ruck alles Zerfahrene auf einen neuen festen Fuß und Stand setzen mußte.

Aus dem Kreise der bewußten Arbeiter und Dränger sei nur einer benutzt, P. A. Pfizer und sein „Briefwechsel zweier Deutschen," Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1831, während ich daneben gern auch Wienbargs Ästhetische Feldzüge, Hamburg, 1834, das eigentliche Stiftungsbuch des jungen Deutschlands, zuzöge. Beide Bücher sind rechte Propheten-arbeit. Pfizer, der junge Schwabe, steht in Hegels Welt, die ja, selbst aus schwäbischem Geiste, damals in Berlin die Herrschaft hatte. Man sieht da das wunderbare Gähren der überhohen Ideenwelt, wie sie durch Hegel aufgeregt war, sieht aber auch die Abgründe, die sich darunter aufthaten (wie bei Wienbarg auch) und durch den ätherischen oder auch grauen Nebel hindurch, der doch schon Risse hat, das ganze Elend des Vaterlandes mit einer Schärfe als Schmach vor Europa empfunden, wie kaum je vorher. Aber eben aus der Idee blitzt auch kühne Hoffnung und Thatkraft, z. B. in dem Schlußworte eines Briefes von Friedrich an Wilhelm (so heißen die beiden briefwechselnden Deutschen), das zugleich an Schillers Gedanken vom Jahre 1800 anknüpft, ohne davon zu wissen (S. 263): „Möge einstweilen immerhin

das stolze England alle Meere beherrschen, möge Frankreich die Welt zum zweiten male erobern (!) oder Rußland seine gewaltthätigen Arme noch weiter über Asien und Europa strecken, die wahre Geistesbildung wird ihren Sitz und Mittelpunkt in Deutschland doch behalten und immer fester begründen; ja die Zeit wird kommen, wo die Schutzgöttin der Deutschen, die Philosophie, aufhört, eine bloße Schulmeisterin zu sein, die auf Kathedern thront, die Zeit wird kommen, wo sie handelt und vollbringt, wo sie zur That wird und die Welt beherrscht." Was im Hintergrunde von alle dem als bestimmender Punkt in des Philosophen Seele stand, wie bei Tausenden, zeigt ein Gedicht „der künftige Messias" S. 354, wo er, in romantischer, religiöser Haltung, von einem Klausner dichtet (er bekennt sich zuletzt selbst als ihn), der sich aus dem Volke, „das mit Unwert prahlt und sich der Schande freut," in des Waldes Einsamkeit geflüchtet hat, aber als Prediger in der Wüste „von dem Reiche, das kommen soll," redet,

Von des Heilands Feuertaufe, vom Erlöser, der erscheint,
Wenn der Stern aus Morgen wieder blinkt, das irre Volk
vereint usw.

Woher aber der Messias kommen sollte? Die Antwort war schon seit dem siebzehnten Jahrhundert gleichsam herangewachsen. Wie Lohenstein seinen Arminius in dem Berlin des großen Kurfürsten dauernd ansiedeln wollte, wie im achtzehnten Jahrhundert der große Friedrich die alten deutschen

Messiashoffnungen wach rief, so war durch die mit stillem und hellem Lichte leuchtenden Thaten der Befreiungskriege der preußische Staat die Stelle der Hoffnungsstrahlen im düstern Gewölk für den, der über das wirre Durcheinander der Verhältnisse, Strebungen und Meinungen hinausblickte in die Höhe der gegebenen Thatsachen und Kräfte. Was freilich nun für uns und das ganze Erdenrund weltgeschichtliche Thatsache ist, dazu gehörte damals noch ein großer kühner Glaube, ein rechter Prophetenmut, denn die Schwierigkeiten waren von innen und außen unendlich viel größer, als unser jüngeres Geschlecht weiß und ahnt. Aber Pfizer, der Schwabe, sprach es im Jahre 1831 aus, so gewagt es war gerade in Württemberg (vgl. ihn selber in Fr. Perthes Leben 3, 367); sein Wilhelm schreibt z. B.: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protektorat über Deutschland durch dasselbe Verhängnis angewiesen, das ihm einen Friedrich den Großen gab" usw. (S. 201); „wenn Preußen seinen ehrenden Beruf in großartigem Sinne würdig auffaßt und die beschränkte preußische Nationaleitelkeit zu einem deutschen Nationalgefühle erweitert, wenn es bedenkt, daß sein Übergewicht an materiellen Kräften weniger sein Verdienst, als eine Gunst des Himmels, ein Fingerzeig für seine künftige Bestimmung ist" usw. (S. 227), es ist „der gottgegebene Retter in der Not" (S. 239), während Friederich, der andre Briefsteller (es ist im Grunde Friedrich Notter, ein Freund

Pfizers, der erst im Jahre 1884 starb) scharf Widerpart hält, Preußens damalige Mängel oft beißend hervorhebt und das ganze politisch vorausgeschrittene Selbstgefühl des Südwestdeutschen ausspricht: man wittert da die Gefahr einer Dreiteilung, die bis 1866 uns ängstigte, und die der Mainlinie, die auch nach 1866 uns noch ohne Not geängstigt hat. Pfizers eigenste Gedanken läßt wieder ein Gedicht sehen, „Einst und Jetzt" S. 301; da schweift der Geistesblick vom heimischen Hohenstaufen hin zu Kaiser Rotbart, der nur schlummert, rückwärts zu Kaiser Karl dem Großen, bis zum „heiligsten der Schatten, Hermann, der als Opfer fiel," aber auch vorwärts zu den Zollern, die ja auch einst von Schwaben aus ihre deutsche Bahn antraten:

Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Ostmeers trug.

So ist für das vaterländische Gefühl des Schwaben die Einheit des innersten Lebensfadens gewonnen zwischen alter und neuer Zeit, aber wir Andern freuen uns ja auch an dieser Einheit, an der alten Nachbarschaft des Hohenstaufen und Hohenzollern. Schade, daß auch Pfizer für den Schluß seiner Vision von dem Friedrich in Sibyllen Weissagung und Kaiser Sigismunds Ausdeutung auf den Brandenburger Friedrich nichts wußte:

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlaßnen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu usw.

Was da die Stimme aus dem freien Süden hochherzig selbstentsagend nach dem Berlin von 1831 hinauf rief, das bei allem Hegeltum politisch im Garne Rußlands zappelte, das war eigentlich: wenn du nicht willst, du mußt, denn es ist der deutschen Geschichte, des deutschen Gottes Wille. In der Volksseele, wie sie von den Besten dargestellt wird, war der Wille da, zu einer einheitlichen Spannkraft gesammelt, wie nur je in den größten Zeiten rückwärts. Aber der Wille brauchte eine Hand, einen Arm, einen Kopf, daß die alte Gedankenthat des Träumens, Ahnens und Wollens endlich zur wirklichen That würde, der ja unendliche Schwierigkeiten entgegenstanden. Und der Kopf, die Hand fanden sich, im Dienste des deutschesten Herzens, eben in und mit einem rechten Preußengeiste. „Volkswille, Gotteswille," so faßt Franz Cramer in einem Schriftchen über Goethes Epimenides (Despotismus und Volkskraft, Berlin 1874, S. 23) Goethes Wort dort von des Volkes Stimme als Gottes Stimme, und schließt (S. 26): „Kühn und mutig und frei tragen wir die Stirne, wir kennen ja das Walten des Zeitgeistes seit Jahrtausenden. Die Volkskraft ist groß und — der eiserne Kanzler ist ihr Prophet." Damit kann auch ich schließen, nur daß eisern und Prophet

unſern Bismarck nicht ganz bezeichnen: er iſt uns der rechte Friedrich, der rechte Siegfried, der rechte Arminius geworden und hat auch ſeinen König und Herrn dazu gemacht, daß in und mit ihm ſich die alten Prophezeiungen erfüllten, die ja ſeit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf Brandenburgs Fürſtenhaus wieſen. Die deutſche Geſchichte, und nicht die politiſche nur, mit ihr die deutſche Geſchichte überhaupt, beginnt, als finge ſie nun erſt oder endlich an, aber mit dem Lehrgewinn von langen Jahrhunderten. Man möchte wirklich wieder mit jung ſein.

Aber als Nachklang doch noch einige Stimmen von Fremden, auch Prophetenworte. Da muß aber auch die aus der älteſten Zeit mit erwähnt werden, die des Römers Tacitus, der mit ſeinem bewundernden Berichte von den Thaten des Arminius wie mit ſeiner Germania für uns ein rechter Prophet geworden iſt, ohne es zu wollen; er ahnte ja aber auch das Schickſal, das dem Römerreiche von den Germanen bevorſtand. Was das von ihm gezeichnete Bild unſrer Vorfahren, ſeit es im ſechzehnten Jahrhundert bekannt wurde, für die deutſchen Geiſter und ihre ſchwere vaterländiſche Arbeit geworden iſt mit ſtärkender, erhebender, reinigender Wirkung, das kann man nicht ermeſſen, aber ahnen aus dem Gebrauche, den die Chroniſten und Geſchichtſchreiber alsbald davon machten, und jeder von uns hat es noch auf der Schule an ſich erfahren. Der große Römer,

auf Feindesseite, eröffnet die Reihe unsrer großen Propheten. Am Ende der Reihe aber erklingt am wunderbarsten eine Prophetenstimme über uns aus Frankreich, sollte ich auch sagen auf Feindesseite? nein! zumal sie noch vor 1866 fällt. Victor Hugo, der so gern in Prophetenton fällt, kam in seiner Abhandlung über Shakespeare vom Jahre 1864 auch auf das deutsche Wesen zu sprechen, das vom europäischen verschieden und ihm doch unentbehrlich sei: La nature allemande, profonde et subtile, distincte de la nature européenne, mais d'accord avec elle, se volatilise et flotte au-dessus des nations. L'esprit allemand est brumeux, lumineux, épars. C'est une sorte d'immense âme nuée, avec des étoiles, er findet seinen reinsten und höchsten Ausdruck in der Musik, was nachher geistreich und geistreichelnd weit ausgeführt wird, auch wie mit wohlwollendem Nachfühlen unsrer politischen Unvollkommenheit. Vorher aber noch: Si l'âme allemande avait autant de densité que d'étendue, c'est-à-dire autant de volonté que de faculté, elle pourrait, à un moment donné, soulever et sauver le genre humain: wenn sie eben so viel Dichtigkeit als Ausdehnung hätte, d. h. ebenso viel Willen als Fähigkeit, könnte die deutsche Seele in einem gegebenen Augenblicke das Menschengeschlecht erheben und retten, aus der unendlichen wolkig sternreichen Seele, die in Gasform über den Nationen schwebt, könnte einmal das Heil für die Menschheit kommen, wenn das Gas sich zu Kraft verdichtete! Wunderbar!

Was wir dazu sagen sollen? zumal nun nach 1870? Lieber nichts, als daß wir dankend den hohen Sinn des Franzosen anerkennen, der so stolz war auf die Culturhöhe seines Frankreich als Führerin der Menschheit, auf Paris als das Gehirn der Welt. Und doch noch etwas: ist es nicht, nur überschwänglich gefaßt, eigentlich dasselbe, was uns vorhin an dem geschichtlichen Faden der deutschen Entwickelung in die Hand ging? und wiederum dasselbe eigentlich dem Kerne nach, was in den Prophezeiungen des närrischen Jupiter im Simplicissimus, ja in Sibyllen Weissagung aus dem vierzehnten Jahrhundert vom deutschen Helden der Zukunft gesagt ist? Auch noch aus Pfizers Briefwechsel ließe es sich als Grundgedanke nachweisen, daß Victor Hugo damit herzlich hätte einig sein können, wie schon die oben angeführte Stelle andeutet.

Als wir 1870 um unsre endliche Auseinandersetzung und Abrechnung mit Frankreich kämpften, die sie ja selbst begehrt hatten, sah in England drüben ein Mann jubelnd zu, Thomas Carlyle, der alte begeisterte Freund des deutschen Geistes und grenzenlose Bewunderer Friedrichs des Großen, auch eine rechte Prophetennatur; er prophezeite unsern Sieg, damit aber den Übergang der Führung der modernen Entwickelung an Deutschland: Germany ought to be President of Europe, and will again (wie einmal schon im Mittelalter), it seems, be tried with that office for another five centuries or so (Froude, Th. Carlyle,

his life 2, 401); es sollte im Kampfe mit dem Teufel, wie er das Culturelend nannte, vollenden, was Frankreich in der Zeit seiner Vorherrschaft halb gethan gelassen hätte: The German race, not the Gaelic, are now to be the protagonist in that immense world-drama (Essays by Thomas Carlyle 7, 249).

Jetzt nehmen im Osten die Russen die Rolle des Retters der europäischen Zukunft in Anspruch, wie im vorigen Jahrhundert im Westen die Franzosen thaten. Nun wenn die Rettung nur kommt, thue jeder dazu, was er kann, es ist dabei mehr Schweiß zu holen als Lorbern. Wir aber mußten zunächst uns selber retten, und die Russen sollen das erst noch fertig bringen. Also mutig in die Zukunft hinein, aber mit dem europäischen Gemeinsinn, den Victor Hugos Worte atmen und der auch gut deutsch ist.

Und noch ein französisches Wort aus diesem Jahre. Als Kaiser Friedrich den Thron bestieg, der ja in Wahrheit nur ein Siechenlager sein sollte, erschien in Paris in mehreren Auflagen eine Schrift von Edouard Simon, der auch über Kaiser Wilhelm und Bismarck geschrieben hatte: L'empereur Frédéric. Darin ist auch von Friedrichs Besuch am Hofe Napoleons III. im Jahre 1856 erzählt, dabei eine briefliche Äußerung der Kaiserin Eugenie: „Der Prinz ist ein großer, schöner Mann, fast einen Kopf größer als der Kaiser, schlank, blond, mit strohfarbenem Vollbart, ein Germane, wie Tacitus

ihn beschreibt, nicht ohne einen hamletartigen Zug. Sein Begleiter, ein General Moltke oder ein ähnlicher Name, ein Herr, sparsam mit Worten, aber nichts weniger als ein Träumer; immer aufmerksam und fesselnd, überrascht er durch die frappantesten Bemerkungen. Das ist eine imposante Rasse, die Deutschen. Louis sagt, die Rasse der Zukunft. Bah! So weit sind wir noch nicht!"

Friedrich! Als ich zu schreiben anfing, konnte man seiner gesunden Natur noch ein paar Jahre Wirkens zutrauen, wie freute ich mich bei dem Friedrich des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auf den Schluß mit Friedrich im neunzehnten! Und sein Programm, mit dem er, tief durchdrungen von der hohen Würde seines deutschen Amtes, dieses antrat, bot in lange vorbereitetem Gedankenkreise so manches, was wie aus des großen Friedrichs Geiste genommen und im Geiste unsrer Zeit fortgebildet klang. Im Tode wollte man Züge aus der Totenmaske des großen Königs in der seinen finden. Eine Siegfriedsgestalt sprach ihm kürzlich Du Bois-Reymond in der Berliner Akademie zu, ganz treffend. Nun ist er zu seinen Vätern versammelt, zu den andern Friedrichen. Aber der Name Wilhelm ist ja auch schon geweiht durch seinen Vater, er war ja der rechte Friedrich und Siegfried für die Nation geworden, und die Weihe geht auf seinen Enkel über, der auch mit hohem Sinne und festem Willen aus einer ernsten

Schule an die Leitung der nationalen Geſchicke kommt, wie nur je ein junger Fürſt. Und ein junger Kaiſer für das junge Reich, das iſt ja auch ſo gut. Alſo mutig und treu weiter mit ihm in das neue deutſche Leben hinein.

## 14. Gute alte Zeit und Fortſchritt

November 1888

Die ſogenannte gute alte Zeit, das iſt ein beliebtes Ziel des Spottens oder Spöttelns in dem Gedankenkreiſe, der den Tag beherrſcht. Es iſt, als gälte es den Leuten, mit dem Glauben daran aufzuräumen als mit einem Stück ſchädlichen Aberglaubens, der noch aus einer glücklich überwundenen Zeit hier und da übrig iſt. Ich habe an dem Spotte nie Freude gehabt, auch nicht, wo er einmal als berechtigt erſcheinen konnte, obſchon ich mich vor der Gefahr, die Gegenwart zu verachten über der Freude an Dingen der Vorzeit, früh genug geſichert fühlte ſchon durch den Vers des Horaz von dem Alten, der allem Neuen mit Achſelzucken und Kritteln gegenüber ſteht: difficilis, querulus, laudator temporis acti (Ars poet. 173).

Die Leute, die den Spott üben, vertreten, wie mir scheint, hauptsächlich zwei Richtungen, die doch von einander sehr verschieden, ja entgegengesetzt sind. Die einen reden aus dem stolzen Gefühle heraus, wie Wagner im Gespräche mit Faust, „wie wir es zuletzt so herrlich weit gebracht," die andern aus Unglauben an eine gute Zeit überhaupt, die einen also sehr jugendlich, die andern sehr ältlich, wenn das Wort einmal so gelten darf. Es handelt sich aber im Grunde um die Fortschrittsfrage, ob es überhaupt einen Fortschritt giebt, und wenn es ihn giebt, wie er aussieht und sich darstellt. Die jugendlich Gesinnten fühlen sich selber in frischem, fröhlichem Fortschritt, die andern fühlen, sehen und glauben überhaupt keinen. Da aber beides also möglich ist, kann die Frage nicht gar so einfach sein, und ist doch auf alle Fälle wichtig genug im großen wie im kleinen Leben, da alles Streben und Leben im Größten wie im Kleinsten an einen Glauben oder ein Vorgefühl eines gewissen Gelingens gebunden ist. Von diesem Vorgefühle lebt eigentlich die Seele den Arbeitstag entlang, und wo es einmal versagt, da läßt man erlahmt die Arme sinken. Wo es aber einer ganzen Zeit versagt, die ist eigentlich verloren. Wie steht es nun da mit uns jetzt? Mir ist, als könnte kaum eine Frage wichtiger sein.

Wenn sich nun da bei näherm Zusehen zeigte, daß schon der bloße Glaube an eine gute alte Zeit ein Mittel wäre, den Fortschritt zur wirklichen guten

Zeit zu befördern, ein Hebel, um die ruhenden Kräfte in der rechten Richtung zu bewegen, die dazu wirken müssen? Daß man also die Frage, ob es je eine gute Zeit wirklich gegeben habe, ganz zurückstellen, ja sogar verneinen könnte und doch den Schein derselben, der aus der Zeitferne hier und da aufleuchtet, für Wahrheit nehmen, um sich gefördert zu fühlen, indem man damit jenen unentbehrlichen Hebel gewinnt? Mir ist, als ließe sich dem kein nein entgegenstellen, nicht einmal ein zweifelsüchtiges aber. Und wenn sich vollends zeigte, daß jener Schein, ob sich auch Fernetäuschung einmischt, in wesentlichen Stücken doch kein bloßer Schein ist, sondern ein Abglanz alter Wirklichkeit, gewänne nicht damit der Hebel doppelte Kraft? Ist es aber nicht eigentlich einerlei, ob ich das Ziel, dem die Zustände und ich darin zustreben müssen, vor mir oder hinter mir habe, wenn ich es nur habe, d. h. in mir, wo auf alle Fälle seine wahre Wohnstätte ist? Und wenn ich, um sein Bild in mir aufzufrischen, hinter mich blicken muß, kann ich es darum nicht zugleich vor mir sehen, vor mich setzen?

Das kann wohl wie durch ein Begriffsspiel erschlichen scheinen, ist es aber nicht, ja jeder kennt diesen merkwürdigen Vorgang in uns aus eigner Erfahrung. Wenn man z. B. einem Orte zuwandert oder zufährt, wo man einmal glückliche Tage erlebt hat, da hat man ja diese Tage der Zeit nach hinter sich, sieht sie aber doch in sich vor sich und hofft sie

auch außer sich wiederzufinden, falls sich die Verhältnisse nicht verändert haben, wie das freilich gewöhnlich der Fall ist. So sammelt sich in jedem ein Vorrat von leuchtenden Bildern glücklicher Tage und Stunden an, die zusammengefaßt ein bestimmendes Bild von rechtem Leben werden, das sich von selbst auch vor uns aufsteckt als Ziel, das wir den veränderten Verhältnissen neu abgewinnen müssen. So hat jeder Einzelne seine gute alte Zeit, auch wer sich unter die Unglücklichen zu zählen Grund zu haben glaubt, wenigstens in der Kindheit, und er sucht vor sich immer und immer wieder — er muß —, was er der Zeit nach hinter sich und doch noch tief in sich hat. Was einmal in mir und meiner Welt lebendig gewesen ist von Gutem und Schönem, einerlei wann und wie lange, das muß es auch wieder werden können: das ist eine Rechnung, die die stille Seele in guten Stunden tief in sich macht, und sie weiß da auch, daß die Rechnung nicht täuschen kann. Die gute alte Zeit, die so leicht dem Spotte der Tagesmeinung unterliegt, ist eine Kraftquelle für die Arbeit an der Zukunft. Das gilt für das Leben des Einzelnen, wie für das von Gemeinschaften, auch der größten, für das Leben eines Volkes, ja der Menschheit, sofern man sie sich als lebendiges Ganzes denkt.

Gerade wir Deutschen erleben das eben jetzt in deutlichster Weise. Was ist die Wiederherstellung von Kaiser und Reich anders, als ein Zurückgreifen

auf alte Zeit im allergrößten Stile, warum soll man nicht sagen auf gute alte Zeit? wohlbemerkt, auf die gute alte Zeit. Denn daß die alte Zeit schlechthin gut gewesen wäre in allen Stücken, und man gut thäte, sie mit Haut und Haaren wiederzuholen, wer mag denn das behaupten von verständigen Kennern und Freunden der Vorzeit? wer aber auch leugnen, daß es da Gutes gab, das uns verloren gegangen war und ist? In dem Begriffe, den die gewöhnliche Meinung von Fortschritt hat, birgt sich leicht ein verhängnisvoller Irrtum, daß er nämlich nur und immer und immer in einem geraden Vorwärts bestehe, etwa wie der Weg eines Läufers, der einem bestimmten Ziele zustrebt. Das ist tapfer jugendlich gedacht, wird aber im großen wie im kleinen Leben zu einer Quelle schwerster Irrungen und Schäden. Ein so zusammengesetztes Ganze, wie eine Familie, eine Gemeinde usw., wie vollends das ist, was man die Zeit nennt, kann sich nie auf gleicher Linie vorwärts bewegen, die Gesamtbewegung ist eine vielfach gebrochene, im ganzen einer vorwärtsdringenden Wellenlinie gleichend; die Wellen können freilich ihrem Höhenunterschiede nach von solcher Größe sein, daß man dafür, nach der Zeit gemessen, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte als Maßstab nehmen muß. Das Gefährlichste ist, wenn einmal an einer Stelle, die im Augenblicke (der sich zu Menschenaltern erstrecken kann) den rechten Fortschritt anzeigt, nachher eben nur vorwärts und vorwärts gegangen und gedrängt

wird, statt daß zur rechten Zeit andre Stellen nachgeholt werden oder vorübergehend die Führung übernehmen. Darüber kommt das Ganze zuletzt in eine gefährlich verschobene Lage, die allen wahren Fortschritt, ja gesundes Leben selbst gefährdet oder aufhebt. Die Geschichte von Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft belegt das genügend mit handgreiflicher, schmerzlicher Lehre, worauf doch hier nicht eingegangen werden kann. So kommt es, daß man endlich oft, durch bitterste Erfahrung belehrt, auf alte Verhältnisse, alte Gedanken zurückgreifen muß, die in der Vorwärtsbewegung verloren gegangen waren und zum Heil des Ganzen nicht fehlen können. Ich will gestehen, daß ich über Stahls Wort „die Wissenschaft muß umkehren," als es in den vierziger Jahren von Berlin aus erklang, denselben heiligen Zorn empfand, wie die öffentliche Meinung damals, daß ich aber allmählich darüber anders denken, ja es als einen gesunden Heiltrank empfinden lernte, natürlich bei richtigem Verständnis. Haben wir doch erlebt, daß in der Philosophie das Losungswort ausgegeben wurde, man müsse zu Kant zurückkehren, um sich aus der Irre wieder zurechtzufinden, und von seinem Standpunkte aus einen neuen Anlauf nehmen. So kann der rechte Fortschritt gegebenen Falls in einem Rückschritte bestehen.

Auch Kaiser und Reich sind der Zeit nach ein solches Rückschreiten, das doch einer tiefen, alten, glühenden Sehnsucht entgegenkam und nur mit ver-

schwindenden Ausnahmen von allen, auch von allen Parteien als ein rechtes, rettendes Fortschreiten immer deutlicher empfunden wird. Es ist aber auch kein Wiederholen des Alten mit Haut und Haaren; vom alten Reiche ist abgestreift, was ihm das Leben erschwerte und schädigte, aber der gesunde Kern davon ist sich selbst zurückgegeben. Und so oft auch beteuert worden ist, das neue Reich sei eine ganz neue Sache und habe mit dem alten nichts zu schaffen, so setzt man doch gerne beide in eins, wo es irgend geht. Das zeigt sich z. B. in diesen Tagen an der Romfahrt Kaiser Wilhelms, wie alle Blätter seine Reise nach Italien nennen, und der Ausdruck hat wohl für jeden Leser etwas eigentümlich Behagliches, ja froh Erhebendes, offenbar nur durch die Anknüpfung an die alte Zeit. Und doch kann man gerade daran fühlen, wie ganz anders das neue Reich steht, wie gründlich es gebessert ist. Die alten Kaiser zogen über die Alpen, um sich vom Papste die Krone und Kaiserwürde geben zu lassen, jetzt fehlt nicht viel, daß sich der Papst vom deutschen Kaiser seine Krone und Würde fest machen ließe. Da ist denn Rückschritt mit Fortschritt aufs schönste verquickt, gute alte Zeit, die verloren war, in verbesserter Auflage wieder aufgenommen.

Wahrlich, die Tagesmeinung könnte immerhin mit dem beliebten Spott auf die gute alte Zeit nun ein Ende machen und aus ihr das verlorene Gute wiederholen helfen. Ja, das thut sie aber eigentlich

schon. Sie thut es z. B. mit der Gunst, die sie seit etwa zwei Jahrzehnten immer wärmer und eifriger dem Kunsthandwerk unsers sechzehnten Jahrhunderts zuwendet, daß man diesem mit seinem reichen und feinem Kunstgeist und Leben nun schon überall, im Hause und in den Straßen, an Bauten und Büchern begegnet in endloser Nachahmung. Da sieht man eine Rückkehr in verlassene Bahnen im Schwange, der man nur oft schon mehr vorsichtigen Geschmack und Maßhalten wünschen möchte, die aber im ganzen niemand als Rückschritt empfindet, vielmehr wie eine Rettung in frisches, buntes, schönes Leben mitten im Alltagsleben aus einer Öde und Dürre heraus, von der man zum Teil schon unbegreiflich findet, wie man hatte hineingeraten können. Wie entschieden, ja grell der Umschwung ist, kann man daran sehen, daß man Gegenstände der Kunst und des Handwerks aus jenen Zeiten nun als Kostbarkeiten hütet und als Vorbilder sammelt, die vorher der Verachtung und mutwilligen Verwüstung preisgegeben waren. Ich weiß z. B. einen Fall aus einer thüringischen Stadt, wo an einem kostbaren Kirchenbau des 12. bis 14. Jahrhunderts, der auch wenigstens Sonntags noch zu Frühgottesdienst diente, die Glasgemälde im Chor den Gassenbuben als Zielscheibe für ihre Übungen im Steinwerfen dienten, es ist um das Jahr 1800 gewesen, an der Liebfrauenkirche in Arnstadt, die nun auch aufs schönste aus Verfall wieder hergestellt und verjüngt ist. Es

war ja Zeug aus dem finstern Mittelalter! Das mochten vorbeigehende Bürger denken, oder von innen gesehen, ungefähr wie Faust in seinem Studirzimmer:

Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht.

Wer sie also vernichten half, machte sich um den Fortschritt verdient. So kann sich der Begriff von Fortschritt in sein Gegenteil verkehren, wie die Welle von der erreichten Höhe oder Tiefe in entgegengesetzter Richtung geht.

Das finstre Mittelalter, dies Stichwort der Aufklärungsperiode, das man an vielen Stellen noch ruhig fortführt, ist denn nachgerade auch so nicht mehr haltbar. Noch Uhland, der an seiner Aufhellung so hohen Anteil hat und so tief innerlich drin leben lernte, traute sich das Wort nur wie schüchtern mit dem hübschen Bilde zu berichtigen: „Man hat das Mittelalter wohl eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine sternenhelle, Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheitelrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet" (Schriften 1, 4). Aber eine Zeit, aus der ein Dante leuchtet, aus der die Sangeskunst eines Walther von der Vogelweide und die Heldenlieder von den Nibelungen und der Gudrun erklingen, eine Zeit, aus der die tiefsinnige, schöne Welt- und Gottesweisheit eines Meister Eckhart in der Muttersprache

erglänzt, eine Zeit, die hehre Kunstwerke leuchtend hinstellte, wie das Straßburger Münster, wie kann man die immer noch schlechthin als Nacht ansehen? Es wirft sich vielmehr die Frage auf, wie man denn im 17. und 18. Jahrhundert dazu kommen konnte, sie nur finster zu sehen? Sie hat wahrlich bei allem düstern Schatten Licht und Glanz gerade genug, wenn auch zum Teil anders, als wir sie nun brauchen können, ohne daß wir uns deshalb einbilden dürften, wir hätten es nun gerade jetzt so herrlich weit gebracht, den einen letzten, den absoluten Maßstab für das Schöne, Gute und Wahre, für die rechte Form alles Lebens endlich zu besitzen. Das 18. Jahrhundert war auf dem Wege zu diesem Irrtum oder schon mitten drin, unser Jahrhundert ist wohlweislich in seinem Lauf davon zurückgekommen und sucht tapfer weiter nach jenem Maßstab, weiß auch gar wohl, die Unbefangenen wenigstens, daß man darnach auch in der eignen Vorzeit mit suchen kann oder muß, nicht bloß im Auslande oder im griechisch-römischen Altertum, wie man vordem lange fast ausschließlich gethan hat. In dem Lichte und Glanze des sogenannten finstern Mittelalters ist bei näherm Zusehen mehr als ein Strahl entdeckt worden, den man unsrer Geistes- und Lebenssonne, die an vielen Stellen gar düstre Flecken zeigt, recht herzlich wieder wünschen möchte oder muß. Wie hätte man z. B. anderswo lernen können, was jeder Einsichtige nun weiß, was das Volk in seinem

tiefsten Sinne bedeutet als letzter Schoß und Boden, in dem alles gesunde Leben wurzeln, aus dem es erwachsen muß? An dem klassischen Altertum nicht, auf das diese Erkenntnis erst von der Erkenntnis unsrer Vorzeit aufklärend übertragen worden ist. An der Bedeutung des Kunsthandwerks ist nun klar und allgemein erkannt, wie und wo auch die hohe Kunst allein zu gesunder Blüte und Kraft erwachsen kann, vom Handwerk aus, sodaß die Höhe oben und die Breite des Alltagslebens unten ein ununterbrochenes lebendiges Ganze darstellen, in dem der Lebenssaft in Wechselwirkung auf und niedergeht. Und es ist im Grunde mit allen großen Lebensformen nicht anders, denn ein und dasselbe Gesetz des Werdens, das dem Bewußtsein des 17. und 18. Jahrhunderts noch verborgen war, geht durch das Lebensganze nach allen seinen Erscheinungsformen. Auch Irrungen im Entwicklungsgange des Rechtslebens, des Gemeindelebens, des Staatslebens, von denen man nun zurückkommen muß, rührten nur daher, daß man in der Höhe, oft nur einer geträumten Höhe, des Lebens selber, des Volkes, der angebornen Eigenart vergessen oder mit Verachtung darauf niedersehen gelernt hatte. Jetzt ist ja fast auf allen Punkten ein großer Rückschwung im Gange, wohin denn? Doch zu guter alter Zeit, in der man Fäden des werdenden Gewebes wieder aufnehmen muß, die man verächtlich thöricht hatte fahren lassen, daß aus dem Gewebe ein Gewirre wurde. Auch im

Mittelalter giebt es solche verlorne Fäden wieder zu suchen. Gehört nicht Kaiser und Reich selbst dazu?

Bei dieser Aufgabe unsrer Zeit und Zukunft handelt es sich aber zugleich oder zunächst um unser Verhältnis zu den Franzosen, das ja seit vielen Jahrhunderten für das Gedeihen oder Stocken unsrer Entwicklung ganz wesentlich mit bestimmend gewesen ist. Politisch, für Form und Bestand unsers äußern Lebens ist es nun endlich überraschend schnell und gründlich ins Reine gebracht worden, für unser inneres Leben, wie wohl viele meinen, noch bei weitem nicht. Ich denke nicht entfernt daran, daß man alles Französische nun bei uns mit Stumpf und Stiel ausrotten solle oder könne. Aber aus der eigentlich französischen Periode unsers Culturlebens, die im 17. Jahrhundert begann (mit einem Vorspiele im 12. und 13. Jahrhundert), ist noch viel mehr übrig, als es der Würde und dem Beruf eines Volkes mit bestimmter Eigenart entspricht. Man merkt es nur vielfach noch nicht durch die Gewalt der langen Gewöhnung. Wer aber in der Zeit über die französische Periode rückwärts wieder heimisch wird, wozu ja ein Zug der Zeit immer lebhafter unsre Bildungswelt zieht, der fühlt es wieder, wie französisch wir geworden waren und zum Teil noch sind. Es war, als ob der Gesichtskreis unsrer Lebens- und Weltanschauung vom französischen Wesen wie von einem Gebirge begrenzt wäre, hinter dem es nichts weiter gäbe. Mir kam einmal als Trost dieses Bild zu-

gleich mit dem sinnigen Sprichwort „Hinter den Bergen wohnen auch Leute," das einem ähnlichen Durchbruch durch einen verengten Gesichtskreis entsprungen sein muß. Wir müssen diesen französischen Horizont vollends durchbrechen oder überspringen und zurücktreten in das deutschere Leben vorher, wie man das ja im Kunsthandwerk schon thut.

Übrigens sind ja, zum Troste für uns, die andern Culturvölker Europas in gleicher Lage, aus der Zeit her, wo die französische Cultur den Anlauf dazu nahm, die Cultur schlechthin zu werden, und kein Einsichtiger wird verkennen wollen, daß Europa und wir mit durch den französischen Geist da auch wahre Förderung erfahren haben. Daß aber diese große französische Culturbewegung, die sich anschickte, alle Culturkräfte Europas ins Schlepptau des französischen Geistes und seiner Entwickelung im Guten und Schlimmen zu nehmen, endlich in ihrem Lauf gebrochen und gedämmt wurde, das geschah zum Heile der Culturwelt und der Franzosen selbst, wie die Zukunft zeigen wird, ja wohl schon jetzt zu erkennen ist, da aller wahre Fortschritt der neuern Zeit an den regen freien Wettbewerb der verschiedenen Volkskräfte geknüpft ist. Ein bedeutsames Zeichen der im Stillen vorschreitenden Rückbewegung trat jetzt bei der Romfahrt Kaiser Wilhelms zu Tage, indem da bei dem höfischen Festmahle, dem sogenannten Galadiner, die beiden Fürsten ihren Trinkspruch nicht mehr französisch ausbrachten, sondern

jeder in seiner Landessprache, was noch vor zwanzig Jahren ein unmögliches Ding gewesen wäre. Es giebt gewiß noch manchen bei uns und in Italien, der darin keinen Fortschritt, lieber einen Rückschritt der Cultur erkennen mag und vielleicht kopfschüttelnd von guter alter Zeit spricht, deren Wert man nun verkennen lerne. Aber die Rückbewegung ist doch auf dem Wege des wahren Fortschrittes, und den Franzosen selbst ist nichts gesünder, als daß sie nun genötigt werden, auch fremde Culturſprachen zu lernen, also in die Zeit zurückzutreten, wo sie noch nicht mit ihrem Französisch allen Culturinhalt zu besitzen und überall in Europa als fertig und maßgebend auftreten zu können glauben durften.

Wie lange bei uns die Rückbewegung im Gange ist, wie hochnötig sie ehrenhalber war, und was dabei noch aufzuräumen übrig bleibt, kann man an der Geschichte des Briefverkehrs sehen. „Adresse“ und „Couvert“ sind Reste aus einer Zeit, wo auf der Höhe der französischen Periode der Briefverkehr in gebildeten Kreisen überhaupt französisch werden wollte, wo man sich in Deutschland, wenn man nach der Höhe der Bildung strebte, französische Briefe schrieb, sodaß es noch im Anfange unsers Jahrhunderts guter Ton war, einem deutschen Briefe wenigstens ein französisches Äußere zu geben: à Monsieur, à Mademoiselle Schulze usw. Die Bildungsstreber fingen eben an, Couvert nun auch französisch auszusprechen, nicht mehr barbarisch deutsch mit dem t, sondern

z. B. „Cuwärs“ zu verlangen beim Papierhändler, als sie Stephan von oben her vollends abschaffte. Wie weit aber die französische Färbung unsers höhern Lebens gegangen ist, und was davon alles noch unbewußt festsitzt, kann man z. B. an „Majestät“ sehen. Man stutzt wie über eine kleine grammatische Barbarei, wenn man im 16. Jahrhundert z. B. in den Reichsabschieden von „kayserlicher Mayestat“ liest, und merkt wohl dann erst, daß das lateinische Wort jetzt ein französisches Schminkpflästerchen tragen muß, denn das ä ist dem französischen majesté zu Gefallen angenommen und herrscht nun in der ganzen Legion von —täten, deren grammatisches Kleid ein wunderliches Gemisch von lateinischer, französischer und deutscher Farbe zeigt, ohne daß wir das empfinden, und dergleichen Zwitterzeug giebt es nicht wenig im Sprachleben unsrer Bildung. Soll man das verdeckt gehen lassen oder zum Bewußtsein bringen? also die behagliche Ruhe durch Verdruß und Unruhe stören? Wer an eine bessere Zukunft denkt, nicht bloß an sein Behagen, in diesen und in wichtigeren Dingen, wird den Verdruß vorziehen, man wird ihn aber auch vorläufig los, wenn man die französische Periode in Gedanken rückwärts überspringen lernt. Die Freude an unsrer alten Sprache, in der sich deutsche Art noch mehr als Herr im eignen Hause zeigt, ist denn auch sichtbar im Wachsen begriffen, und das Behagen an den alten Formen und Wendungen mit ihrem kräftigen Eigenleben bringt von

selbst zugleich ein Behagen an der alten Lebensluft mit sich, die daran hängt, an den Gedanken, Strebungen und Verhältnissen der Vorfahren, in denen man manches Gesunde fühlen lernt, das wir entbehren. Ist doch auch das ein Zug der Zeit, der mehr oder weniger durch ganz Europa geht und sich immer kräftiger entwickelt.

Dies Zurückdenken in die eigne Vorzeit als Aufblick von der Mühe und Arbeit der Nähe, die so unvollkommen erscheint, in eine schöne Ferne ist alt. Wie es bei den Griechen schon in dem homerischen Gedankenkreise der Ilias zu finden ist, so verrät es sich bei uns schon in der Blütezeit unser mittelalterlichen Dichtung z. B. in der Einleitung zum Nibelungenliede von den alten Mären, die Kunde geben von kühnen Helden alter Zeit. Mehr wissenschaftlich erscheint es in den Studirstuben der Humanisten im 15. und 16. Jahrhundert und wird unter Schwankungen doch weiter und tiefer in jedem folgenden Jahrhundert. Der eigentliche Durchbruch zu maßgebender Wirkung in das allgemeine Bewußtsein erfolgt durch die Romantik, unter deren Nachwirkung wir noch stehen, so sehr man sie schon länger als eine überwundene Periode voll ungesunder Richtungen ansieht. Dann aber, unter Mitwirkung des französischen Druckes, der die deutsche Art überhaupt zu erdrücken drohte, ging dem Zeitgeist das Auge auf für die Bedeutung unsrer alten Kunst und Dichtung, für den Wert der im gemeinen Volke nachlebenden

Märchen und Sagen, für die berechtigte Eigenart und keimvolle Lebensfrische unsers alten Lebens überhaupt, auch des Rechtslebens, Gemeindelebens, Zunftlebens usw.; Ritter, ritterlich, Begriffe, die nie ganz hatten aussterben oder entarten können, gewannen neuen Glanz, den ja jetzt noch jeder in der Knabenzeit mit seinem Zauber in sich erlebt. Von der blinden Übertreibung, die ja, wie bei jeder lebhaften Geistesbewegung, nicht ausbleiben konnte, rührt vielleicht wesentlich der Spott über die gute alte Zeit her, der mir aus vorigem Jahrhundert nicht erinnerlich ist. Die Wissenschaft ist ja nun eifrig über all jenen Lebensgebieten her, um die reine Wahrheit herauszuschälen, aber so nüchtern kritisch sie immer verfährt, oft genug mehr als recht und nötig ist, und hier und da schönen Schein zerstört, sie stößt doch auch überall auf hoffnungsvollste Lebenskeime, die wert gewesen wären, sich weiter zu entwickeln, wenn nicht hemmende Einflüsse darüber kamen.

Wie weit und tief aber die Wirkung der Bewegung auch noch auf unser gegenwärtiges Leben geht (und damit in die Zukunft), zeigt sich leicht, wenn man sich darin umsieht. Aus der romantischen Stimmung stammte der Gedanke an den Ausbau des Kölner Domes, an die Wiederherstellung der Wartburg, den Neubau des Schlosses Stolzenfels usw., und wie hält dies Erneuern dieser stolzen Zeugen einer großen Zeit nach, auch nachdem der romantische Hauch längst verweht ist, wenn man nur z. B.

an das Ulmer Münster, an die Marienburg im Ordenslande, an die Kaiserpfalz in Goslar, die Albrechtsburg in Meißen, die Burg Heinrichs des Löwen in Braunschweig denkt, deren Ausbau oder Neubau wohl keiner anders als mit Genugthuung oder eigentümlich tiefer Freude sieht, und es sind ihrer schon so viel und werden bei allen unendlichen Schwierigkeiten der Ausführung immer mehr, daß nur der Kenner sie noch alle wissen kann.

Wie lebhaft eine entsprechende Bewegung auf dem Gebiete der Dichtung im Gange ist, das anzudeuten genügt die Nennung der Namen Victor Scheffel, Julius Wolff, und denkt man dabei an die Fülle von Erneuerungen, Übersetzungen und Neudrucken der alten Dichtungen selber, die immer weiter über den Kreis gelehrter Interessen hinausreicht, und wie der Sinn dafür schon der Jugend erweckt oder eingeflößt wird in den Lesebüchern bis in die geringste Volksschule hinunter, woran vor hundert Jahren noch nicht zu denken war, so sieht man vor sich, wie unser Bewußtsein durch die ganze Nation hin in einer förmlichen Neubildung begriffen ist, die es nach der Vorzeit hin ergänzt, von der ja ohnehin noch an tausend Stellen innen und außen die Fäden in das Gewebe unsers heutigen Lebens hereinreichen, die nun so ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang wiederfinden. Und wie dabei die Bewegung auf der Höhe der Zeit in der Künstentwicklung sich darstellt, dafür braucht man nur den

Namen Richard Wagner zu nennen, in dem mit dem Hochfluge und Tiefsinn philosophischen Bewußtseins sich die höchsten Ziele deutschester Kunst die Hand reichen mit dem Alten, Ältesten unsrer Geisteswelt und dort ihre Wurzeln suchen.

Mit alledem stellt sich wohl auch heraus, daß es sich bei dieser Rückbewegung gar nicht um etwas Ungewöhnliches handelt, das etwa der Absicht der Mutter Natur zuwiderliefe, die nur vorwärts verlangte, sondern um etwas recht Gesetzmäßiges, ja um ein Lebensgesetz, das dem Menschenwesen von seiner Wiege her eingebunden ist. Man kann es am bequemsten beim Einzelnen erkennen. Wer sich einmal auf der Höhe des Lebens im Labyrinth der äußern und innern Welt ins Irre und Wirre geraten findet, sich selbst und seine reinen Ziele verloren hat und im Kampfe erlahmt, dem kommen da, gerade in der Ermüdung, von selbst Kindergedanken wieder, dort in der Kindheit findet er sich selbst wieder und den Ansatz der rechten Wege, die er wieder betreten muß. Solche Irrungen, die einen Rückblick nötig machen, begleiten aber alle menschliche Entwicklung, auch die der Völker. Wir sind jetzt mit unsrer Cultur mehrfach in der Irre, zum Teil gefährlichster Irre. Es handelt sich, was bei einer alten Cultur nicht Wunder nehmen kann, um etwas, das gefährlicher ist, als wilde Natur, um Übercultur. Was im einzelnen Falle dazu zu zählen ist, was nicht, kann ja streitig sein, aber daß das Wort da ist und immer öfter

erklingt, das bürgt wohl Zweiflern gegenüber, die Schlimmes nicht sehen mögen, allein dafür, daß wir daran leiden. Das Wort ist ziemlich jung, der Begriff älter, die Sache noch älter. Schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zeichnet sie ein Franzose mit überraschender Klarheit, der treffliche Montaigne in seinen Essays (namentlich in dem Capitel de Cannibales). Die Erkenntnis der Gefahr und wie man sich auf den Culturwegen an Abgründe hin verirrt hatte, brach durch im achtzehnten Jahrhundert. Der Name Rousseau sagt alles. Der Franzose suchte sich Hilfe oder Trost bei der wilden Natur, wie man ihm wenigstens vorwerfen durfte. Bei uns suchte man sie sich in der Urzeit der Culturwelt. Daher die neue Begeisterung für Homer und das alte Griechentum überhaupt, das man dem Urbild der Menschheit näher oder gleich dieses selbst darin sah. Daher die uns jetzt so fern gerückte und doch so leicht wieder verständliche Wärme für das Alte Testament, die sich ziemlich lange in unsrer Dichtung wirksam zeigte. Durfte man doch dort bei der bangen Suche nach reinen Menschenzuständen die Uranfänge der Menschheit überhaupt abgedrückt zu finden glauben, bis sich der suchende Blick auf das Morgenland überhaupt erweiterte, um der Wiege der Menschheit möglichst nahe zu kommen.

Aber ein Irrtum war noch dabei, der sich auch selbst bald fühlbar machte, daß man in der Ferne suchte, was man in der Nähe brauchte. Wenn ein

Einzelner in die Irre geraten ist, kann er wohl im Leben Andrer, besonders in Jugenderinnerungen Trost und Weisung wiederfinden, sich selbst aber nur in der eignen Jugend und Kindheit. So mußte der deutsche Geist, in die Irre geraten, sich selbst in der eignen Vorzeit suchen. Das that er mit entschiednem Bewußtsein zuerst in Klopstock, in dem daneben zugleich die griechische und alttestamentliche Richtung wirkten. Die Franzosen halfen unbewußt dazu, aus deren geistiger Herrschaft es galt sich herauszuziehen. Und als ihre politische Herrschaft dazu kam, half das, wie anderwärts in Europa, bei uns aber am nötigsten, die große Entdeckung machen, daß man nicht in dem allgemein gehaltenen Begriffe der Menschheit sein nächstes Ziel zu suchen habe, das gerade der französische Geist am fleißigsten predigte, sondern in der angebornen Volksart, die in Gefahr oder halb verloren war. Die Franzosen haben unter dem ersten Napoleon durch ihren Druck den Begriff der Nationalität in uns aus dem Gefühle ins Bewußtsein herausgetrieben, unter seinem Neffen aber ihr mit ihrer nötigen neuen Lebensform auch in die Erscheinung treten helfen. Wir müssen den Franzosen eigentlich recht dankbar sein.

Ich denke also, es giebt Fortschritt und giebt alte gute Zeit, und beide hängen eng zusammen. Wie beide genauer aussehen, das alte Gute und der wahre Fortschritt, das auszuführen gäbe freilich im einzelnen noch viel Arbeit. Wenn sich aber der

Herr Zeitgeist, dieser Allmächtige, gestimmt fände, das enge Verhältnis beider anzuerkennen, so wäre ihm auch wohl ein Wunschzettel vorzulegen, der wieder ziemlich lang werden könnte. Davon vielleicht ein andermal. Heute nur noch ein Blick auf die Frage von einem höhern Gesichtspunkte. Von meiner Mutter hörte ich in ihrem Alter öfter sagen: Ich wollte, ich wäre wieder jung, ich müßte aber wissen, was ich jetzt weiß. Der Wunsch mit seiner Bedingung ist für das einzelne Menschenkind freilich vor den Gesetzen der Natur nicht ausführbar (kann aber wohl nach diesem Leben seine Erfüllung finden, was ich im Stillen schon lange denke), wohl aber für die Völker, für die Menschheit. Denn die Welt wird alt und wird wieder jung, mit Schiller zu reden, sie aber kann in die neue Jugend den Gewinn des Alters mit hinübernehmen, die Erkenntnis der erfahrnen Irrungen und die klarere Kenntnis des einen Zieles. Das wird möglich durch das Gesamtbewußtsein, das sich von Geschlecht zu Geschlecht herausbildet und überliefert und auch dem Einzelnen seine Wege erleichtern, ja abkürzen kann. Damit ist das Bewahren des alten Guten und der Fortschritt aufs beste gepaart. Aller wahre Fortschritt beruht denn auch darauf, daß die alternde Welt sich aus sich heraus fortwährend verjüngen kann und doch dabei wissen, was sie als alte wissen kann. Für das letzte zu sorgen ist Sache der rechten Wissenschaft, die zugleich das Bewußtsein und das Gewissen der Mensch-

heit darzustellen hat. Freilich, da wir dem Gesamtbewußtsein der Menschheit nach nun schon Jahrtausende alt sind, wie weit müßten wir nicht eigentlich sein?! Müßten wir nicht viel näher beim reinen Glücke sein, als alle Vorzeit? Sind wir das? Ich glaube, man kann darauf sowohl mit Ja als mit Nein antworten. Näheres Eingehen darauf aber müßte wohl den ganzen Gedankengang wieder von vorn beginnen, also im Kreise verlaufen. Ein freudiges Ja würde aber ganz nahe liegen, wenn erst der kluge Herr Zeitgeist sich wieder einmal mehr auf das Ewige besinnen wollte, das zugleich das Uranfängliche ist, wie es ewig vor uns schwebt, aber auch in uns und unter uns jeden Augenblick auftreten kann und dann alles in uns und um uns froh beleuchtet.

## 15. Die Rede des Prinzen Ludwig

August 1889

Das war eine wackere That, Prinz Ludwig, eine deutſche That, deren man in der Geſchichte der Anfänge des neuen Reiches einſt gar wohl gedenken wird! Zwar nur eine Rede, aber eine Rede, die einer That gleich wirkt durch die deutſchen Lande hin und darüber hinaus.*) Eine That auch inſofern, als es, ſoviel ich weiß, neu iſt, daß ein ſo hochgeſtellter Fürſt als Volksredner auftritt. Dem Prinzen ſelbſt gerade iſt es freilich nicht neu, denn er hat vor acht Jahren die deutſchen Schützen zu ihrem Feſte in München

*) Gemeint iſt die Rede, die Prinz Ludwig von Baiern am 27. Juli 1889 zur Eröffnung des deutſchen Turnfeſtes in München gehalten hat.

ebenso bewillkommt, wie jetzt die Turner. Ich habe aber gar keine Erinnerung, daß seine Rede damals ein ähnliches Aufsehen erregt hätte wie die vom Sonnabend. Ein Fürst als Volksredner, das Wort in seinem edelsten Sinne genommen. Er sprach zu den Tausenden deutscher Turner als zu deutschen Männern, in denen er Deutschland selbst vertreten vor sich sah, sprach zu ihnen von der höchsten Angelegenheit deutscher Männer, von dem Werden, Wesen und Gedeihen des neuen Reiches. Da ist der Begriff Volksredner aufs schönste erfüllt.

Nach einem lebendig gehaltenen Überblick, wie das alles so gekommen seit der Schmach der napoleonischen Zeit, fragt der fürstliche Redner: „Und nun frage ich Sie, meine Herren, die Sie aus dem Deutschen Reiche sind, was ist unsre Aufgabe? Diese Aufgabe ist: treu festzuhalten an Kaiser und Reich und einig zu bleiben.“ Das ist ja der Grundton, auf den sich nun glücklich alles deutsche Leben immer mehr stimmt. Aber noch mit Hindernissen, und gerade an dieser Stelle und aus diesem Munde hat die einfache, entschiedne Erklärung mit der dazu gehörigen Ausführung eine besondre Bedeutung, denn sie sagt zugleich aus: Auch Baiern gehört nun mit aller Treue und Hingebung dem neuen Reiche an, ist nichts als ein williges Glied des neuen Ganzen, in dem der deutsche Geist seinen hohen Culturaufgaben nachgehen wird. Es klang zugleich, selbst wenn es dem Redner nicht bewußt war, wie ein freies

brüderliches Bekenntnis des baierischen Geistes vor dem deutschen Geiste, das er diesem zu guter Stunde schuldig zu sein glaubte: „Da bin ich wieder ganz, wir gehören zusammen.“

Man weiß ja bei uns wie im Auslande, welchen eigentümlichen Schwierigkeiten die neuen Verhältnisse gerade in Baiern begegneten, obwohl eben von da aus der Antrag gekommen ist, der einen deutschen Kaiser in der Person des Königs von Preußen einsetzte. Man weiß, wie das feindlich gesinnte Ausland damit rechnete, daß Baiern weniger aus sich heraus, als durch die Verhältnisse veranlaßt dem Reiche angehört. Auch der römische Standpunkt, der infolge geschichtlicher Entwicklung in Baiern so stark vertreten ist, der aber eigentlich nur sich selbst kennt und alle andern Standpunkte unter sich sieht, erschwerte das Durchbrechen des reinen deutschen Standpunktes. Bei Lebzeiten König Ludwigs II. wußte man es nicht anders, als daß mit der ihm folgenden Linie jener Standpunkt mehr oder weniger ausgesprochen auf den Thron kommen würde. Man erinnert sich noch der wohlthuenden Enttäuschung dieser Meinung, die das Auftreten des Prinzregenten Luitpold sehr bald bewirkte. Wie rasch gewann er sich das beste Zutrauen der Deutschen, und als er vollends zur Eröffnung des ersten Reichstags unter Kaiser Wilhelm II. an der Spitze der deutschen Fürsten selbst im Reichstag erschien, um dem jungen Kaiser gleichsam öffentlich seinen stützenden Arm zu

leihen, da zuckte eine freudige Überzeugung durch die Lande: Ja, das junge Reich ist geborgen, und Baiern ist unser. Nun aber hat sein Sohn und Thronfolger, gewiß nicht wider den Willen seines königlichen Vaters, den deutschen Standpunkt Baierns mit einer Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen, die alle Zweifel für die Zukunft beseitigen. Man kann die Rede als sein künftiges Regierungsprogramm ansehen. Sie ist, alle Schwierigkeiten im Hintergrunde ermessen, eine tapfere, deutsche That.

Es hängt aber noch mehr Freude daran. Mich freut es zum Beispiel nicht wenig, daß durch die Gelegenheit das allgemeine deutsche Turnfest zu solchen politischen Ehren kommt. Es ist seit 1870 in der öffentlichen Meinung fast guter Ton geworden, die großen Turn-, Schützen- und Sängerfeste als etwas recht Überflüssiges anzusehen und selbst spöttisch zu behandeln, zu welchem Spott denn auch immer wohlfeiler Anlaß genug vorkommt. Ich habe diesen Standpunkt nie teilen können. Wer das große Turnfest von 1863 in Leipzig erlebt hat, dem leider keine entsprechende Darstellung zu teil geworden ist, der weiß, was solche Feste für das Ganze bedeuten können. Wie wichtig ist allein die gegenseitige Berührung der verschiedensten Stämme, nicht bloß vereinzelt und kühl, wie im Geschäftsleben, sondern mehr im ganzen und in gehobener Feststimmung. Und daß sie auch die besten Gelegenheiten sind und bleiben werden, wo auch hochpolitische Dinge sich

geltend machen und wichtige Fragen sich klären können, wie in einer Art freiem Reichstag neben dem ernstlich amtlichen, das beweist das Münchner Turnfest mit der Rede des Prinzen Ludwig, für die sich eine andre Gelegenheit als die gegebne kaum denken läßt.

Mir regt es aber noch eine andre Betrachtung wieder an, der ich schon manchmal mit Freude nachgegangen bin, ich meine, wie in dem Begriffe Fürst sich eine glückliche Veränderung vollzieht. Solche leitende Begriffe, die die festesten sein sollten, unterliegen nämlich fortwährenden Verschiebungen, in denen sich der Zeitgeist spiegelt. Ob eine Zeit in fallender oder steigender Bewegung, im Verfall oder im Aufblühen begriffen ist, zeigt sich an nichts so deutlich, als an dem Stande dieser leitenden Begriffe. Ein treffliches Beispiel giebt Volk. Wie hat der Begriff sich geändert seit etwa einhundertundfünfzig Jahren! Damals in einer Verkommenheit und Verachtung, die sich am schärfsten ausdrücken in dem französischen canaille, d. h. das gemeine Volk im Gegensatz zu Adel, Clerus und Gelehrtenwelt. Wie trostlos klingt aus der Zeit das Wort aus Hallers politischem Roman Usong, das Goethe seinem Gottfried von Berlichingen als Motto vorsetzte: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Kot getreten und keiner edeln Begierde mehr fähig.“ Die Änderung des Begriffs ging von der Entdeckung des Volksliedes

und seines einzigen Wertes aus und hat allmählich einen wahren Umschwung herbeigeführt, der auch in Politik und Wissenschaft nunmehr die maßgebenden Gesichtspunkte giebt.

Ähnlich hat der entsprechende Begriff Fürst seine innere Geschichte, bei der es auch an Umschwüngen nicht fehlt. Ich will nur an Macchiavells Fürstenbegriff erinnern, um anzudeuten, aus welchem Verfall sich der Begriff herauszuarbeiten hatte. Dabei galten die Fürsten als Halbgötter oder als die Götter dieser Erde. Und wie diese Götter zum Teil ihre Gottheit genossen und in ihrer Welt als Gott wirtschafteten, in Deutschland zumal in der unvermeidlichen Nachahmung Frankreichs, d. h. des Hofes von Versailles, davon giebt die Einzelgeschichte wie die satirische Litteratur genügend Zeugnis. Der altgermanische Begriff Fürst, in ältester Form fúristo, meint eigentlich den Vordersten, der überall voran ist, als Führer, er schloß zugleich den Begriff Held ein. Das ist denn auch in den langen Jahrhunderten zum Glück nie ganz vergessen worden, ja in großen und Heldennaturen bricht der alte, hohe Begriff oft von selbst wieder aus, besonders wie es scheint in bevorzugten Geschlechtern. Oder er wird vom aufstrebenden Zeitgeiste neu gefunden und als leuchtendes Ziel des wahren Fürstenruhmes hoch aufgesteckt. So gings bei uns im achtzehnten Jahrhundert, wo unsre Dichter, Klopstock immer voran in allem Hohen, und die sogenannten Popular-

philosophen treulich zusammen an der Erhöhung des Begriffs arbeiteten. Und es gab Fürsten genug, die den neuen, hohen Gedanken sich willig hingaben, vor allen Friedrich der Große, selbst eine rechte Heldennatur, nicht zu vergessen auch Kaiser Joseph II. u. a.

Nun, was ich meinte, ist: diesen verjüngten und in sich erneuten Fürstenbegriff, auf den so viel ankommt wie auf den verjüngten Volksbegriff, sehen wir auch in unserm Jahrhundert, in der Gegenwart wirken. In unserm jugendlichen Kaiser sehen wir ihn wie verkörpert, der darin der rechte Erbe des Geistes seiner Ahnen ist. Und auch des Prinzen Ludwig Rede erinnert mich freudig daran. Da klang auch der rechte, neue, hohe Fürstengeist, der zugleich die Dinge von reiner Höhe übersieht und zugleich ihrer Bewegung zum Ziele als Führer die Wege weist. Wohl dem Reiche, daß es solche Fürsten findet! —

Man erfährt nun, wie merkwürdig die Rede weiter wirkt auch bei Gegnern der darin vertretenen Sache. Die Ultramontanen im eignen Lande fechten sie bitter an. Natürlich! Es ist ja darin bloß von einem deutschen Standpunkte die Rede, und zwar mit heller, voller Begeisterung, von einem römischen aber so ganz nnd gar nicht, als gäbe es ihn gar nicht. Der Prinz hat sich gegen schmähliche Entstellungen in ultramontanen Blättern zu verwahren. Sein Vater aber, der Prinz-Regent

Luitpold, hat ſein volles Einverſtändnis mit dem Geiſte der Rede erklären laſſen. So iſt denn das Ganze ein kleines, aber wertvolles Stück deutſcher Geſchichte in Baiern. Heil dem neu gewonnenen Baiern!

## 16. Aus der Geſchichte unſrer Sitte, zugleich zur Fortſchrittsfrage

Auguſt 1889

Auf die Frage, ob es in menſchlichen Dingen ein wirkliches Fortſchreiten im Guten giebt, an dem man bei allem äußern Fortſchritt zu Zeiten recht irre werden kann, giebt es nach meiner Erfahrung ganz ſichere bejahende Antworten in der Geſchichte unſrer Sitte, wenn es möglich wird, größere Zeiträume zuſammenzunehmen. Da klingt wohl ein Ja ja! mit Poſaunenton heraus. Ich verſuche, es da einmal erklingen zu laſſen.

### 1. Das Hutabnehmen

Das Hutabnehmen vor dem andern iſt uns jetzt weſentlich ein Zeichen der Höflichkeit und iſt

das schon seit Jahrhunderten. Aber nicht vom Ursprung her, und auch jetzt noch geht hie und da seine Bedeutung über den Begriff der Höflichkeit hinaus. So zum Beispiel in der Kirche. Niemand wird eine Kirche betreten, wenn auch ganz allein darin, ohne die Regung, den Kopf zu entblößen, selbst wenn kühle Luft wäre. Mir kam die ganze Frage einmal vor langen Jahren in der Kirche. Ich war eine geraume Zeit vor dem Beginn des Gottesdienstes gekommen. Da kommt in dem hohen heiligen Raume über die Seele eine schöne Muße zu mancherlei Gedanken, zu denen sie sonst nicht Zeit findet. So fiel mir damals auf, was ich schon so oft gesehen hatte, und es war mir nie aufgefallen, wie die kommenden Kirchgänger den Hut feierlich abnahmen, die Männer, aber nicht die Frauen. Warum nur jene? und diese nicht? Auch die Frauen, wenn sie in Gesellschaft gehen, setzen doch dort den Hut ab und behalten ihn nur auf, wenn der Besuch ein kurzer sein soll. Bei den Juden bringt die kirchliche Sitte das gerade Entgegengesetzte mit sich, daß man im Tempel den Kopf bedeckt läßt. Was hat also das Entblößen des Hauptes für eigentlichen Sinn? Es wurde mir immer fraglicher, und ich fand auch nicht, daß jemand sonst darauf achtete. Da kam die Aufklärung aus dem Mittelalter, aus dem Rechtsleben. Nun sprach ich davon, und da kam auch von Freunden Beisteuer zu weiterer Aufhellung.

In dem wichtigen Rechtsbuche unsers Mittelalters, dem Sachsenspiegel, steht im Lehnrecht im siebenundsechzigsten Artikel eine Bestimmung für das Verhalten des Lehnsmannes, wenn er vom Lehnsherrn zu einer Verantwortung vorgeladen wurde. Es heißt (in der mitteldeutschen Fassung gegeben): ê ouch her (er) vor den herren kome, her sal swert, mezzer, sporn, hût, hûben, hantschûh, kappen und alle wâphen von ime tûn. Das bedeutet: falls es bei der Auseinandersetzung zu Hader und Reibung käme, daß der Mann dem Herrn gegenüber ohne Wehr und Waffen sein sollte. Der Hut ist nichts als der Helm, auch Eisenhut genannt (daher auch die sogenannte Haube unter dem Helme als Schutz des Kopfes gegen das Eisen), wie die Handschuhe natürlich Eisenhandschuhe sind, die zur Rüstung gehören. Da erscheint zwar das wehrlose Auftreten des Lehnsmannes vor dem Herren wie nur für den Fall gefürchteter Reibung geltend. Aber im sogenannten Schwabenspiegel, der noch im dreizehnten Jahrhundert nicht lange nach dem Sachsenspiegel diesem nachgearbeitet ist, heißt es an der entsprechenden Stelle (Art. 117, Laßberg) allgemein gehalten, und das ist gewiß das Ursprüngliche: ê daz der man für den herren kome, sô sol er allez gewaefen von ime tuon, und alle die mit ime sint, d. h. sein Gefolge, das im Sachsenspiegel nicht besonders erwähnt ist, weil es sich von selbst versteht. Das gewaefen wird dann auch

noch besonders bezeichnet, sporn und mezzer, huot und hûben usw. Dazwischen steht aber höchst überraschend: alsô sol ouch der herre tuon, d. h. sich und die Seinen vor der Verhandlung gleichfalls wehrlos machen. Das ist aber bestimmt erkennbar als späterer Zusatz, als sogenannte Randglosse, die nachher in den Text geraten ist.

Es ist der Grundgedanke des Ganzen, nicht aufs Lehnswesen beschränkt, aber darin besonders ausgeprägt, daß sich das Verhältnis von Herrn und Mann (Dienstmann) äußerlich darin darstellte, daß bei feierlicher Gelegenheit der Mann waffenlos erschien, der Herr aber bewaffnet. Wir können das heutzutage noch erkennen an Hofsitten, in denen wie in Kriegssitten eine fast unverwüstliche Dauer waltet, wenn auch mit Verschiebungen in Form und Bedeutung. Wenn z. B. der preußische König den Landtag selbst eröffnet und, bevor er die Thronrede verliest, den Helm aufsetzt, so ist das im Grunde immer noch dieselbe Sache und derselbe Gedanke wie dort im dreizehnten Jahrhundert an dem Lehnrechtstage: der Herr unter seinen Mannen, der einzige Bewaffnete oder doch Behelmte und eben daran als Herr erkennbar. Am österreichischen Hofe erschien noch Kaiser Karl VI., wenn auch nicht in Uniform, doch mit bedecktem Kopfe. Aber auch die Botschafter der auswärtigen Mächte hatten dieses Recht, weil sie gedacht waren als die vollen Vertreter der königlichen Herren, als wäre in ihnen

ihr Herr selbst anwesend. Am spanischen Hofe hatten die Granden und haben wohl noch das Recht, bei Hofe vor dem König bedeckten Hauptes zu erscheinen, d. h. sie selbst als Herren so hochgestellt, daß an Würde zwischen ihnen und dem König fast kein Unterschied blieb, was ausgedrückt ist in dem lateinischen pares (Gleiche), der König als primus inter pares. Fast ins Heitere tritt das über, wenn im englischen Unterhause die Vertreter des Volkes Nächte lang nur mit bedecktem Haupte arbeiten, wo denn der ehrenwerte Cylinder, diese glänzende Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts, in die Würde des Helmes eingerückt ist als Abzeichen der Selbstherrlichkeit des Volkes, die da in ihren Vertretern erscheint. Der Hut ist wohl schon im spätern Mittelalter in diese Bedeutung des Helmes eingetreten. Er war nun auch ein Abzeichen des freien Mannes, der keinen Herrn über sich hatte.

Um aber in das dreizehnte Jahrhundert zurückzukehren, so ist klar, daß es sich da um eine Sitte handelt, die zuletzt unmittelbar aus dem Kampfleben stammt. Ganz entsprechende Belege aus alter Zeit sind zwar nicht zur Hand, aber die Vorstellung braucht sie auch nicht, sie sieht durch jenen Gebrauch im Lehnrechtswesen deutlich durchscheinen: wer im Kampfe überwunden war, der wurde entwaffnet, und wer sich selbst überwunden gab, der entwaffnete sich selbst, wobei dann Helm, Schild

und Schwert die Hauptsache waren, so wie jetzt noch ein eben gefangner Offizier mitten im Gefecht den Degen an den Sieger abgiebt. Die uns grausig anwehende Vorstellung, daß der Überwundne damit sein entblößtes Haupt den Hieben des erregten Siegers preisgab, was allerdings, ganz genau genommen, der eigentliche Sinn des Vorgangs ist, diese Vorstellung darf man sich nicht zu schlimm ausmalen, da schon in ältester Zeit ein wackrer Gegner die Achtung genoß wie heute und außerdem seine Gefangennahme für den Sieger ein viel höherer Gewinn war an Ehre und Wert als seine Tötung. Denn der Sieger wurde nun der Herr des Überwundnen, und dieser sein Knecht, worunter man sich nicht schlechtweg Leibeigner vorstellen darf. Wenn der Gefangne von gutem Namen oder aus angesehener Sippe bei seinem Stamme und auch selbst tüchtig war, so konnte er für den Hof seines Herrn eine Zierde werden. Solche Gefangne hießen gîsel, Geisel.

Daß das alles aus den alten Quellen nicht ganz deutlich zu belegen ist (Anspielungen darauf kommen genug vor), darf nicht Wunder nehmen, weil es sich um Dinge handelt, die sich von selbst verstanden, die also besonders zu erwähnen nicht nötig war. Aber zwei Fälle sind zur Hand, die die Sache deutlich beleuchten, aus dem dreizehnten und sechzehnten Jahrhundert. Im Jahre 1551 am 24. Oktober geschah ein Tumult in Hof, von

dem Spieß, Archivische Nebenarbeiten usw. (Halle, 1785; 2, 34), nach einem Actenstück im Plassenburgischen Archiv berichtet. Dabei sind Adliche in einem festen Gebäude scharf bedrängt von der erbitterten Bürgerschaft. Da reckt einer von ihnen den Hut „fridens halb" zum Fenster hinaus, man schießt aber auf ihn. Ein andrer, um noch deutlicher zu sein, hängt seinen Hut „zu einem fridzeichen" zum Fenster hinaus, man schießt auch auf ihn. Ein dritter, Heinrich von Bünau, geht noch weiter und wirft seinen Hut „fridhalb" zum Fenster hinaus, die Bürger aber zerhacken ihn und wünschen, sie könnten dem alten Bösewicht selbst so thun. Also der Hut statt des Helmes dem Gegner dargereicht und hingegeben zum Zeichen, daß man Friede wolle.

Besonders wertvoll ist eine Stelle in der Gudrun, wo das Abnehmen des Helmes mitten im Kampfe erscheint. Die Hegelinge unter Führung des alten Wate haben in Irland die schöne Königstochter Hilde geraubt als Gemahlin für ihren Herrn, den König Hetel. Hildens Vater, der wilde Hagen, verfolgt die Räuber, und auf dem Strande findet eine gewaltige Schlacht statt. Es ist der entscheidende Augenblick, Wate und Hagen, an Heldenkraft gleich, stehen mit einander im Kampfe. Da wird der Hilde bange, sowohl um ihren Vater als um sich und ihren Freund, und sie fordert König Hetel auf, die beiden zu scheiden, d. h. zum

Frieden zu bringen. Hetel, der sich ohnehin als Held erst ausweisen muß, um seine Hilde zu verdienen, springt kampfbereit mit gehobnem Schwert zu den beiden, bittet aber den Hagen um Frieden und fordert auch Wate auf, den Kampf einzustellen. Er selbst aber bindet den Helm ab (Strophe 526, man muß sich denken, die Seinen ihm nach), und das hat die gewünschte Wirkung auch beim Hagen, mit seinem Willen wird der Friede ausgerufen über das ganze Gefilde. Das Abnehmen des Helmes also ein Verzicht auf weitern Kampf und Angebot des Friedens, dem dann, wie hier in der Gudrun, Verhandlungen folgen, die wirklich zum Frieden führen.

Entsprechend ist ein Zug aus der damaligen Kriegssitte, den man im mittelniederländischen Lancelot 3, 18244 erfährt. Da kommt ein Ritter als Bote vom Feinde mit Vorschlägen zum Frieden, er kommt aber mit umgekehrtem Schilde und bloets hoeft, unbehelmt, denn dis was een teken van vrederecht, ein Kennzeichen vom Friederechte, unter dessen Schutze der Ritter kam. Noch jetzt erscheinen ja wohl Parlamentaire unbewaffnet, nur unter dem Schutze der weißen Flagge.

Was also heute Form der Höflichkeit ist, das stammt aus dem bittersten Ernst des Lebens und wird in seiner ursprünglichen Bedeutung weit hinter unser Erfahren von der Sache zurückgehen. Übrigens tritt es als Form der Höflichkeit doch auch schon

im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auf, Frauen gegenüber. So z. B. im Erec 8960 ff., wo der Held eine Frau einsam sitzend findet, die der Hilfe bedürftig erscheint; er steigt vom Roß, bindet es an einen Ast, lehnt Schild und Speer an den Stamm, bindet den Helm ab, nimmt auch das hüetel unter dem Helm ab, wie die hûbe hier heißt, und tritt so vor die frouwe. Er thut also wesentlich das, was oben im Lehnrecht dem Lehnsmann vorgeschrieben war, wenn er vor seinen Herrn trat. Es ist aber auch derselbe Sinn hier wie dort, denn in dem höfisch ritterlichen Wesen wurden die Frauen als Herrinnen behandelt, denen die Ritter zu Dienst verpflichtet waren als Dienstmannen; bedeutet frouwe doch nichts als Herrin, entsprechend dem französischen dame, d. i. lateinisch domina. Aber auch in Gesellschaft überhaupt muß das Ablegen der Waffen noch im dreizehnten Jahrhundert eine Forderung der guten Sitte geworden sein. Konrad von Haslau z. B. in seinem Jüngling tadelt einen ungezogenen knaben (Vers 719 ff.), d. h. einen jungen Mann ohne Bildung:

hantschuoh, swert, mantel, huot
treit er bî gesten und bî kunden ...
ez waer im ersam unde guot
züg er abe mantel unde huot.

Der Hut wird hier noch der Helm sein, wie die Handschuhe Eisenhandschuhe.

Unsre Höflichkeit von heute zeigt aber immer noch zugleich den alten Hintergrund, denn wenn ich den Hut vor jemand ziehe, gehört eigentlich dazu das Grußwort, das darin seinen äußern Ausdruck findet: „Ihr Diener, mein Herr," also Herr und Diener, in alter Zeit Herr und Knecht, immer noch das Verhältnis aus ältester Zeit her, in der Gegenwart als Redensart fortgeführt, ohne daß man sich was Rechtes dabei denkt.

Zu der kirchlichen Sitte, von der ausgegangen wurde, ist übrigens noch zu erinnern, daß dafür zugleich eine biblische Weisung vorliegt, indem Paulus im ersten Korintherbriefe 11, 4 ff. fordert, daß der Mann beim Beten oder Weissagen das Haupt entblöße, die Frau aber nicht. Bei uns aber war auf alle Fälle die Vorstellung bestimmend, daß man in der Kirche dem Herrn der Herrn gegenüber trat. Die Hüte der Frauen konnten dabei nicht in Frage kommen, weil sie nie Helme gewesen waren. Sehr bemerkenswert ist auch, daß die Bauern sich nicht mit abgezognem Hut oder abgezogner Mütze grüßen, auch nicht der Knecht seinen Bauer. Unsre eigentlich ritterliche Höflichkeit ist nicht bis zu ihnen durchgedrungen, sodaß man darin ebensogut das Natürliche wie etwa einen Bildungsmangel sehen kann, ähnlich wie die Bauern auch in der Perückenzeit keine Perücken getragen haben.

## 2. Soldatisches Grüßen

Einen ganz eigentümlichen Gang hat die Entwicklung der Sache im Kriegswesen genommen. Da ist ja auf einer Seite das stete Waffentragen mehr als jemals zum Grundsatz geworden, auf der andern Seite aber ebenso das Dienstverhältnis aufs schärfste ausgebildet bis zu unbedingt ergebnem Gehorsam. Da stießen nun die Forderungen des Entwaffnens vor dem Herrn und der Untrennbarkeit von der Waffe seltsam gegen einander. Es mußte ein Mittelweg getroffen werden, der unmöglich erscheint, den aber die soldatische Sitte von heute zeigt, wie man ihn doch fand. Wenn z. B. der Kriegsherr oder sein Vertreter die Fronte seiner Truppen besichtigend abreitet und die Offiziere dann den Degen zu Boden senken, so bedeutet das ursprünglich nichts weiter, als daß sie den Degen eigentlich vor dem Herrn niederlegen; die Haltung des Degens selbst ist der zum Hiebe ausholenden gerade entgegengesetzt. Und wenn der soldatische Gruß darin besteht, daß man zwei Finger an den Rand des Helmes legt, so bedeutet das ursprünglich: ich müßte eigentlich den Helm abnehmen, das kann ich aber nicht, thue also, als ob ich ihn abnehmen wollte.

Besonders merkwürdig stellt sich das dar bei dem sogenannten Präsentiren des Gewehres von seiten des Gemeinen. Wenn er seinem Kriegsherrn oder dessen Vertreter das Gewehr entgegenstreckt so

weit als möglich, so bedeutet das ursprünglich: ich mache mich vor dir wehrlos, soweit es möglich ist, ohne das Gewehr abzulegen, und biete zugleich dir die Waffe dar, falls du mir sie nehmen willst, denn das letzte ist enthalten in der Bezeichnung präsentiren, französisch présenter. Das führt zugleich darauf, daß dieses ganze Verfahren französischen Ursprungs sein wird. Das wirkliche Weglegen der Waffe erscheint im 13. Jahrhundert z. B. in den Nibelungen, 350 Lachm., wo Eckewart von der Grenze der Mark her, deren Hut ihm anvertraut ist, nach Bechelaren geeilt kommt, um das Herannahen der Burgunden zu melden. Der Markgraf Rüdiger eilt ihm vor das Burgthor entgegen, Eckewart aber gürtet sich zuerst das Schwert ab und legt es von der Hand, ehe er seine Meldung macht, d. h. es ist im Grunde wie oben im Lehnswesen.

Erwähnen möchte ich auch noch das Gebahren mit den Handschuhen beim Gruße. In der gebildeten Welt verlangt es die sogenannte Etikette, wo sie streng eingehalten wird, daß man dem andern nicht die Hand giebt, ohne den Handschuh auszuziehen, was denn bei straffen Glaceehandschuhen auch Anlaß zu spaßhaften Szenen giebt. Die Gemütlichkeit kann doch daran keinen Anteil haben, daß man nicht etwa wolle das Leder sich einschieben lassen zwischen Hand und Hand, zwischen Mensch und Mensch. Mir scheint, als wäre das auch noch aus der Zeit her, wo der Handschuh zur Rüstung gehörte, dessen Ablegen in

Gesellschaft schon Konrad von Haslau oben vom Gebildeten fordert. So scheint mir auch der Hut von heute noch auf der Linie des Eisenhutes zu stehen, wenn man ihn in die Gesellschaft mitnehmen muß, statt ihn draußen bei den abgelegten Überkleidern zu lassen, obwohl er im Salon nach allen Seiten störend und völlig unnötig ist. Das stammt wohl vom Hofe her, der Hut der unbewußte Nachfolger des Helmes, den man unnötig mit in den Saal nahm und in der Hand trug, bloß um sehen zu lassen, daß man ihn vor dem Herrn nicht aufsetze. Wie viele Jahrhunderte wird wohl der liebe Cylinder, der im frischen Leben ein überwundner Standpunkt ist und schon der Lächerlichkeit anheimfällt, bei Hofe und in feiner Gesellschaft noch diese wichtige und doch spaßhafte Rolle spielen?

### 3. Der Fußfall

Der Fußfall ist im Leben jetzt ein seltnes Ding, obwohl ihn die Bühne und der Roman noch nicht entbehren können; auch in einer Redensart fristet er sein Leben, mit der man höchster Huldigung spaßhaften Ausdruck giebt: „Ich werfe mich Ihnen zu Füßen.“ Das wachsende Würdegefühl, auch bei Armen und Unglücklichen, scheidet ihn aus aus den Sitten. Er hat aber eine merkwürdige Geschichte hinter sich, die recht eigentlich hier in den Zusammenhang gehört und in die tiefste Urzeit führt. Ich muß aber kurz sein.

In Kleinasien, in Behistan, wurde vor nicht langer Zeit ein Felsenbild gefunden, das einen Sieger und den Überwundnen darstellt, und zwar Darius und den falschen Smerdes. Das Bild aber zeigt, überaus merkwürdig, den Besiegten auf dem Rücken liegend, den Sieger aber über ihm stehend, das eine Bein auf seinen Bauch gesetzt. Diese Gebärde kann wohl nur bedeuten: gieb dich überwunden, oder ich zertrete dir das Leben. Denn der Sieg bestand schon in alter Zeit wie jetzt noch bei wilden Völkern weniger im Siege selber, als darin, daß der andre sich als besiegt bekannte und unterwarf.

Daß Darius damals den Smerdes so unterworfen vor sich gehabt habe, daran ist gewiß nicht zu denken. Es wird schon damals ein alt überliefertes Bild gewesen sein, um einen Sieg darzustellen, obwohl es zuletzt auch auf Wirklichkeit zurückgehen wird, die sich wer weiß wo bei wilden Völkern als kriegsrechtliche Sitte wohl noch wiederfinden wird. Führen wir selber doch eben das, was das Bild dort in Behistan darstellt, arglos in der Redensart fort, daß der Besiegte dem Sieger sich „unterwerfen" mußte, und sagen das auch von Staaten und Völkern, obwohl die deutliche Vorstellung nur zwei Gestalten zuläßt, wie dort auf dem Felsenbilde. Auch lat. subjectus, Unterthan, bedeutet eigentlich unterworfen, geht also in seinem Ursprunge auf dieselbe alte Kriegssitte zurück.

Ganz altertümlich und an jenem Bilde leichter

zu begreifen ist auch die noch ganz geläufige Redensart, daß der Sieger dem Besiegten „den Fuß auf den Nacken setzte," d. h. ihn die „Niederlage" recht empfindlich fühlen ließ. Es ist dasselbe, aber mit einer weitgreifenden Änderung zum Fortschritt: der Fuß nicht mehr auf die Eingeweide gesetzt, sondern auf den Nacken, wo dann von einem Zertreten nicht mehr die Rede ist, sondern nur von einem entwaffnenden Niedertreten. Man kennt diese Form der „Unterwerfung" am bequemsten aus Campes Robinson, wo Freitag, welchen Robinson vom Cannibalentode gerettet hat, vor seinem Retter sich hinwirft, einen seiner Füße ergreift und sich selber auf den Nacken setzt, d. h.: du bist fortan mein Herr und ich dein eigen in treuem Dienste.

Hier begreift sich nun auch als weitere Stufe das Gebahren der Untern gegen den Herrn, das die Griechen bei den Persern sahen, das προσκυνεῖν, und das man noch in Asien sieht, auch in Rußland: der Untere wirft sich vor dem Herrn auf die Erde und küßt ihm den Fuß oder statt dessen den Saum des Gewandes. Die asiatische Sitte hatte auch in Rom Fuß gefaßt, sie schmeichelte dem Größenwahn der spätern Cäsaren. Diocletian führte ein, daß für den Fußkuß ein mit Edelsteinen geschmückter Schuh angelegt wurde, und das lebt denn heute noch nach in Rom seltsam genug in dem Pantoffelkuß, mit dem dem Papste gehuldigt wird.

Warum aber das Küssen? Es kommt vor, daß

die strafende Rute vom Gestraften geküßt wird als Dank für gnädige Strafe, ebenso die strafende Hand, die letztere auch dafür, daß sie gnädig nicht gestraft hat. So hat vielleicht das Küssen des Fußes ursprünglich den Sinn, daß es Dank war für die Gnade, daß der Überwundne nicht zertreten, sondern nur getreten wurde, dies aber zugleich als Zeichen, daß der Sieger vom Besiegten Besitz nahm wie von einem Eigentum, für das man fortan doch auch Sorge trägt.

So ist unser Fußfall das Ende von dem Faden, den man in dem Felsenbilde dort anspinnen sieht, mitten aus Kampf und Krieg heraus. Er bedeutet auch immer noch: ich gebe mich in deine Gnade und Ungnade, du hast mein Lebensglück in der Hand, sei so gnädig und sorge dafür. Der Fußfall selbst ist übrigens verschieden abgestuft in Bezug auf die Selbsterniedrigung vor dem Angeflehten, je nachdem man sich z. B. auf beide Kniee hinwirft oder sich nur auf eines niederläßt, den Kopf zu den Füßen niederbeugt oder emporrichtet. Die ganze Entwicklung zeigt solche Stufen, die von der Selbsterniedrigung zur Selbstachtung aufsteigen. Der ältesten Form z. B., daß man sich flach hinstreckt vor dem Sieger wie aller eignen Kraft beraubt, steht noch ziemlich nahe die Form, in der der gemeine Russe sich vor seinem Herrn niederwirft, geht aber zugleich darüber hinaus, indem man die Kniee anzieht, was schon der Übergang zum Aufrichten auf die Kniee ist. Der Knie-

fall selber ist eine weitere Abkürzung des Hinstreckens vor dem Herrn. Auch der Lehnsmann, wenn er sein Lehen empfing und dem Herrn huldigte, kniete vor dem sitzenden Herrn mit gefalteten Händen, die der Herr überdies zwischen seine Kniee nahm, womit also der Mann ganz wehrlos war. Das Falten der Hände geht beiläufig auch auf ältestes Kriegswesen zurück, es vertritt die gebundnen Hände dem Sieger gegenüber, mit dem Verflechten der Finger beider Hände in einander sind sie wie gebunden.

Ob das Knieen die letzte Stufe ist, mit der das ursprüngliche Hinstrecken sich abkürzte, um von der Selbsterniedrigung aufzusteigen? Es giebt ein demütiges Verbeugen, das wie ein Übergang zum Fußfall aussieht. Das Verbeugen selbst aber hat wieder so verschiedne Abstufungen nach dem Maße des eignen Würdegefühls, daß ich verzichte, sie zu bezeichnen. Und wiewohl das Neigen des Kopfes recht gut denkbar ist als selbständig entstanden dem Herrn gegenüber, so bleibt es doch zugleich möglich, daß auch das würdigste Verneigen vor dem Höhern geschichtlich doch nur die letzte Abkürzung jenes unterwürfigen Hinstreckens vor dem Sieger ist. —

Um aber schließlich auf die Fortschrittsfrage zurückzukommen: ich wüßte nicht, wo man ein sichreres und kräftigeres Ja darauf haben könnte als in dieser Betrachtung, wie sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende aus natürlichen, wilden Urverhältnissen rechte Menschenwürde herausarbeitet, auch

in der Geſinnung der Höhern, Herren und Fürſten, wider deren Willen die ganze Bewegung unmöglich geweſen wäre. Mir kommt dabei Fichtes edler Begriff von der moraliſchen Weltordnung in den Sinn, die in dem Ganzen waltet, es durchdringt und umfängt und ſeinem höhern oder höchſten Ziele zuführt.

## 17. Ein Wunſchzettel an den Zeitgeiſt

Zwölf-Nächte 1889|90

Dämmerung. Es klopft — herein! Knecht Ruprecht? Was willſt denn du bei einem alten Knaben, wie ich bin? Auch iſt deine Umgangszeit doch eigentlich vorbei.

„Ich bin nicht Knecht Ruprecht, und du biſt mir gegenüber jung genug. Ich habe meine Freude dran, daß du bei ſo weißem Barte noch ſo Kind im Herzen biſt.“

Ich lehne das Lob nicht ab, es entſpricht meinen Wünſchen. Aber was biſt du in der Maske des Knecht Ruprecht, der die Leute ſo ſtill beobachten kann?

„Ich bin der Zeitgeiſt, und dieſe Maske war mir recht, weil in ihr unſereins in dieſer Zeit am beſten durchkommen kann, allenfalls auch vor eurer Polizei, die das alte Recht eurer Götter, in dieſer

Zeit unter den Menſchen umzugehen und nach dem Rechten zu ſehen, noch heute achtet.“

So—o? Ein ſeltſamer, unerhört hoher Beſuch. Nun ſetz dich vorerſt.

„Du ſiehſt wohl, daß mein Gehen und Stehen mehr ein Schweben iſt, wie ihrs im Traume auch ſchon könnt, das macht ſich aber im Sitzen gar nicht gut.“

Gut denn. Aber was führt dich zu mir?

„Du haſt mich ungefähr vorm Jahr einmal ſtill citirt, ſprachſt vom klugen Herrn Zeitgeiſt, ich weiß nicht einmal, ob das nicht ironiſch gemeint war (ich auch nicht), und von dem Gedanken, mir einmal einen Wunſchzettel vorzulegen, wenn ich ein geneigtes Ohr zeigte. Das hat ſich mir denn ſtill eingeprägt, ich bin wenigſtens neugierig, zu hören, welches deine Wünſche ſind, und komme denn in dieſer Wunſchzeit, daß du dein Wort halten kannſt.“

So ſo! Richtig! Es war von der guten alten Zeit die Rede, und wie die mit dem Fortſchritt zuſammenhängt. Daß du doch eine Redewendung ſo ernſt nehmen kannſt! Es iſt ja aber höchſt entgegenkommend von dir, und ich darf mich nicht zurückziehen, obwohl ich vor der Ausführung nun faſt erſchrecke. Ich hatte aber gleich damals einen kleinen Entwurf gemacht, der mich nun unterſtützen mag. Alſo

## 1. Das Verhältnis der Zeit zu den Farben

Seit Jahren fiel mir mit Verdruß, ja mit Kummer auf, wie man den Farben im Gebrauch des

eignen Lebens aus dem Wege ging, als wären sie der Bildung unwürdig, als wären sie bäurisch. In der Kleidung z. B. blieben fast nur Schwarz, Weiß und Grau als bildungswürdig übrig. Blau, Rot, Grün waren verbannt. Aber Schwarz und Weiß und ihr Kind Grau sind ja eigentlich gar keine Farben, sie bezeichnen nur die Grenze, wo das Farbenleben aufhört. Farbe und Leben aber sind aufs innigste verwandt, die Farbe ist eine der Hauptoffenbarungen des großen Geheimnisses Leben. Wer sich von den Farben zurückzieht, dem geht das Leben ein, und das ist die eine Hauptfrage der Gegenwart: soll unser Leben eingehen oder sich auffrischen, soll es aufwärts oder abwärts gehen?

Die Scheu vor den Farben scheint übrigens erst aus unserm Jahrhundert zu stammen, aus der Zeit nach dem Ablauf der revolutionären und napoleonischen Sturmbewegung. Da blieb nach einem kurzen, jugendlich hoffenden Aufschwung als Bodensatz der ganzen Gährung eine furchtbare, zum Teil trostlose Ernüchterung als Grundstimmung der Zeit übrig. Aus dieser Zeit stammt wohl der schwarze Frack und der Cylinder, diese beiden Stücke der modernen männlichen Festkleidung, die für die Schönheit der Erscheinung die Grenze bezeichnen, wie Schwarz und Grau die Grenze des Farbenlebens. Noch die Amtstrachten der französischen Republik, wie man sie in Kalendern der Zeit sieht, zeigen schönes buntes Farbenspiel. Wie man in Paris kein

Zutrauen zu einem frischen Weiterleben hatte, zeigt auch das Wiederaufleben des unheimlichen Wortes in dieser Zeit der Ernüchterung (es soll aus der Zeit vor der Revolution stammen): Après nous le déluge, d. h. eine neue Sintflut oder Sündflut steht bevor, aber wir kommen gerade noch weg. Zu solcher Stimmung paßten keine heitern Farben, Paris war aber tonangebend für Europa und ist es ja heute noch, mehr, als recht ist.

So ist das Übel jung genug, um wie ein eben wachsendes Unkraut ausgerottet zu werden. Auch ist eine Umkehr schon länger in ihren Anfängen bemerkbar, auch sie vielleicht eine Wirkung des gewaltigen Stoßes von 1870, der uns aus allerhand Schlendrian aufrüttelte. Überwunden ist z. B. ein Zug, den Häusern zum letzten Anstrich eine Farbe zu geben, die möglichst keine Farbe wäre. Ich habe jahrelang dies edle Streben mit heimlichem Spaß verfolgt, eine Farbe zu finden, die keine wäre: es lief auf eine Art ersterbendes Erdfahl hinaus, und die Straßen gewannen damit ein entsetzlich lebloses Aussehen. Damit ist es denn besser geworden, man lernt wieder, was Leben heißt.

Auch in der Kleidung, also in der Erscheinung der Leute selber, ist eine fröhliche Umkehr zur Farbe zu bemerken. Das ist aber auch die Hauptstelle, wo der Hebel anzusetzen ist. Denn darin sind wir lange noch nicht wieder so weit, daß Fausts Worte im Osterspaziergang auch auf uns paßten:

Aber die Sonne duldet kein Weißes;
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlts im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.

Das fällt einem ja wohl ein, wenn nach langem düsterm Himmel an einem Sonntag die Sonne wieder leuchtet, oder besonders wenn der erste Schnee gefallen ist und Tausende spazieren wandeln. Da klingen einem aber Goethes Worte jetzt mehr wie Spott, denn wenn man auch in der Nähe wieder Farbiges sieht, so ist das Ganze doch nicht anders, als ob die helle, heitere Welt durch den Menschen mit Haufen düstrer Kleckse befleckt und zerbrochen wäre.

2. Vom Mienen- und Gebärdenspiel

Das ist ein wichtiger Gradmesser des Lebens, um seinen höhern oder tiefern Stand zu erkennen. Wie sehr es Sache des Lebens ist, läßt sich schon daran sehen, daß es der bildenden Kunst eigentlich unerreichbar ist, es bleibt eben ausschließlich dem Leben selbst vorbehalten. Spiel, der bildliche Ausdruck, ist sehr schön, es ist wie das Spiel der Farben im Sonnenschein, wie das Spiel der Wellen, die auch den ernstesten Sinn lange fesseln können, als hätten sie ihm recht viel zu sagen. Das Mienenspiel im Menschenantlitz hat uns aber wirklich viel zu sagen, ja mehr als die Worte, die aus dem Munde gehen und die man zu Papier bringen kann.

Es sagt uns alles, was auf dem Grunde der Seele vorgeht, es ist der wahre Spiegel des innersten Seelenlebens mit seinem wechselnden Wetter und Wellenschlag. Die Augen und der Mund mit seiner Umgebung ist das Sprechendste am Menschen. Die Gebärden, die Hände, Arme, Achseln, Kopfhaltung usw. ausführen, sind nur eine malerische Unterstützung des sprechenden Antlitzes.

Das alles gilt aber vollständig nur vom Naturmenschen oder von dem, der auch in der Cultur natürlich zu bleiben weiß. Die Cultur an sich entwickelt vielmehr eine Richtung gegen das Mienen- und Gebärdenspiel, ja die Übercultur ist darauf aus, es ganz abzustoßen. Asien bietet die Gelegenheit, die Übercultur in ihren weitesten Wirkungen zu sehen. Herder z. B. äußert einmal in den Liedern der Liebe: „Das Gesticuliren ist einem Morgenländer verächtlich; auch im gemeinen Leben spricht er nur mit dem Munde, nicht mit den Händen.“ Aber auch bei uns macht sich die Richtung geltend, es giebt Leute genug, auch junge Leute, die dem Künstler für Darstellung ihres Mienen- und Gebärdenspiels gar keine Not machen würden, weil sie so gut wie keins haben, sie wandeln einher mit Gesichtern wie aus der Leinwand geschnitten oder aus Holz geschnitzt. Es giebt allerdings darin Gradunterschiede, die aufs natürlichste aus der Verschiedenheit des Lebensalters, des Temperaments, der Lebenserfahrung fließen, wie denn auch Völker und innerhalb

einzelner Völker die Stämme große Verschiedenheit darin zeigen, sodaß keiner den andern unmittelbar als Muster brauchen kann. Trotzdem ist im ganzen eine Scheu bemerkbar, seine Mienen und Gebärden mitsprechen zu lassen, d. h. seinem eigensten innersten Leben vollen Ausdruck zu geben, auch wo damit keine Gefahr verbunden und keine Vorsicht nötig ist, daß man sein Innerstes verstecke. Es ist eben ein weiteres Zeichen, wie das Leben sich einziehen und ins Engere drehen will, als ob sichs dem Ende näherte. Man könnte auch hier sagen, daß das schöne Farbenspiel des Lebens im Antlitz sich auf ein Grau zurückziehe, von Vielerlei auf ein Einerlei, sowie ein wochenlang grauer Himmel schrecklich einerlei aussieht. Laß dir das empfohlen sein, lieber Zeitgeist.

### 3. Von der Stimme

Die Stimme ist an dem wunderbaren Gebäu, das Mensch heißt, das Wunderbarste. Auch sie steht zu dem innersten, eigensten Leben des Einzelnen in engster Beziehung, als unmittelbarster Ausdruck desselben, da ihr auch das Wunder der Worte und der Sprache zur Verfügung steht, dessen ja die Tiere bei schönster Stimme entbehren. Aber die Worte sind nur das Körperliche an der Sprache, daher auch für das Auge mitteilbar; das Seelische, das eigentlich Lebendige an der Sprache ist die Stimme, für die es keine Schrift giebt. Daher erklärt sichs ja, daß dieselben Worte, von verschiednen Menschen,

ja von denselben Menschen in verschiedner Stimmung gesprochen, ganz verschieden klingen und wirken können.

Aber auch hier ist ein leidiger Gegensatz zwischen Natur und Cultur thätig, den die wahre Bildung zu überwinden hat. Die Cultur entwickelt auch hier die Richtung, das Lebendige einzuziehen. Aus Frankreich, d. h. Paris, schildert im vorigen Jahrhundert Marmontel in seinen Principes d'éloquence den Sprechton seiner Landsleute: L'accent français est peu marqué dans le langage ordinaire, la politure en est la cause. Il n'est pas respectueux d'élever le ton, d'animer le langage, et l'accent dans l'usage du monde n'est pas plus permis que la geste. In England verbietet es geradezu der gute Ton, beim Sprechen die Lippen usw. lebhaft zu bewegen, das Gesicht spricht, blickt und lebt überhaupt möglichst regungslos, so erfordert es die gute Sitte. Auch bei uns ist diese Richtung in der gebildeten Welt thätig, sie ist eben auch ein Culturtrieb, aber kein gesunder. Mir machen Leute derart oft den Eindruck, als ob ihnen auch das bißchen Bewegung von Miene und Stimme, das sie noch übrig haben, zuviel wäre, als ob sie es lieber geschrieben oder gedruckt vorlegten, was sie zu sagen haben, wie sie denn auch gern keinen Sprechstil, sondern einen Druckstil sprechen, die gar sehr verschieden sind. Es ist, als ob auch von diesem wichtigen Gebiete des menschlichen Lebens ein eintöniges Grau Besitz ergreifen wollte, denn die Stimme hat mit den Farben

Verwandtschaft, wie man sie denn auch als hell oder dunkel, gedämpft und dergleichen bezeichnet.

Das wäre denn, wenns keinen Gegensatz und keine Hilfe gäbe, ein sichres Zeichen, daß das Leben, das unser Alles ist und alles Weitere und Höhere in sich schließt, seiner selbst müde ist, sich vom frischen Ausgreifen, um die Welt zu ergreifen, zurückzieht und sich gleichsam auf sich selbst eindreht, seines Endes gewärtig, ja ihm als Rettung zustrebend. Hat doch gerade in Deutschland in unserm Jahrhundert ein hochgescheiter Philosoph jenem lebenleugnenden Standpunkte philosophisch-systematischen Ausdruck gegeben, womit er für alle Zeiten als letzte Weisheit festgenagelt schien. Die Schopenhauerei war keine Wahrheit, sie war eine Krankheit, eine Verstimmung. Das war der Anfang vom Ende, der Fluß des Lebens war ins Stocken und damit in Versumpfung geraten und trieb böse Dünste auf. Jetzt aber stehen wir im Anfang eines neuen Anfangs. Dies Gefühl geht immer deutlicher als belebender Frühlingshauch durch die deutschen Lande. Da muß aber auch das Grau aufhören, das vom Menschenwesen Besitz ergriffen hatte und Himmel und Erde in sein Einerlei eintauchte. Hilf dazu, lieber Zeitgeist, du wirst dich selbst dabei wohl befinden.

## 4. Von unserm Tanzen

Der Tanz hat für das Leben der Völker, ja der Menschheit eine eigentümliche, hohe Bedeutung. Es

ist kaum etwas so verschieden bei den verschiednen Völkern, in den verschiednen Zeitaltern, auf den verschiednen Culturstufen, als der Tanz. Auch bei ihm sind Natur und Cultur die bedingenden Mächte, die zwischen schönem Einklang und Widerstreit schwanken. Wie weit die Natur der Cultur nahe bleibt, daß sie nicht in Gemeinheit, Roheit, Wildheit ausartet, wie weit andrerseits die Cultur der Natur nahe bleibt, daß sie nicht in Übercultur (unser Ballet) oder in ein schönheitsscheues Einerlei ausartet, das ist ein wichtiges Kennzeichen für den Stand des Lebens in einer Zeit, einem Volke, einem Bildungskreise überhaupt.

Mit unsrer Zeit steht es nun da gar nicht zum besten. Unsre Bildung hat ganz vergessen und verloren, was Tanz eigentlich ist, das muß uns auf gelehrtem Wege wieder vermittelt werden, wozu doch auf Schulen und Universitäten keine Zeit bleibt. Und doch steht uns ein Ahnen davon auch im Leben noch nahe genug, wenn man z. B. einen Bauerntanz zu sehen bekommt, wie er hie und da in Deutschland, besonders im Hochgebirge sich noch in alten Formen erhalten hat. Da hat man wohl dies und das abzuziehen, was unsrer Bildung widerspricht, aber das Ganze als solches steht als ein Bild von schönem Leben vor uns, auf das wir mit einer Art wehmütigen Neides blicken, weil wir mitsamt unsrer Bildung von diesem schönen Leben gar zu weit abgekommen sind.

Ein Haupt- und Grundirrtum in unserm Begriff vom Tanz ist der, daß dazu beide Geschlechter in naher Beziehung und Berührung nötig wären. Mir sind darüber und über den Tanz überhaupt die Augen durch einen Zufall früh aufgegangen, auf einer Studentenreise. Da saßen wir an einem Sonntag Nachmittag in einer Dorfschenke bei Hof. Die Stube war ziemlich besucht, in einer Ecke spielten eine Handvoll Musikanten ihr Bestes. Da stand, als ein Stück von lebhaftem Rhythmus kam, ein junger Mann auf (er war dem Ansehen nach kein Bauer), trat in die Mitte der Stube und fing an, nach dem Rhythmus des Tonstücks Bewegungen zu machen, mehr mit den Armen und dem Oberkörper als mit den Beinen, indem er wesentlich an demselben Platze verharrte mit mäßigen Wendungen nach verschiednen Seiten; die Bewegungen, die er machte, waren so gehalten und dabei so mannichfaltig und natürlich, daß man nicht müde wurde, mit Spannung hinzusehn. Etwas störend wirkte es auf uns, als er nach einer Weile seiner Kunst ein Kunststück beifügte, das wir ihm gern geschenkt hätten, indem er ein halbvolles Bierglas sich auf den Kopf stellte und so seine tanzenden Bewegungen fortsetzte. Später fand ich, daß dies Kunststückchen schon im Mittelalter geübt wurde, wo es im vierzehnten Jahrhundert ein österreichischer Dichter, der Teichner, mit Tadel erwähnt. Darnach ist aber auch diese Kunst des Einzeltanzes so alt und gewiß noch älter und doch so nahe bei der Natur;

denn bei jenem Einzeltänzer in dem Dorfe machte alles den natürlichsten Eindruck, wie eben erst erfunden, vom Augenblicke eingegeben, was es denn zugleich auch war. Übrigens stand nach einer Weile ein andrer junger Mann auf, trat gegen ihn, und nun tanzten beide gegen einander, sodaß ein ganz neuer Reiz des Schauspiels begann, wie bei zweistimmigem Gesang gegen einstimmigen, wenn die zweite Stimme die erste nicht bloß dienend begleitet, sondern auch fugenartig frei dagegen vorgeht.

Nunmehr wußte ich, was Tanz ist: freie Selbstbewegung als natürlicher Überschuß von innerstem müßigen Behagen, das sich mit seinem Überfluß keinen andern Rat weiß, als ihn so in schöne Bewegung umzusetzen, mit der er sich und den Andern zur reinsten, schönsten Freude wird; denn das Behagen des Tanzenden überträgt sich von selbst auf die Zuschauer, weil sie die Bewegung im Geiste, im Gefühl in sich mitmachen. Eigentlich gehört noch Gesang dazu, der wie hier durch Musik ersetzt werden kann.

Ich habe nachher oft bei dem Tanz unsrer Bildungswelt an jene Tänzer aus dem Volke denken müssen, z. B. beim Ballet. Dort auf den Gesichtszügen des Tänzers das reinste, heiterste, stillste Behagen, nicht ohne Humor und Schelmerei, hier bei den Tänzerinnen ein vor dem Spiegel einstudirtes süßes Lächeln, dem jeder das Erzwungne und Unwahre ansieht, mir unter den unerfreulichen Er-

scheinungen des Menschenantlitzes fast das Widerstrebendste, das ich kenne. Auch auf unsern Bällen fehlt es nicht an unwillkürlicher Vergleichung; denn wenn ein Herr seine Dame nach einem Rundtanze zur Mutter zurückbringt, so lächelt sie wohl zum Dank mit ihrem besten Lächeln, aber aus aufgeregten und erhitzten Gesichtszügen heraus, die mit dem Lächeln in Widerspruch stehen. Rechter Tanz soll ein freies, behagliches Spiel sein, hier wird er zur Anstrengung.

Die Rundtänze sind überhaupt das deutlichste Zeichen von dem tiefen Stande unsrer Tanzkunst, der eigentlich nicht tiefer sein kann, zu welcher Behauptung ich die Zustimmung einer Stimme beibringen könnte, die wenn irgend eine hier zu den berufensten gehört. Von Kunst ist eigentlich dabei kaum noch die Rede, ja bei einigen Tänzen läuft die Kunst auf die eine Spitze hinaus, daß man den Schwindel überwinde, aber etwas Schwindel, das gehört zum Genuß, was allein die Entartung der Kunst kennzeichnet. Außerdem ist die Bewegung eine ganz einseitige geworden, auf die Füße beschränkt, Arme und Kopf, das Beweglichste und Redendste sind zu starrer Haltung verurteilt, was freilich die ganze Kunst zugleich so bequem macht. Das Ganze läuft aufs einseitigste darauf hinaus, daß sich Männlein und Weiblein in Umklammerung um einander drehen, als wollten sie sich aus der Welt hinausdrehn.

Es giebt ja neben diesen Rundtänzen auch in

unsrer Bildungswelt noch Tänze, die an die gute alte Zeit und die beste Art des Tanzes erinnern, z. B. der Contretanz, eigentlich englisch country-dance, von der französischen Tanzkunst im vorigen Jahrhundert vom Lande in den Salon versetzt. Das ist ein kleines Drama aus dem Jugendleben der Geschlechter, in dem sich Suchen und Prüfen, Werben und Finden, Meiden und Trennen und Wiederfinden in mannichfachstem Spiel abspiegelt; da ist Platz zu bedeutsamem Mienenspiel, freiem Spiel der Arme und des Oberkörpers, überhaupt zur freien, schönen Selbstbewegung, diesem Wesentlichsten beim Tanze. Aber daß gerade zu diesem Wesentlichsten die junge Männerwelt keine Lust mehr hat, ist ja eine alte Klage der jungen Damen, die auch hier glücklicherweise näher bei der frischen Natur bleiben, als die Herren in ihrer schwarzen Erscheinung, die der Heiterkeit ohnehin so stark widerspricht. Eine schöne Ruine aus alter guter Zeit in unsre hereinragend ist das Menuett, das von den Tanzmeistern, die ihre Kunst tiefer auffassen, noch jetzt wenigstens als wichtiger Durchgangspunkt für die Bildung, die die Tanzkunst geben soll, festgehalten wird. Da ist Gelegenheit, schöne freie Selbstbewegung zu lernen, die dem Tänzer selber einen reinen Selbstgenuß giebt, wie ihn so eigenartig nichts weiter geben kann. Aber wer hat jetzt noch Lust und Geduld, das langweilige Menuett ordentlich zu lernen, da sind die Bewegungen zu zierlich, zart und gehalten; der Tanzunterricht

eilt so rasch wie möglich auf die Rundtänze los, wo man nicht wie dort zu werben und zu suchen braucht, sondern gleich im Arme hat. Auch aus unserm eignen Volksleben ist ein hübscher Rest alten Tanzes noch in gebildeter Gesellschaft nicht vergessen: ich meine den Großvatertanz, der bei einer heitern Hochzeit oder Kindtaufe im rechten Augenblick vorgeschlagen noch jetzt den lebhaftesten Anklang findet. Der künstliche Wechsel des Rhythmus, der aus würdig getragner Bewegung plötzlich in übermütig springende übergeht, versetzt die Tänzer mit einem Schlag in das volle Leben der alten Zeit, dabei hat dieser Tanz auch den alten, volksmäßigen Zug noch an sich, daß die Tanzenden mit eignem Gesang sich selbst die Musik machen, wie beim Menuett, diesem höfischen Tanze, ursprünglich auch.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie nahe das alte, gesunde volksmäßige Tanzleben an unsre Zeit heranreicht, auch in gebildeter Gesellschaft. Gellert z. B. hat in seinen jungen Jahren Texte gedichtet für Polonaisen, Allemanden u. dergl., die also zum Tanz gesungen wurden. Der junge Goethe schildert einmal in den Recensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (Gedichte von einem polnischen Juden) das Bild eines deutschen Jünglings, der die rechte deutsche Liederdichtung in Gang brächte: „Laß, o Genius unsers Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste

Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten, mannichfaltigsten Reihen vorzutanzen usw." (Der junge Goethe 2, 440). Der Ausdruck bürgt dafür, daß nicht von eintönigem Rundtanze die Rede ist, sondern von Figurentanz. Noch im Anfange unsers Jahrhunderts hatte der für die Gewandhausbälle in Leipzig angestellte Tanzmeister die Pflicht und Aufgabe, für jeden Ball mit ein paar neuen Tänzen aufzutreten. Wir von heute stehen da wie vor einem Rätsel, denn wir begreifen nicht, wie man auf das Tanzen solchen Fleiß und solche Hingebung verwenden und ihm als Kunst solche Wichtigkeit beilegen konnte. Wir fühlen uns da wie in eine Kindlichkeit zurückversetzt, von der wir wie durch eine Kluft getrennt sind.

Und doch ist die Zeitlücke nicht so groß, daß nicht wie bei der Farbenscheu eine Umkehr oder Rückkehr möglich wäre. Sehen wir doch im Bühnenleben eine solche Umkehr vor sich gehen, die man noch vor dreißig Jahren für unmöglich gehalten hätte, daß man von der zunftmäßigen Übercultur des Theaterwesens mit einem mutigen Sprunge zurückgeht auf alte, einfache, volksmäßige Natürlichkeit, und daß dafür auch Laien ein Talent entfalten, das man vorher bei ihnen nicht gesucht hätte. So hielte ich es für möglich, daß nach ein paar tapfern Versuchen auch die alte, lebendig schöne Kunst des

Tanzens wieder erweckt würde und einer Lust und Freude begegnete, die man nicht geahnt hätte. Es gehörte mit dazu, wenn unser Leben wieder in vollen, schönen Gang kommen sollte. Hilf auch dazu, lieber Zeitgeist, denn du bist ja doch der Herr in diesen Dingen.

„Bist du endlich fertig? Es ist etwas lang geworden, auch verfielst du in Docententon und schienst zu vergessen, wen du zunächst vor dir hast. Ich habe aber doch gern zugehört und meine Glossen unterdrückt, denn die Richtung, in der du strebst und treibst, kann ich nur billigen, sie ist im Grunde auch die meine. Aber bist du noch nicht fertig?"

Ach nein, es ist nur der Anfang meines Wunschzettels, der eigentlich noch zu höhern Dingen aufsteigen sollte. Höre wenigstens noch drei Nummern mit an, ganz kurz gefaßt.

## 5. Unser Titelwesen

Mir wird bange um die Wahrheit unsers Fortschritts, an den zu glauben Bedürfnis ist, wenn ich sehe, wie die Sucht nach Titeln und Orden um sich greift. Das wäre für sich allein ein Zeichen von Rückgang und Niedergang. Warum steht es damit in Frankreich, England und Amerika besser oder gut? Und auch bei uns giebt es doch Gebiete, wo die Krankheit noch nicht eingerissen ist, namentlich das Gebiet der Kunst. In der Schauspielkunst vertritt der Name mit seinem Klange für sich allein alle

Titel und braucht keine weitere Schönfärbung durch äußere Zuthaten, und auch in andern Gebieten der Kunst und Wissenschaft fehlt diese Erscheinung nicht. Auch da ist der titellose Name für sich das Höchste, was zu erreichen ist. Woher nun die Sucht nach Selbstvergrößerung durch äußere Mittel? Es ist vielleicht nur ein Bodensatz von der alten Kleinstaaterei her und müßte also zu überwinden sein. Mich erinnert es an die Allongeperücken, die auch so lange unentbehrlich schienen und jetzt lächerlich sein würden.

## 6. Unsre Fürstentracht

Es ist doch ein eignes Ding, daß unsre Fürsten, wo sie in ihrer ganzen Würde erscheinen, keine fürstliche Kleidung mehr haben, sondern nur eine soldatische. Soll wirklich der Fürst in seinem höchsten Begriff durchaus und für immer mit dem des Kriegsmanns zusammenfallen? Das will mir nicht ein. Bei der großen Erneuerung unsers gesamten Lebens sollten wir auch den Zug überwinden, der erst aus der letzten Periode des modernen Lebens, aus dem 17. und 18. Jahrhundert herrührt. Vorher gab es eine Fürstentracht, die unsern Malern und bildenden Künstlern noch unentbehrlich ist. Wenden sie sie doch auch schon in idealem Zurückgreifen auf die Gegenwart an. Man sieht hie und da Kaiser Wilhelm den Ersten im Bilde auf dem Kaiserstuhl sitzen im Krönungsmantel, mit Hermelin, auch mit der

Krone auf dem Haupte oder darüber schwebend, und das alles sieht man, wenn ungestört von unnützen Nebengedanken, mit einer stillen Genugthuung und Freude, weil man da die Gegenwart der alten, großen Zeit die Hand reichen sieht. Und wenn das mehr ein kindliches Denken ist, gut, das verbürgt hier wie sonst oft gerade eine gesunde Rückkehr zum Rechten.

### 7. Sonntagsstimmung

Bange machend, wo nicht ängstigend ist auch die Unruhe, die die Geister jetzt mehr als je beherrscht oder ergreift, die sich nicht dagegen zu wehren wissen. Treibt sie doch Erscheinungen heraus, die wie Blasen aus giftigem Grunde auftauchen. Die vorigen Wünsche gehen fast alle auf Wiederherstellung gesunder Bewegung hinaus, denn Leben ist Bewegung. Aber Unruhe ist keine gesunde Bewegung, diese bedarf vielmehr vor allem andern einen innersten Punkt, wo Ruhe herrscht, von der die Bewegung doch ausgeht und gelenkt wird. Und dieser innere Ruhepunkt ist uns vielfach verloren oder in Gefahr unter Zeiteinflüssen, die noch zu überwinden sind. „Mit Dampf" ist die Losung der Zeit, daraus wird eine atemlose Jagd, die denn auch im sogenannten Jagdzuge auf der Eisenbahn ihren Ausdruck gefunden hat. Das ist eine ängstliche Richtung, die eine Ergänzung braucht. Wie diese Ergänzung aussehen muß, wüßte ich nicht besser kurz auszudrücken, als durch Sonntagsstimmung. Was es damit auf sich hat, ist heute

besonders in den Großstädten halb oder mehr vergessen. Ist doch in unserm Leben der Unterschied von Sonntag und Werkeltag fast aufgehoben, indem auch der Sonntag zum vollen Arbeitstag oder die Wochentage alle zu Sonntagen gemacht werden sollen. Wer aber alle Tage Sonntag haben will, der hat in Wahrheit keinen mehr. Die Sonntagsstimmung kommt nur über uns, wenn wir uns aus dem unruhigen Treiben und Drehen der Alltagswelt in eine reine Höhe erheben, wohin der Seele der Weg jeden Augenblick offen steht, auch wenn sie ihn jahrelang vergessen hat. Da sieht man wie von Bergeshöhe in das bunte Durcheinander unten hinein, deutlicher als in der Tiefe selber, und übersieht zugleich die Masse als ein Ganzes. Man steht wie auf der Brücke zwischen Erde und Himmel. Nachher freilich heißt es von der Höhe wieder niedersteigen in das wirre Getriebe und die Arbeit daran wieder aufnehmen, aber mit dem reinern Blick und Überblick von oben her. Diese Sonntagsstimmung in regelmäßiger Wiederkehr ist das Nötigste, was wir brauchen in der wachsenden Unruhe der Zeit. Wo sie zu haben ist? Nun man hat sie in der Familie, z. B. im Angesicht des Weihnachtsbaumes, wo alle beunruhigenden Fragen eine Antwort finden. Man kann sie in Gottes freier Natur holen; auch Kunst und Wissenschaft in ihrer reinen Form bieten sie leicht dar. Aber alle diese Quellen sind genauer zugesehen nur eine höhere, d. h. Religion. Die eigent-

liche Wohnung der Sonntagsstimmung ist und bleibt doch die Kirche.

„Gut, ich will das noch mit auf den Weg nehmen. Aber ich muß nun fort, ich habe noch mehr Geschäfte. Also Gott befohlen, das Stündchen soll nicht verloren sein. Ich wollte, ich könnte in fünfzig Jahren wieder mit dir darüber reden, wie es dann damit steht, aber da bist du ja nicht mehr da."

Nun, da werden Andre da sein, mit denen du verhandeln kannst.

Ich machte ihm die Thür auf, es war eigen zu sehen, wie er über die Schwelle mehr schwebte als schritt und ebenso den Saal entlang. Aber sieh, eh er an die Treppe kam, war er verschwebt und verschwunden.

Hätt ich alles nur geträumt? Ja, es war aber ein Zwölf-Nächte-Traum.

# Inhalt


| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. | Das Leibnizdenkmal in Leipzig und der Realismus | 1 |
| 2. | Ein Knopf von Goethe | 9 |
| 3. | Die Tonleiter im Musikunterricht | 20 |
| 4. | Richard Wagner und Aufregung | 39 |
| 5. | Etwas zur Geschichte des Kunstblickes | 47 |
| 6. | Wie man von Tieren lernen kann | 60 |
| 7. | Wie Lachen schön macht, etwas zum Begriff der Schönheit | 86 |
| 8. | Etwas vom Sterben | 96 |
| 9. | Ein nicht anerkannter Vers von Goethe | 118 |
| 10. | Etwas vom Leben | 131 |
| 11. | Wie Wahr und Gut zusammenhängen | 180 |
| 12. | Trauer und Treue | 196 |
| 13. | Prophezeiungen | 217 |
| 14. | Gute alte Zeit und Fortschritt | 314 |
| 15. | Die Rede des Prinzen Ludwig | 337 |
| 16. | Aus der Geschichte unsrer Sitte, zugleich zur Fortschrittsfrage | 345 |
| 17. | Ein Wunschzettel an den Zeitgeist | 363 |